

# **Geschlechter-Geschichten.**

## Zur Konstituierung des Politischen in der kleindeutschen Nationalhistoriographie

vorgelegt von  
Svenja Kaduk

Bielefeld 2020

Gutachter:

1. Prof. Dr. Martina Kessel, Universität Bielefeld
2. Prof. Dr. Angelika Epple, Universität Bielefeld

eingereicht am 16. Oktober 2014

Disputation am 18. Mai 2015

EINLEITUNG	2
I. STRUKTURELLE UND QUANTITATIVE ANALYSE	12
I.1 Strukturelle Analyse	12
I.2 Quantitative Analyse	19
II. GESCHLECHT, STAAT, ORDNUNG – Narrative Subjektentwürfe und Grenzziehungen	23
II.1 Maria Theresia und ihre Brüder – ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ bei Ranke, Droysen und Treitschke	24
II.1.1 Sisters Act – Frauen in Herrscherpositionen	25
II.1.2 Herrschende Männer – ‚männliche‘ Herrschaft?	31
II.1.3 ‚Weibliche‘ Herrschaft als Code – Kontextualisierung von Geschlechterkonnotationen	32
II.2 Preußen – das männlich-bürgerliche Ideal	34
II.2.1 Tugendhaftigkeit	35
II.2.2 Selbstkontrolle und Mäßigung	39
II.2.3 Arbeit	56
II.2.4 Selbständigkeit	60
II.2.5 Zukunftsorientierung	63
II.3 Fazit für Preußen: Umfassender Männlichkeitsentwurf	84
II.3.1 Preußen – Charakterköpfe im Untertanenstatus	86
II.3.2 Die bürgerliche Monarchie	88
II.4 Österreich – unter anderem: ‚Weiblichkeit‘ und Unmännlichkeit	91
II.4.1 Unkontrolliertheit	91
II.4.2 Passivität	99
II.4.3 Heimlichkeit und Lüge	105
II.4.4 Zukunftslosigkeit und Unfruchtbarkeit	114
II.5 Fazit für Österreich: Unmännlichkeit oder sogar ‚Weiblichkeit‘	119
II.6 Familienalbum – Beziehungen zwischen Herrschenden und Beherrschten, Männern und Frauen, Alt und Jung in Preußen und den anderen Staaten	121
III. STÖRUNGEN – Unmännlichkeit und ‚Weiblichkeit‘ im preußischen Staat	135
III.1 Irrungen und Wirrungen am preußischen Hof	136
III.2 Friedrich II. bei Droysen	158
III.3 ‚Weiblichkeit‘ im preußischen Staat? Friedrich Wilhelm IV., der ‚unmännliche König‘	165
III.3.1 Selbstbeherrschung, Herrschaft und Fortbestand der Dynastie. Zur Einbindung der ‚Unmännlichkeit‘ Friedrich Wilhelms IV. in die patrilineare Erzählung	181
III.3.2 ‚Unmännlichkeit‘ als Argument – Friedrich Wilhelm IV. und die Revolution in Preußen	190
SCHLUSS	196
LITERATUR	205

## Einleitung

Gegenstand dieser Untersuchung ist die Konstituierung des Politischen in zentralen Texten der preußischen Nationalhistoriographie im 19. Jahrhundert. Geschichtsschreibung bedeutete insbesondere im Zeitalter des Historismus Gegenwartsbestimmung und Zukunftsorientierung. Vergegenwärtigte Vergangenheit vermittelte nicht nur eine Vorstellung von dem *Woher* einer Nation, sondern gab auch Antworten auf die Frage nach deren *Wohin* und dem dazu angebrachten *Wie*: Politisierung der Historie und Historisierung der Politik gingen Hand in Hand. Geschichtserzählungen erfüllten sinn- und identitätsstiftende Funktionen nicht nur bei der „Erfindung der Nation“<sup>1</sup>, sondern auch im Rahmen der politischen (Selbst)Verortung der (männlichen) Bürger im sich wandelnden Raum des Politischen. Sie trugen gleichzeitig zur Strukturierung und zur Umformung des politischen Raums bei. Die Arbeit untersucht die deutschsprachige Nationalhistoriographie des 19. Jahrhunderts diesbezüglich auf ihre sprachlich-narrativen Konstruktionsprinzipien. Dass die Kategorie Geschlecht als sinnstiftende Instanz bei der Konstruktion der jeweils als politisch oder unpolitisch entworfenen Entitäten wirksam wurde, ist eine erkenntnisleitende Arbeitshypothese.

Konkret fragt die vorliegende Untersuchung danach, mit welchen narrativen Strukturen, symbolischen Codierungen und geschlechterspezifischen Konnotationen zentrale Werke der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft unterschiedliche historische Räume als politisch konstituierten und Individuen, Gruppen und Nationen Politikfähigkeit, Sprachmächtigkeit und Handlungskompetenz zuschrieben. Dabei geht es zum einen darum, wie weibliche und männliche Herrscherfiguren, Familienmitglieder, aber auch miteinander in Konflikt geratende Staatswesen oder gesellschaftliche Gruppen positioniert und wie über diese Positionierung spezifische Besetzungen von Innen/Außen, Politisch/Unpolitisch, Oben/Unten selbstverständlich wurden. Zum anderen stellt sich die Frage, welche narrativen und ästhetischen Muster dazu beitrugen, dass sich spezifische Männlichkeitsentwürfe und die Definition des Politischen stets gegenseitig bestätigten. In diesem Zusammenhang soll auch gefragt werden, ob das Medium Geschichtswissenschaft möglicherweise Entwürfe von Männlichkeit vermittelte, die sich mit dem heute immer noch vorherrschenden Interpretationsmuster der Polarisierung der Geschlechtscharaktere nicht restlos aufschlüsseln lassen.

Die drei Untersuchungsbereiche Geschichte, Geschlecht und Politik sind durch eine Strukturanalogie miteinander verbunden: sie alle geben eine Antwort auf die Frage, wie aus

---

<sup>1</sup> Benedict Anderson, *Imagined communities: reflections on the origin and spread of nationalism*, London 1985.

einer Vielheit eine Einheit geschaffen wird<sup>2</sup>. Im Bereich (nicht nur) der ‚deutschen‘ Politik im 19. Jahrhundert ging es vor allem um die Themen Nation und Nation(alstaat)sbildung, also die Verbindung verschiedenartiger Staatswesen und deren Bürger zu einem Gesamtstaat – eine Frage, die einerseits institutionell gelöst werden musste, andererseits aber auch und vor allem zunächst einmal in der Vorstellung der Zeitgenossen eine konkrete Form annehmen musste, um denk-, sag- und machbar zu werden<sup>3</sup>.

‚Geschichte‘ kann in zweierlei Hinsicht als Vereinheitlichungsmodus gedacht werden, zum einen im Koselleckschen Sinne des Kollektivsingulars als *historia*, also als Vorstellung von der Gesamtheit des Vergangenen<sup>4</sup>. Zum anderen erscheint ‚Geschichte‘ aus erzähltheoretischer Sicht als narrative Form der Zusammenfügung singulärer Ereignisse in einer kohärenten Erzählung mit Anfang, Mitte und Ende.

Die Kategorie ‚Geschlecht‘ wurde in nachaufklärerischer Zeit zu einem normativen Vereinheitlichungsmodus: im Gegensatz zu frühneuzeitlichen Denkkategorien, die sich an der Standeszugehörigkeit orientierten, fand nun mehr und mehr die Zuordnung von Männern und Frauen unterschiedlichster sozialer Herkunft zu ihrem männlichen bzw. weiblichen „Geschlechtscharakter“ statt<sup>5</sup>. ‚Mann‘ und ‚Frau‘, ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ wurden im 19. Jahrhundert grundlegende Ordnungskategorien, die gesellschaftliche (Handlungsspiel)Räume, politische Partizipation und berufliche Aussichten festlegten. All diese Bereiche stellten Versuche dar, die vielfältigen historisch-zeitlichen, individuell-menschlichen und sozial-gesellschaftlichen Zustände, Begebenheiten und Interessen, nicht zu vergessen: die durch sie geprägten und sie prägenden Menschen in eine gewisse ‚Ordnung‘ zu bringen, sie u.a. als (nationale) Einheit denkbar zu machen. Eine der zentralen Wissenschaftsdiziplinen, die solcherart vereinheitlichende Denkmodelle zur Verfügung stellten, war (und ist) die Geschichtswissenschaft. Drei der wirkmächtigsten Vertreter der Historiographie im 19. Jahrhundert und Urheber solcher ‚Ordnungsversuche‘ nehme ich in dieser Arbeit in den Blick: Leopold von Ranke's *Neun Bücher Preußischer Geschichte*<sup>6</sup>,

---

<sup>2</sup> Ich danke Daniel Fulda für diese Überlegungen.

<sup>3</sup> Steinmetz, Willibald, *Das Sagbare und das Machbare. Zum Wandel politischer Handlungsspielräume England 1780-1867* (= Sprache und Geschichte, Bd. 21), Stuttgart 1993.

<sup>4</sup> Koselleck, Reinhart u.a., „Geschichte“, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 2, Stuttgart 1975, S. 593-717; ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M., 4. Auflage, 2000, S. 182, 265.

<sup>5</sup> Hierzu grundlegend: Hausen, Karin, *Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben*, in: Werner Conze (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas* (= Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, Bd. 21), Stuttgart 1976, S. 363-393.

<sup>6</sup> Ranke, Leopold, *Neun Bücher Preußischer Geschichte*, 3 Bände, Berlin 1847-1848; im Folgenden zitiert als PG.

Johann Gustav Droysens *Geschichte der preußischen Politik*<sup>7</sup> und Heinrich von Treitschkes *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert*<sup>8</sup>.

Das Problem der Vereinheitlichung betrifft auch die Frage nach dem Entwurf von Identität. Diese erhält in der Moderne eine neue Ausprägung. Insbesondere entsteht als Antwort auf die Brucherfahrungen von Französischer Revolution und Industrialisierung ein neuer männlicher Subjektentwurf, der Brüche und Diskontinuitäten umdeutet als Fortschritts- und Entwicklungsprozesse<sup>9</sup>. Zugleich erfährt das männliche Subjekt eine neue Ausdifferenzierung – dem modernen männlichen Individuum werden verschiedene Rollen zugeschrieben, die es in der Gesellschaft einnehmen kann und soll: Familienvater, Erwerbstätiger, Staatsbürger, Parteizugehöriger, Soldat – eine Anforderung, deren Erfüllung wie Nichterfüllung ebenfalls eine Integrationsleistung verschiedener, oftmals disparater Elemente erforderlich macht.

Darüber hinaus lässt sich Identitätsfindung auch als Bindeglied zwischen Staat, Nation und (,männlichem’) Geschlecht betrachten: zwischen der (narrativen) Darstellung eines einheitlichen, handlungsfähigen, männlichen Subjekts und der Vorstellung einer einheitlichen Nation und eines schlagkräftigen Staates besteht ein Zusammenhang, der über eine Strukturanalogie im o. g. Sinne hinaus geht: zum einen bietet ein narrativer Geschichtstext die Möglichkeit, abstrakte Ideen wie Vorstellungen von Nation und Staat – nicht zuletzt durch das durch positive Helden und Geschichten bereitgestellte Identifikationsangebot – zu veranschaulichen. Zugleich können Helden wie Geschichten den (zumeist männlichen) Lesern als Muster und Vorbild für den eigenen Lebens- und Identitätswurf dienen – sowohl, was die Verortung in ‚der Geschichte’ (also rückwärts gewandt), als auch was zukünftige Standpunkte und Handlungsmotivationen betrifft.

Weiterhin fragt die vorliegende Arbeit nach der ‚Männlichkeit’ der *Geschichtsschreibung*. Die bisherige Forschung zu dem Themenkomplex Historiographie und Geschlecht verbleibt entweder auf der materiellen Ebene der Geschichtsschreibung (Institutionen, Themen, Autoren) oder fragt nach einem prinzipiellen, grundlegenden *gendering* des Konzepts der

---

<sup>7</sup> Droysen, Johann Gustav, *Geschichte der Preußischen Politik*, 14 Bände, Leipzig 1855-1886; im Folgenden zitiert als PP.

<sup>8</sup> Treitschke, Heinrich von, *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert*, 5 Bände, Leipzig 1927 (Erstveröffentlichung Leipzig 1879-1894); im Folgenden zitiert als DG. Gearbeitet wurde mit der bis in die Untertitel textgleichen Ausgabe der Deutschen Geschichte im Verlag Henschel (Leipzig 1927/28), da diese Ausgabe über ein Namens- und Sachregister von G. Dittrich verfügt. Vgl. Christof Rolker, Heinrich von Treitschke: Werke und Ausgaben. S. 7; <http://kops.uni-konstanz.de/bitstream/handle/123456789/11667/Werkbibliographie.pdf> [08.06.2018].

<sup>9</sup> Für den Bereich der „kollektiven Identität“ erfüllte der Historismus eine ganz ähnliche Funktion als „Krisenverarbeitungsstrategie“; vgl. Friedrich Jaeger, Jörn Rüsen, *Geschichte des Historismus: eine Einführung*, München 1992, S. 24.

Geschichte ‚an sich‘<sup>10</sup>. In dieser Arbeit dagegen stehen die historiographischen Texte im Zentrum der Analyse. Die Frage nach dem ‚Geschlecht‘ der Geschichtsschreibung setzt auf zwei Ebenen an: zum einen auf der Ebene der Figurendarstellung, indem danach gefragt wird, wie Männer bzw. Frauen dargestellt werden. Zum anderen geht es um die Wirkung von ‚Geschlecht‘ als Verbindungsmodus von Idee- und Handlungsebene<sup>11</sup>: inwiefern dienen Geschlechterkonnotationen oder Erzählungen von den (Beziehungen zwischen den) Geschlechtern als Bindeglied und Veranschaulichungsmodus für die auf der Ideenebene ablaufenden abstrakten Prozesse, dem ‚roten Faden‘ der Geschichte.

Seit Beginn achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wird in der Forschung in zunehmendem Maße über den Status der Narrativität in historiographischen Darstellungen reflektiert.<sup>12</sup> Der *literary turn* in den Geisteswissenschaften traf im Bereich der Nationalismusforschung mit der Wende zur Theorie von der Erfindung und Konstruktion von Gemeinschaften zusammen.<sup>13</sup> Im Zuge dieser Entwicklungen ist der Zusammenhang von Geschichtsschreibung und Nationenbildung vielfach diskutiert worden, und die Literaturlage zu diesem Thema, wie auch zum Verhältnis von Sprache und Politik generell, ist umfangreich.<sup>14</sup> Der Zusammenhang zwischen Geschichtswissenschaft und Politik ist zudem sowohl für die Zeit des Nationalsozialismus<sup>15</sup> als auch für die Geschichtsschreibung in der

<sup>10</sup> Vgl. Daniel Fulda, Hat Geschichte ein Geschlecht? *Gegenderte* Autorschaft im historischen Diskurs, in: Stefan Deines, Stephan Jaeger, Ansgar Nünning (Hg.), *Historisierte Subjekte – Subjektivierte Historie. Zur Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit von Geschichte*, Berlin/New York 2003, S. 185-201.

<sup>11</sup> Vgl. Fulda, Daniel, *Wissenschaft aus Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung, 1760-1860* (= *European Cultures. Studies in Literature and the Arts*, Bd. 7), Berlin, New York 1996.

<sup>12</sup> Am häufigsten zitiert wird in diesem Zusammenhang Hayden White, *Metahistory: the historical imagination in nineteenth-century Europe*, Baltimore, London 1974.

<sup>13</sup> Eric Hobsbawm, Terence Ranger u.a. (Hg.), *The invention of tradition*, Cambridge 1983; Anderson, *Imagined communities*.

<sup>14</sup> Im Bereich Geschichtsschreibung und Nationenbildung vgl. u. a. Sebastian Conrad (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a.M. 2002; Edgar Wolfrum, *Geschichte als Waffe. Vom Kaiserreich bis zur Wiedervereinigung*, Göttingen 2001; Stefan Berger, Mark Donovan, Kevin Passmore (Hg.), *Writing National Histories - Western Europe since 1800*, London, New York 1999; Matthias Dümpelmann, *Zeitordnung. Aufklärung, Geschichte und die Konstruktion nationaler Semantik in Deutschland 1770-1815* (= *Historische Forschungen*, Bd. 61), Berlin 1997; Hedda Gramley, *Propheten des deutschen Nationalismus. Theologen, Historiker und Nationalökonomien (1848-1880)*, Frankfurt a. M., New York 2001. Zum Thema Sprache und Politik vgl. u. a. Andreas Dörner, *Politischer Mythos und symbolische Politik*, Opladen 1995; Herfried Münkler, *Politische Bilder, Politik der Metaphern*, Frankfurt a. M. 1994; Francesca Rigotti, *Die Macht und ihre Metaphern. Über die sprachlichen Bilder der Politik*, Frankfurt a. M. 1994; Willibald Steinmetz, „Sprechen ist eine Tat bei euch.“ Die Wörter und das Handeln in der Revolution von 1848, in: Dieter Dowe, Dieter Langewiesche (Hg.), *Europa 1848. Revolution und Reform* (= *Politik- und Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 48), Bonn 1998, S. 1089-1138.

<sup>15</sup> Vgl. u. a. Rüdiger vom Bruch u. a. (Hg.), *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik: Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 2002; Michael Fahlbusch, *Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die „Volkstümlichen Forschungsgemeinschaften“ von 1931-1945*, Baden-Baden 1999; Peter Schöttler (Hg.), *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft: 1918-1945*, Frankfurt a. M. 1997; Winfried Schulze (Hg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt a. M. 2000; Ingo Haar, *Historiker im Nationalsozialismus: deutsche Geschichtswissenschaft und der „Volkstumskampf“ im Osten* (= *Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft*, Bd. 143), Göttingen 2000; Rüdiger Hohls (Hg.), *Versäumte Fragen: deutsche Historiker im Schatten des*

ehemaligen DDR<sup>16</sup> intensiv erforscht worden. Während aber bspw. im Bereich der Denkmals- und Festforschung und in Forschungen zur Erinnerungskultur bereits eine beträchtliche Anzahl geschlechtergeschichtlich orientierter Studien vorliegt<sup>17</sup>, ist die Literaturlage in der historiographiegeschichtlichen Forschung dahingehend nach wie vor lückenhaft.<sup>18</sup> Insbesondere ist die Frage nach dem Zusammenhang von Geschlecht, Geschichtsschreibung und Nationenbildung bislang selten gestellt worden.<sup>19</sup> Ebenso fehlen Untersuchungen zu den geschlechtergeschichtlichen Dimensionen des Verhältnisses von Geschichtsschreibung und Narrativität. Daniel Fuldas Arbeit sowie andere herausragende Studien zum Themenkomplex Geschichtsschreibung und Narrativität lassen einen geschlechterorientierten Zugriff vermissen.<sup>20</sup> Studien zu Prozessen von Nationenbildung dagegen, u. a. von Ute Planert,

---

Nationalsozialismus, Stuttgart u. a. 2000; Karen Schönwälder, Historiker und Politik: Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus (= Historische Studien, Bd. 9), Frankfurt a. M. u. a. 1992.

<sup>16</sup> Vgl. bspw. Martin Sabrow (Hg.), Geschichte als Herrschaftsdiskurs. Der Umgang mit der Vergangenheit in der DDR (= Herrschaftsstrukturen und Erfahrungsdimensionen der DDR-Geschichte, Bd. 3) (= Zeithistorische Studien, Bd. 14), Köln, Weimar, Wien 2000.

<sup>17</sup> Vgl. u. a. Ilsebill Barta, Familienporträts der Habsburger. Dynastische Repräsentation im Zeitalter der Aufklärung (= Museen des Mobiliendepts, Sammelbd. 11), Wien 2001; Waltraud Heindl, Idole und Erinnerung. Gedanken zu (religiösen) Mythen in Zentraleuropa; <http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/WHeindl1.pdf> [15.10.2014], beschäftigt sich mit der Erinnerungskultur in der österreichischen Monarchie im 18. und 19. Jahrhundert, also den schriftlichen (wissenschaftlichen und literarischen) Zeugnissen dieser Zeit sowie der künstlerischen Gestaltung des öffentlichen Raumes durch Denkmäler und Bauten. Allerdings gibt es auch immer wieder Untersuchungen, die den geschlechtergeschichtlichen Blick völlig außer Acht lassen, so Ulrich Schlie, Die Nation erinnert sich. Die Denkmäler der Deutschen, München 2002.

<sup>18</sup> So auch Stefan Berger, Geschichten von der Nation. Einige vergleichende Thesen zur deutschen, englischen, französischen und italienischen Nationalgeschichtsschreibung seit 1800, in: Christoph Conrad, Sebastian Conrad (Hg.), Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich, Göttingen 2002, S. 49-77, S. 65f.

<sup>19</sup> Von wenigen Ausnahmen abgesehen, vgl. Karin Hausen, Geschichte als patrilineare Konstruktion und historiographisches Identifikationsangebot. Ein Kommentar zu Lothar Gall, Das Bürgertum in Deutschland, Berlin 1989, in: L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 8/1 (1997), S. 109-131. Schulte untersucht in ihrem Aufsatz „Der Aufstieg der konstitutionellen Monarchie“ die Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts auf Typen konstitutionell-monarchischer Frauengestalten. Sie zeigt, wie diese Frauenfiguren Teil eines bürgerlichen Monarchie-Diskurses wurden und dazu beitrugen, diese Regierungsform in ihrer konstitutionellen Ausprägung mit den bürgerlichen Emanzipationsbestrebungen zu versöhnen. Vgl. Regina Schulte, „Der Aufstieg der konstitutionellen Monarchie und das Gedächtnis der Königin“, in: Historische Anthropologie 6,1 (1998), S. 76-103. Angela Koch untersucht in ihrer diskursanalytisch angelegten Dissertation „DruckBilder“ die Verbindungen und Überschneidungen von Nations- und Geschlechterdiskurs, allerdings nicht im Bereich der Historiographie, sondern anhand der Unterhaltungs- und Familienzeitschrift „Gartenlaube“. Zudem geht es Koch nicht um die Untersuchung narrativer Strukturen und deren geschlechterspezifischer Konnotation. Ihre Analyse bezieht sich vielmehr auf die geschlechterspezifische Codierung von Stereotypen. Vgl. Angela Koch, „DruckBilder“. Stereotype und Geschlechtercodes in den antipolnischen Diskursen der „Gartenlaube“ (1870-1930) (= Literatur – Kultur – Geschlecht; Große Reihe 21), Köln 2002.

<sup>20</sup> Fulda, Wissenschaft aus Kunst. Jörn Rüsen, Zerbrechende Zeit. Über den Sinn der Geschichte, Köln, Weimar, Wien 2001, beschreibt Erzählen als die grundlegende Kategorie sämtlicher „Geschichten“. Überlegungen zu geschlechterspezifischen Aspekten dieser „mentalen Tätigkeit“ und der von ihr produzierten Strukturen und Deutungsmuster fehlen hier jedoch. Das gleiche gilt für Stefan Fisch, Erzählweisen des Historikers. Heinrich von Treitschke und Thomas Nipperdey, in: Wolfgang Hardtwig und Harm-Hinrich Brandt (Hg.), Deutschlands Weg in die Moderne. Politik, Gesellschaft und Kultur im 19. Jahrhundert, München 1993, S. 54-62; Michael Gottlob, Geschichtsschreibung zwischen Aufklärung und Historismus. Johannes von Müller und Friedrich Christoph Schlosser (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Bd. 385), Frankfurt a. M. u. a. 1989 sowie den Sammelband von Matthias Middell, Monika Gibas, Frank Hadler (Hg.), Zugänge zu historischen Meistererzählungen (= Comparativ, Jg. 10, H. 2. ), Leipzig 2000. Siehe allerdings Angelika Epple, Empfindsame



nehmen die Kategorie Geschlecht in den Blick, aber nicht im Kontext der Geschichtsschreibung.<sup>21</sup> Bonnie G. Smith behandelt zwar explizit das „Geschlecht“ der Geschichte, lässt jedoch die narrative Seite der Geschichtsschreibung außer Acht.<sup>22</sup> Stephan Jaeger betonte noch 2006 wie überraschend es sei, „dass die drei Bereiche Narratologie, *gender* und Historiographie bisher in der Forschung kaum miteinander verbunden wurden“<sup>23</sup> und führt dies auf die „immer noch dünne Forschungslage zur Narratologie von Geschichtsschreibung“<sup>24</sup> zurück. Sein eigener Versuch, Geschichtsschreibung und Geschlecht über das Bindeglied des Erzählens als performativem Akt zu verknüpfen, beschränkt sich auf die Untersuchung zweier kulturhistorischer Monographien des späten 20. Jahrhunderts<sup>25</sup>. Die Beiträge in *Gendering Historiography* behandeln Fragen der Kanonisierung, Professionalisierung, Marginalisierung und geschichtswissenschaftlicher sowie alternativer Karrierewege unter *gender*-Blickwinkel; die Frage nach dem Stellenwert von ‚Geschlecht‘ in den Texten der Geschichtswissenschaft wird nicht thematisiert<sup>26</sup>. Schnickes intersektionale Analyse historiographischer Subjektentwürfe nimmt zentral die Kategorie Geschlecht in den Blick, verbleibt aber auf der Quellenebene im Bereich der Metatexte der Geschichtsschreibung<sup>27</sup>. In Überlegungen zur Untersuchung „historischer Meistererzählungen“ wiederum wird die Kategorie ‚Geschlecht‘ nur in Ansätzen oder gar nicht mit einbezogen.<sup>28</sup> Andererseits kann diese Arbeit in methodisch-theoretischer Hinsicht an diese Arbeiten anschließen, insbesondere Überlegungen zu

---

Geschichtsschreibung. Eine Geschlechtergeschichte der Historiographie zwischen Aufklärung und Historismus (= Beiträge zur Geschichtskultur, Bd. 26), Köln 2003.

<sup>21</sup> Ute Planert (Hg.), *Nation, Politik und Geschlecht. Frauenbewegungen und Nationalismus in der Moderne* (= Geschichte und Geschlechter, Bd. 31), Frankfurt a. M., New York 2000; Karen Hagemann, "Männlicher Muth und teutsche Ehre". *Nation, Krieg und Geschlecht in der Zeit der antinapoleonischen Kriege Preußens* (= Krieg in der Geschichte, Bd. 8), München, Paderborn u. a. 2002.

<sup>22</sup> Bonnie G. Smith, *The gender of history. Men, women, and historical practice*, Cambridge, London 1998.

<sup>23</sup> Stephan Jaeger, *Erzählen und Lesen von gender in Historiographie*, in: Sigrid Nieberle, Elisabeth Strowick (Hg.), *Narration und Geschlecht, Texte, Medien, Episteme* (= Literatur – Kultur – Geschlecht, Gr. R. Bd. 42), Köln/Weimar/Wien 2006, S. 315-334, S. 320.

<sup>24</sup> Jaeger, *Erzählen*, S. 321.

<sup>25</sup> Karen Haltunens *Murder Most Foul. The Killer and the American Gothic Imagination* (1998) und Natalie Zemon Davis' *Women on the Margins* (1995).

<sup>26</sup> Angelika Epple, Angelika Schaser (Hg.), *Gendering Historiography. Beyond National Canons*, Frankfurt a. M. 2009.

<sup>27</sup> Falko Schnicke, *Doppelstruktur des Hegemonialen. Intersektionale Perspektiven auf die historiographische Differenzproduktion des 19. Jahrhunderts*, in: Ann-Kristin Düber, Falko Schnicke (Hg.), *Perspektive, Medium, Macht. Zur kulturellen Codierung neuzeitlicher Geschlechterdispositionen*, Würzburg 2010, S. 27-48; Falko Schnicke, *Die männliche Disziplin: zur Vergeschlechtlichung der deutschen Geschichtswissenschaft 1780 – 1900*, Göttingen 2015.

<sup>28</sup> Matthias Middell, Monika Gibas, Frank Hadler, *Sinnstiftung und Systemlegitimation durch historisches Erzählen: Überlegungen zu Funktionsmechanismen von Repräsentationen des Vergangenen*, in: dies. (Hg.), *Zugänge zu historischen Meistererzählungen* (= Comparativ, Jg. 10, H. 2), Leipzig 2000, S. 7-35; Paul Nolte, *Darstellungsweisen deutscher Geschichte. Erzählstrukturen und „master narratives“ bei Nipperdey und Wehler*, in: Christoph Conrad, Sebastian Conrad (Hg.), *Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich*, Göttingen 2002, S. 236 – 270.

Funktionsmechanismen sprachlicher Repräsentationen des Vergangenen, deren sinn- bzw. identitätsstiftender Rolle sowie die Methodik des Historiographievergleichs betreffend.<sup>29</sup> Darüber hinaus ist, z. B. im Kontext der Kolonialismus/Postkolonialismus-Debatte, die Frage nach den geschlechtlichen Differenzmustern, die zeitgenössische Darstellungen und Auffassungen der eigenen Nation, der eigenen Geschichte und der Geschichte anderer Völker gerade in der Epoche des Nationalismus prägen, stark betont worden.<sup>30</sup> Das Forschungsprojekt „Geschlechtergeschichte der Politik – Politische Entwürfe von Geschlecht, Nation und Gemeinschaft in politischer Praxis, Staatstheorie und Ikonographie im 20. Jahrhundert“ an der Universität Hamburg<sup>31</sup> fragte explizit nach „den Ausprägungen und Auswirkungen der ‚Kategorie Geschlecht‘ auf die Politik- und Parteiengeschichte sowie auf sozial- und kulturgeschichtliche Konstellationen und Konfigurationen politischen Handelns“<sup>32</sup>.

Nationalgeschichtsschreibung ist ein politisches Projekt. Denn historiographische Darstellungen des Politischen waren im 19. Jahrhundert, als die Geschichtswissenschaft zu einer Leitwissenschaft avancierte, eminent wichtig für die Art und Weise, wie in der jeweiligen Gegenwart das Politische verstanden, räumlich gefasst und strukturiert wurde. Die historisch-wissenschaftlich bearbeitete und sprachlich-narrativ dargestellte Vergangenheit kann hierbei als imaginärer Raum politischen Handelns begriffen werden, den die (meist männlichen) Vertreter der Geschichtswissenschaft kommunikativ herstellten, bearbeiteten und ausstaffierten.<sup>33</sup> Daniel Fulda, der sich in seiner Arbeit immer wieder den Grenzbereichen und Überschneidungen von Literatur und Geschichtswissenschaft gewidmet hat, bemerkt in einem Aufsatz zum „nationalliberalen Historismus“: „Nationalpolitische Intention und ästhetische Erscheinung der ‚kleindeutschen‘ Historiographie sind mithin nicht voneinander zu trennen.“<sup>34</sup> Die „wechselseitige Bedingtheit von Geschichtsdiskurs und Politik, von Sprache

<sup>29</sup> Vgl. hierzu insbes. Middell/Gibas/Hadler (Hg.), Zugänge.

<sup>30</sup> Vgl. Conrad (Hg.), Eurozentrismus.

<sup>31</sup> Siehe hierzu den aus dem Projekt hervorgegangenen Band: Gabriele Boukrif, Claudia Bruns, Kirsten Heinsohn u.a. (Hg.), Geschlechtergeschichte des Politischen. Entwürfe von Geschlecht und Gemeinschaft im 19. und 20. Jahrhundert (= Geschlecht – Kultur – Gesellschaft, Bd. 10), Münster 2002.

<sup>32</sup> Barbara Vogel, Zwischenbilanz eines Forschungsprojekts, in: Boukrif/Bruns/Heinsohn (Hg.), Geschlechtergeschichte, S. VII-XII, hier S. VII.

<sup>33</sup> Vgl. hierzu Ulrich Muhlack, Historie und Politik im Vormärz, in: Frank Fürbeth, Pierre Krügel, Ernst E. Metzner u.a. (Hg.), Zur Geschichte und Problematik der Nationalphilologien in Europa. 150 Jahre Erste Germanistenversammlung in Frankfurt am Main (1849-1996), Tübingen 1999, S. 135-145 sowie ders., Der „politische Professor“ im Deutschland des 19. Jahrhunderts, in: Roland Burkholz, Christel Gärtner, Ferdinand Zehentreiter (Hg.), Materialität des Geistes. Zur Sache Kultur – im Diskurs mit Ulrich Oevermann, Weilerswist 2001, S. 185-204.

<sup>34</sup> Daniel Fulda, ‚Nationalliberaler Historismus‘. Politische Motivation und ästhetische Konsequenzen einer Konvergenzphase von Geschichtsschreibung und historischem Roman, in: ders., Thomas Prüfer (Hg.), Faktenglaube und fiktionales Wissen. Zum Verhältnis von Wissenschaft und Kunst in der Moderne (= Kölner Studien zur Literaturwissenschaft, Bd. 9), Frankfurt a. M. u. a. 1996, S. 169-210, S. 177.

und ‚Geschichte‘<sup>35</sup> habe es mit sich gebracht, dass „narrative Lösungen historischer Problemstellungen den entsprechenden institutionellen voraus[gingen], [...] die Fakten den Fiktionen [folgten].“<sup>36</sup>

Sprache wurde seit dem späten 18. Jahrhundert generell in ihrer politisch-symbolischen Funktion aufgewertet, als Mittel und Medium, mit dem die Träger und die Grenzen des politischen Entscheidungsprozesses im engeren Sinne definiert, aber auch die gesellschaftlichen und privaten Räume abgesteckt wurden, die der möglichen Politisierbarkeit entzogen bleiben sollten. Wichtig ist, die narrativen Mechanismen der permanenten Konstruktion und Rekonstruktion der Nationalgeschichten herauszufinden, mit denen die jeweiligen Erzählungen als ‚wahr‘ und selbstverständlich ‚richtig‘ vermittelt und zugleich die Räume des Politischen von Räumen des Unpolitischen abgegrenzt werden. Die Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts ist bisher noch zu wenig aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive auf diese narrativ-sprachliche Produktion verschiedener Bedeutungen des Politischen hin befragt worden.<sup>37</sup>

Ziel dieser Arbeit ist es, am Beispiel zentraler Texte der deutschsprachigen Historiographie des 19. Jahrhunderts fundierte Einblicke in die geschlechtliche Dimension sprachlicher Muster und narrativer Strategien zu erhalten sowie aufzuzeigen, mit welchen diskursiven Repräsentationen verschiedene Akteure und Handlungsmuster als politisch oder unpolitisch entworfen wurden. Da es unter diesem Blickwinkel bisher kaum nennenswerte Vorarbeiten gibt, bringt die Arbeit eine innovative Fragestellung in den Bereich der Historiographieforschung ein.

Die Analyse lehnt sich an die bei Middell, Gibas und Hadler vorgestellten, auf den Begriff der „historischen Meistererzählung“<sup>38</sup> bezogenen Dimensionen an: Auf der stofflichen Ebene sind die jeweiligen „Ereignisse, Personen, Strukturzusammenhänge, die zu einer geschichtlichen Erzählung verbunden werden“, zu betrachten; auf semantischer Ebene geht es um „den Begriffshaushalt“ sowie um „die narratologischen Prinzipien der jeweiligen Vergangenheitsaneignung“. Des Weiteren zielt die Untersuchung auf die „diskursive Grundstruktur“, das heißt die Denkordnung oder Weltanschauung, in der historische

---

<sup>35</sup> Fulda, Historismus, S. 209.

<sup>36</sup> Fulda, Historismus, S. 209.

<sup>37</sup> Zur Frage nach der realitätsstrukturierenden Wirkungsmächtigkeit historiographischer Narrationen aus geschlechtergeschichtlicher Sicht vgl. Gianna Pomata, Partikulargeschichte und Universalgeschichte – Bemerkungen zu einigen Handbüchern der Frauengeschichte, in: *L’Homme* 2,1 (1991), S. 5-44. Zur Kategorie Geschlecht als Analysekatgorie der Geschichtswissenschaft ist nach wie vor grundlegend Joan Wallach Scott, *Gender: a useful category of historical analysis*, in: dies., *Feminism and history*, Oxford, New York 1996, S. 152-180. (Erstveröffentlichung 1986); spezieller zum Zusammenhang von Sprache und Geschlecht vgl. dies., *Über Sprache, Geschlecht und die Geschichte der Arbeiterklasse*, in: Christoph Conrad, Martina Kessel (Hg.), *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion*, Stuttgart 1994, S. 283-309.

<sup>38</sup> Middell u.a. (Hg.), *Sinnstiftung; die nachfolgenden Zitate in diesem Absatz alle ebd.*, S. 24.

Wirklichkeit jeweils produziert wird. Schließlich werden auf der theoretisch-methodischen Ebene die Kriterien herausgearbeitet, „nach denen die für eine Gesellschaft plausible(n) Geschichte(n) erzählt werden können.“

Eine enge Textarbeit ist methodisch unverzichtbar. In der Untersuchung werden narrative Strategien und Muster herausgearbeitet, analysiert und in Beziehung gesetzt. Erzählung begreifen wir als grundlegendes Sinn und Identität stiftendes Element unserer Kultur<sup>39</sup>, das der Konstituierung sowohl individueller und kollektiver Identitäten<sup>40</sup> als auch der Erklärungsfunktion historiographischer Werke zugrunde liegt.<sup>41</sup> Zu den zu nutzenden methodischen Angeboten aus der Literaturwissenschaft gehört auch die feministische Literaturkritik, insbesondere aber die Narratologie<sup>42</sup>.

Darüber hinaus sind Fuldas Ergebnisse zur Genese der modernen Geschichtsschreibung grundlegend. Fulda hat gezeigt, dass die Leistung des Historismus in seiner Abkehr vom Kausalprinzip der Aufklärungshistorie und in der Anwendung literarischer Verfahren auf die Erstellung historiographischer Texte bestand. Besonders wichtig dabei war das Prinzip der Ebenentrennung, mit dem die Historiker, allen voran Leopold von Ranke, das Problem der Veranschaulichung eher abstrakten historischen Geschehens lösten. Das Problem der Veranschaulichung stellte sich genau da, wo ‚große Geschichte‘, also politische Ereignisse und Entwicklungen – Staatengeschichte – erzählt werden sollten. Um die Vorgänge auf staatlicher Ebene zu veranschaulichen und für Leser nachvollziehbar zu machen, war die Lösung, die Entwicklungen der eher abstrakten Staatengeschichte auf der Figurenebene symbolisieren zu lassen. Die Historiker unterschieden erzählerisch zwischen der abstrakten Ebene der großen Geschichte und der konkreten Darstellung und Beschreibung von Figuren, deren Handlungen Symbolfunktion für die Ideenebene übernahmen. Hierbei wirkte diese Symbolfunktion in beide Richtungen: die Figuren symbolisierten in ihrem Handeln die große

---

<sup>39</sup> Die Vorstellung von der bedeutungstiftenden Kraft symbolischer Formen geht zurück auf Paul Ricoeur, *Die lebendige Metapher* (= *Übergänge*, Bd. 12), München 1986 sowie ders., *Zeit und Erzählung* (= *Übergänge*, Bd. 18), 3 Bde., München 1988ff. Vgl. auch Müller-Funk, Wolfgang, *Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung*, 2. überarb. und erw. Aufl. 2007, S. 274; <http://link.springer.com/book/10.1007%2F978-3-211-69478-7> [14.10.2014].

<sup>40</sup> Anderson, *Imagined Communities*, und Jürgen Straub (Hg.), *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte* (= *Erinnerung, Geschichte, Identität*, Bd. 1), Frankfurt a. M. 1998.

<sup>41</sup> White, *Metahistory*, spricht von der Erklärungsfunktion prägenerischer Plotstrukturen. Auch für Rügen erfüllt die Erzählung, spezifischer: die historische Meistererzählung, in den westlichen Gesellschaften die kulturelle Funktion der Identitätsstiftung durch Vergegenwärtigung der Vergangenheit; vgl. Jörn Rügen (Hg.), *Westliches Geschichtsdenken – eine interkulturelle Debatte*, Göttingen 1999.

<sup>42</sup> Vgl. u. a. Eberhard Lämmert, *Bauformen des Erzählens*, 8. unveränderte Auflage, Stuttgart 1993 (1. Aufl. ebd., 1955); Sara Mills, *Feministisches Close Reading*, in: *Feministische Studien* 2 (1990), S. 71-87; Patrizia Violi, *Gender, subjectivity and language*, in: Gisela Bock, Susan James (Hg.), *Beyond equality and difference. Citizenship, feminist politics and female subjectivity*, London, New York 1992, S. 164-176; Lahn, Silke, Jan Christoph Meister, *Einführung in die Erzähltextanalyse*, Stuttgart u. a. 2008; Gérard Genette, *Die Erzählung*, München 1998; Matías Martínez, Michael Scheffel, *Einführung in die Erzähltheorie*, München 2005.

Geschichte, die höhere Ebene; die große Geschichte legitimierte ihrerseits die auf der Figurenebene erzählten Anekdoten und Geschichten, die ohne diese übergeordnete Ebene in den Bereich der Partikulargeschichte gefallen wären<sup>43</sup>.

Da der Quellenkorpus insgesamt mehr als 11.000 Seiten umfasst<sup>44</sup>, musste der analytische Zugriff operationalisiert und systematisiert werden. Insgesamt ist die Analysearbeit stark hermeneutisch geprägt. In einem ersten, eher grobmaschigen Zugriff wurden die drei Werke aus quantitativer und struktureller Hinsicht betrachtet. Die Grobstruktur (roter Faden, Schwerpunktthemen) wurde zunächst über Paratexte wie Inhaltsverzeichnisse, Einleitungen und Stichwort- und Namensregister erfasst. Eine Auszählung der Namensregister lieferte einen Zugriff auf Anzahl und Häufigkeit der jeweils vorkommenden männlichen und weiblichen Personen. Hiervon ausgehend wurde sodann in einem qualitativen Analysezugriff punktuell eine enge Textarbeit vorgenommen, in der die Darstellung der wichtigsten Akteure der jeweiligen Erzählungen im narrativen Kontext des Gesamtwerkes gesichtet und analysiert wurde. Wichtige, immer wiederkehrende Metaphern in den jeweiligen Werken wurden über die analysierten Textstellen hinweg notiert, geclustert und unter Oberbegriffen zusammengefasst – so wurde sicher gestellt, dass nicht nur die einzelnen Figuren in ihrer individuellen Darstellung sichtbar wurden, sondern auch der Zusammenhang dieser ‚Einzelheiten‘ mit dem Gesamttext in den Blick kam.

Die Gliederung der Arbeit spiegelt im Wesentlichen den Forschungsprozess wieder: Im ersten Teil der Arbeit ermitteln wir zunächst über eine strukturelle und quantitative Analyse den roten Faden auf der Ideenebene der drei Historiographien. Aus dem Verhältnis von erzählter Zeit und Erzählzeit, der Analyse von Paratexten<sup>45</sup> sowie Anzahl und Häufigkeit der in den Historiographien auftauchenden Frauen und Männer können wir bereits erste inhaltliche Schlüsse ziehen. Der Hauptteil der Arbeit nimmt dann die Darstellung von Männern und Frauen über die detaillierte Analyse von Figurenbeschreibungen in den Blick. Das zweite Kapitel fokussiert zunächst auf den Vergleich der Darstellung männlicher und weiblicher Herrscherfiguren (II.1). In dem darauffolgenden Teil (II.2 und II.3) wird die dichotomische Aufteilung der erzählten Welt beschrieben. Im Kapitel „Störungen“ (III) wiederum nehmen wir in den Blick, mit welchen narrativen Mitteln Ranke, Droysen und Treitschke Brüche und Irritationen in den Haupterzählstrang der linear vorgestellten preußischen Herrschergeschichten integrierten.

---

<sup>43</sup> Die Historiker hatten diese Wertungen selbst präsent und nutzten sie wiederum zur Hierarchisierung, bspw. wenn Treitschke das Herzogtum Sachsen-Gotha beschreibt als „Welt der Kleinheit, wo alle Geschichte sich in Anekdoten auflöste“ (DG II, S. 395).

<sup>44</sup> Rankes PG knapp 1500, Droysens PP 6134 und Treitschkes DG 3440 Seiten.

<sup>45</sup> Gérard Genette, Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches, Frankfurt a. M. 2001.

## I. Strukturelle und quantitative Analyse

In diesem Kapitel werden die drei untersuchten Werke hinsichtlich ihrer groben Erzählstruktur und des quantitativen Männer-Frauen-Verhältnisses untersucht und verglichen. Paratexte<sup>46</sup> historiographischer Werke, beispielsweise Inhaltsverzeichnisse und Vorworte, ermöglichen einen ersten, relativ zügigen Zugriff auf den strukturellen Aufbau der Erzählungen. Soweit Personenregister vorhanden sind, kann auch die quantitative Verteilung und Relation des weiblichen und männlichen Erzählpersonals erhoben werden.

Im ersten Abschnitt werden die drei Historiographien unter Einbeziehung von Paratexten mit Hilfe narratologischer Herangehensweisen auf ihren strukturellen Aufbau hin untersucht. Narratologisch gesprochen wird danach gefragt, wie die Geschichte (*histoire*) auf der Diskursebene gestaltet ist. Anhand einer recht groben Analyse der Buch- und Kapitelüberschriften hinsichtlich ihrer Aussagen zu Gliederung und Inhalt der Werke wird der erzählerische Aufbau der Historiographien ermittelt. Zentrale Fragen hierbei sind etwa: folgen die Historiographien einer chronologischen Erzählweise oder anderen Strukturprinzipien? Wo liegen Schwerpunkte der Erzählung?

Die quantitative Analyse im zweiten Abschnitt dieses Kapitels bietet dann einen Überblick und Vergleich über die Anzahl von Männer- und Frauenfiguren in den untersuchten Geschichtswerken. Dieser quantitative Zugriff ermöglicht es, die späteren Einzeluntersuchungen entsprechend zu gewichten und zu relativieren. Auch erlaubt eine solche Analyse ebenfalls Aussagen über die inhaltlichen Schwerpunkte der Geschichtswerke. Das Kapitel insgesamt gibt einen ersten Überblick über die untersuchten Historiographien und zeigt zugleich die Reichweite einer solchen Analyse an der Textoberfläche.

### I.1 Strukturelle Analyse

Leopold von Ranke's *Neun Bücher Preußische Geschichte* umfassen den Zeitraum von der Ostkolonisation (~1115) bis zum Frieden von Dresden im Jahr 1745, also in etwa 630 Jahre. Ausführlicher schildert Ranke aber nur die letzten 100 Jahre, von der Regierung des Großen Kurfürsten an. Ranke gliedert seine Darstellung nach dem „Zeitschema der Generationenfolge“<sup>47</sup>: vom dritten Kapitel an strukturiert die Folge der kurfürstlichen Herrscher des Hohenzollernhauses die Darstellung. „Churfürst Friedrich Wilhelm“<sup>48</sup>,

<sup>46</sup> Hierzu grundlegend Genette, Paratexte.

<sup>47</sup> Hausen, Geschichte, S. 110. Die Gliederung gilt nicht für die zwei einleitenden Kapitel (Kapitel I „Einleitung“ (PG I, S. 3-12), Kapitel II „Ansicht der älteren Geschichte“ (PG I, S. 13-39)) im ersten Buch „Vom Emporkommen der brandenburgisch-preußischen Macht“, PG I, S. 3-181.

<sup>48</sup> PG I, S. 40-96.

„Friedrich I.“<sup>49</sup>, „Die früheren Jahre Friedrich Wilhelms I.“<sup>50</sup> lauten die entsprechenden Kapitelüberschriften. Vom zweiten Buch an wird die strukturierende Funktion der Patrilinearität noch deutlicher: einzelne Herrscherpersönlichkeiten betiteln nun ganze Bücher<sup>51</sup>, es findet sich sogar die Vater-Sohn-Folge im Titel des zweiten Buches, das sowohl „Auswärtige und häusliche Angelegenheiten Friedrich Wilhelms I.“ als auch die „Jugendjahre Friedrichs II.“ behandelt<sup>52</sup>. Nach dem einleitenden ersten Buch und zwei Büchern zur Regierungszeit Friedrich Wilhelms I., die zusammen ein Drittel des Gesamtwerkes ausmachen, ist der Großteil der Arbeit, die restlichen zwei Drittel, für die ersten Regierungsjahre Friedrichs II. reserviert.

Diese Grobanalyse des Inhaltsverzeichnisses kennzeichnet das Werk somit strukturell als eine auf die patrilineare Folge verengte Geschichte der Hohenzollerndynastie<sup>53</sup>. Dass diese Patrilinearität nicht nur Struktur gebend für den Aufbau des Werkes auf Gliederungsebene ist, sondern tatsächlich auch bis in die inhaltliche Verknüpfung der Darstellung hineinreicht, können Detailanalysen und -beobachtungen auf der Textebene zeigen: Ranke hebt in seiner Darstellung immer wieder die Vater-Sohn-Folge hervor, beispielsweise wenn er beim Übergang von Kurfürst Friedrich Wilhelm auf seinen Sohn Kurfürst Friedrich III. die innenpolitische Kontinuität am Beispiel der Armee betont: das stehende Heer sei für die Zeitgenossen und den Großen Kurfürsten selbst seine wichtigste Errungenschaft gewesen<sup>54</sup>, weshalb er seinem Nachfolger nichts „so dringend“<sup>55</sup> empfohlen habe, „als die Erhaltung dieser eisernen Hand.“<sup>56</sup> Das Kapitel zu Kurfürst Friedrich Wilhelm endet mit den Worten: „Die Gewalt, die er hinterließ, enthielt für seine Nachkommen zugleich eine unbeschreibliche Aufforderung zu Anstrengung und Arbeit“<sup>57</sup>, das Folgekapitel zu Kurfürst Friedrich III. beginnt dann mit Rankes Versicherung, der Thronfolger sei seinem Vater zwar an „eingeborner Energie“<sup>58</sup> nicht vergleichbar gewesen, aber dennoch der wichtigsten Forderung seines Vaters, der Erhaltung der Armee nämlich, nachgekommen: „dieser Arbeit“<sup>59</sup> habe er sich nicht entzogen. Auch Friedrichs III./I. Nachfolger Friedrich Wilhelm I. sei „zur Politik

---

<sup>49</sup> PG I, S. 97-142.

<sup>50</sup> PG I, S. 143-181.

<sup>51</sup> „Politik und Staat Friedrich Wilhelms I 1732 bis 1740“ (PG I, S. XVI), „Regierungsantritt Friedrichs II und Beginn seiner Feldzüge“ (PG II, S. V), „Friedrich II und das deutsche Reich. Ursprung neuer Entzweigungen“ (PG III, S. V).

<sup>52</sup> PG I, S. XIV.

<sup>53</sup> Die im Rahmen des europäischen Mächtekonzernts ausgebreitet wird.

<sup>54</sup> PG I, S. 93f.

<sup>55</sup> PG I, S. 94.

<sup>56</sup> PG I, S. 94.

<sup>57</sup> PG I, S. 96.

<sup>58</sup> PG I, S. 97.

<sup>59</sup> PG I, S. 97.

seines Vaters zurück[gekehrt]“<sup>60</sup>. Noch deutlicher wird die Konstruktion der Vater-Sohn-Folge in einer Wiederaufnahme des Verhältnisses von Friedrich II. und seinem Vater ganz am Ende der *Preußischen Geschichte*: „In allen wesentlichen Dingen zeigte sich eben dieser Sohn als *der wahre Fortsetzer des Vaters*; an ihrem Beispiel sieht man, wie ein Zeitalter sich aus dem andern entwickelt, zu gleicher Zeit Identität und Verschiedenheit möglich sind. Nur Weiterbildung ist die rechte Fortsetzung.“<sup>61</sup> Zugleich wird hier schon deutlich: Tradition und Wandel zugleich sind für Ranke Grundlage echter Geschichte, „rechte[r] Fortsetzung“<sup>62</sup>.

Die Untersuchung des Verhältnisses von Erzählzeit und erzählter Zeit<sup>63</sup> macht ein weiteres Strukturelement der *Preußischen Geschichte* deutlich: die Ausrichtung auf das 18. Jahrhundert, insbesondere die Regierungszeiten Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. Nimmt man die einleitenden beiden ersten Kapitel, die gewissermaßen im Zeitrafferverfahren die Zeit vom Beginn der Hohenzollernherrschaft in der Mark Brandenburg über die Reformation bis zum Regierungsantritt des Großen Kurfürsten, also gut 200 Jahre auf 39 Seiten, abhandeln, aus der Berechnung von Erzählzeit und erzählter Zeit aus, dann stellt Ranke etwa 100 Jahre, nämlich von 1640 bis zum Frieden von Dresden 1745, auf 1439 Seiten dar. Die durchschnittliche Erzählzeit der *Preußischen Geschichte* beträgt somit etwa 14 Seiten pro Jahr. Während die Regierungszeit des Großen Kurfürsten und Friedrich III./I. stark gerafft sind – die Erzählzeit beträgt für Kurfürst Friedrich Wilhelm gut eine Seite pro Jahr<sup>64</sup>, für Friedrich III./I. knapp zwei Seiten pro Jahr<sup>65</sup> – nähert sich die Darstellung der Zeit unter Friedrich Wilhelm I. dann schon deutlich der durchschnittlichen Erzählzeit an (12,5 Seiten pro Jahr<sup>66</sup>). Friedrichs II. erste fünf Regierungsjahre werden dann in stark verlangsamtem Erzähltempo beschrieben, bei 198 Seiten pro Jahr (also in etwa zwei Tage pro Seite) und somit mehr als verzehnfacher Erzählzeit<sup>67</sup>. Daniel vergleicht eine solch starke Annäherung von erzählter Zeit und Erzählzeit zum Ende und die damit verbundene Verlangsamung des Erzählens mit der „Technik der Kameraführung“<sup>68</sup>.

---

<sup>60</sup> PG I, S. 240.

<sup>61</sup> PG III, S. 487; Hervorhebung SK. Durchweg finden sich diese Bezugnahmen, so etwa im Kapitel „Administration und Armee“, wo Ranke zur Einstellung Friedrichs gegenüber dem Beamtentum schreibt: „Er fördert, wie sein Vater [...]; wie sein Vater, betrachtete er sich als den obersten Präsidenten“; vgl. PG III, S. 401.

<sup>62</sup> PG III, S. 487.

<sup>63</sup> Das Begriffspaar „Erzählzeit“ und „erzählte Zeit“ stellt die Dauer der erzählten Geschichte – also die Zeit, die von der Erzählung umfasst wird – der zum Erzählen der Geschichte aufgewendeten Zeit gegenüber; diese wird am Seitenumfang einer Erzählung bemessen. Martinez/Scheffel, Einführung, S. 30-32.

<sup>64</sup> Seine 48 Regierungsjahre werden auf 56 Seiten dargestellt.

<sup>65</sup> 24 Regierungsjahre auf 45 Seiten.

<sup>66</sup> Bei einer Regierungszeit von 28 Jahren und einer Erzählzeit von 354 Seiten.

<sup>67</sup> Die fünf Jahre von 1740 bis 1745 werden auf 992 Seiten dargestellt.

<sup>68</sup> Ute Daniel, „Ein einziges großes Gemälde“. Die Erfindung des historischen Genres um 1800, in: GWU 47 (1996), S. 3-20, S. 18f.



Ranke's *Preußische Geschichte* zeichnet sich also strukturell durch ein genealogisches Zeitschema aus und erfährt gleichzeitig eine geradezu teleologische Ausrichtung auf die Person Friedrichs II., dessen Regierung in äußerst eingehender Weise dargestellt wird. Das ‚Ziel‘ von Ranke's Geschichte, Preußens Aufstieg zur fünften europäischen Macht, ist in der Person Friedrichs II. und der Staatsform der absoluten Monarchie erreicht. Damit soll nicht gesagt sein, Ranke habe seine *Preußische Geschichte* als hermetisch abgeschlossene Erzählung konzipiert. Es trifft zu, was Fulda für die Anlage von Ranke's Geschichtswerken bemerkt: die stark geraffte Darstellung am Beginn seiner Geschichtsdarstellungen sucht „den Eindruck von Uranfänglichkeit ebenso zu vermeiden [...] wie der Schluß die Stillstellung des historischen Geschehens.“<sup>69</sup> Die quasiteleologische Ausrichtung auf die Person Friedrichs II. innerhalb der *Preußischen Geschichte* ist damit durchaus vereinbar, wie denn auch Fulda bemerkt: „Die preußische [...] Geschichte [ist] [...] auf die Entstehung der absoluten Monarchie zentriert“<sup>70</sup>.

Diese strukturelle Gliederung nach dem genealogischen Zeitschema der Patrilinearität hat Folgen für die Darstellung von Frauen. Die italienische Historikerin Gianna Pomata hat herausgearbeitet, dass „der vorwiegend patrilineare Charakter der Familie in der europäischen Geschichte der eigentliche Schlüssel zum Verständnis der Position der Frauen als Gegenstand der historischen Überlieferung“<sup>71</sup> ist. Für die Darstellung von Frauen in der Geschichtsschreibung zieht Pomata hierbei folgenden Schluss:

Im patrilinearen Modell wird das Verhältnis zwischen den Generationen in der Praxis strukturiert und bildlich als geordnete Weitergabe von Namen, Besitz und Rang vom Vater auf den Sohn dargestellt. Es ist ein Modell der Sukzession, in der die männliche Linie als Garantie des Überlebens und der Kontinuität der Familienidentität gilt, und in dem Frauen zu bloßen Randfiguren der Genealogie verkommen.<sup>72</sup>

Die Genealogie wird zum „Modell der narrativen Verknüpfung, das die Ereignisse zusammenhält“<sup>73</sup> wie auch zum chronologischen Schema; aus der Vater-Sohn-Folge wird ‚Geschichte‘: „Die patrilineare Abstammung versinnbildlicht sowohl den Lauf der Zeit wie den Übergang der legitimen Gewalt, und der geordnete Verlauf dieser Sukzessionen nimmt den Charakter eines exemplarischen Ablaufs der Geschichte an.“<sup>74</sup> Ein Effekt der patrilinearen Gliederung ist es, Frauen – und andere Akteure, die sich außerhalb der patrilinearen Folge befinden – zu Randfiguren der Darstellung zu machen. Der Leser erfährt –

<sup>69</sup> Vgl. Fulda, Wissenschaft, S. 397f.

<sup>70</sup> Fulda, Wissenschaft, S. 405.

<sup>71</sup> Pomata, Partikular- und Universalgeschichte, S. 25.

<sup>72</sup> Pomata, Partikular- und Universalgeschichte, S. 25.

<sup>73</sup> Pomata, Partikular- und Universalgeschichte, S. 26.

<sup>74</sup> Pomata, Partikular- und Universalgeschichte, S. 26.

mit wenigen Ausnahmen – nichts über die weiblichen Hohenzollern. Aber auch Brüder oder andere Verwandte fallen, sofern sie nicht an der Regierung beteiligt oder Thronfolger sind, aus der Darstellung weitestgehend heraus. Dafür werden anderweitig Kontinuitäten hergestellt, etwa wenn Ranke zwischen den Heeren Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms III. unter „Marschall Vorwärts“ Blücher<sup>75</sup> in den Befreiungskriegen gegen Napoleon eine lineare Verbindung im Sinne von Vorgänger und Nachfolger begründet, als er über die Teilnahme des brandenburgischen Heeres im Spanischen Erbfolgekrieg berichtet: „die Brandenburger riefen einander *ein älteres Vorwärts* zu, das Wort: Gah to! (Geh zu!).“<sup>76</sup>

Johann Gustav Droysens unvollendet gebliebene *Geschichte der Preußischen Politik*<sup>77</sup> behandelt in vierzehn Bänden knapp 350 Jahre von 1410 bis 1756, d. h. von den Anfängen der Hohenzollernherrschaft in der Mark Brandenburg<sup>78</sup> bis zum Beginn des Siebenjährigen Krieges<sup>79</sup>. Droysen strukturiert seine chronologische Darstellung – nach den ersten drei Bänden, die 230 Jahre und somit die Zeit bis zu der Regierung des Großen Kurfürsten ab 1640 umfassen (Band I: „Die Gründung“; Band II 1 und 2: „Die territoriale Zeit“) – vom vierten Band an ebenfalls durch die Herrscherfolge der Hohenzollern: „Der Staat des Großen Kurfürsten“ (Bände III 1-3), „Friedrich I. König von Preußen“ (Band IV 1), „Friedrich Wilhelm I. König von Preußen“ (Bände IV 2 und 3)<sup>80</sup> und „Friedrich der Große“ (Bände V 1-4). Fulda kommt in einer Untersuchung zum „Nationalliberalen Historismus“<sup>81</sup> zu demselben Schluss: obwohl Droysen „ausdrücklich keine Herrscher-, sondern die Bildungsgeschichte eines Staates [...], der selbst „Charakter“ hat“<sup>82</sup> habe schreiben wollen, sei ihm die strukturelle Anlage seiner staatlichen Bildungsgeschichte dabei in die Quere gekommen.

<sup>75</sup> Gebhard Leberecht von Blücher, Fürst von Wahlstatt (1742-1819), preußischer Generalfeldmarschall. Blücher erhielt ob seiner offensiven Truppenführung den populären Beinamen *Marschall Vorwärts*.

<sup>76</sup> PG I, S. 99; Hervorhebung SK.

<sup>77</sup> Die Seitenangaben beziehen sich für die ersten sieben Bände der *Preußischen Politik* (PP) (Teile I-III sowie Band 1 des IV. Teiles) auf die zweite Auflage (Leipzig <sup>2</sup>1868-<sup>2</sup>1872), für alle weiteren Bände beziehen sich die Seitenangaben auf die erste Auflage (Leipzig 1869-1886). Hierin wie in der Bandbezeichnung folge ich der Systematik von Carl Gerstenberg, Index zum ersten bis vierten Theil der Geschichte der Preußischen Politik von Joh. Gust. Droysen, Leipzig 1876.

<sup>78</sup> Mit der Ernennung Friedrichs VI. von Nürnberg zum Markgraf von Brandenburg 1415 durch König Sigmund; die Hohenzollern erhielten 1191 die Burggrafschaft Nürnberg.

<sup>79</sup> Der letzte Band bricht recht abrupt mit der Ersten Konvention von Westminster 1756 ab. Diese führte zu einer Neukonstellation der europäischen Mächte, da sich Preußen mit England-Hannover zu einem Nichtangriffspakt sowie Verteidigungsbündnis auf dem europäischen Kontinent verband, in Reaktion darauf verständigte sich Frankreich mit Österreich. Auslöser für das preußisch-englische Bündnis war der seit 1754 schwelende französisch-englische Kolonialkampf, der sich auf Europa auszudehnen drohte.

<sup>80</sup> Hierauf folgt noch Band IV 4 mit einer Quellenzusammenstellung „Zur Geschichte Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I. von Preußen“.

<sup>81</sup> Fulda, ‚Nationalliberaler Historismus‘, S. 186-189.

<sup>82</sup> Fulda, ‚Nationalliberaler Historismus‘, S. 187. Das Zitat im Zitat stammt aus Droysen, PP I, S. 4.

Die dynastische Reihe nun verbindet das Zentralfiguren- mit dem genetischen Prinzip. Ungeeignet ist sie dagegen, die Dynastie hinter ihren Staat zurücktreten zu lassen; sie mindert zwar das Gewicht des einzelnen, rückt jedoch das Herrscherhaus als ganzes viel stärker in den Vordergrund, als die Biographie eines Regenten es je könnte. In Bezug auf seine politisch-ideologische Wirkung darf man die Geschichte der Preußischen Politik daher in die (Vor-)Geschichte des Hohenzollernkultes stellen.<sup>83</sup>

Auch wenn Droysens Ziel, seine Schreibabsicht, demnach eine Staatsgeschichte gewesen sein mag – als Ergebnis seiner Schreibweise entlang der patrilinearen Folge der Hohenzollern entsteht eine Herrschergeschichte. Noch heute ist die Patrilinearität Strukturierungsprinzip mancher historiographischer Arbeiten, wie Hausens Untersuchung von Lothar Galls Geschichte des Bürgertums<sup>84</sup> zeigt. In ihrem Kommentar zu Galls Monographie, in der anhand einer Familiengeschichte die Geschichte des Bürgertums exemplarisch vorgeführt werden soll, beschreibt Hausen das dem Werk zugrundeliegende Gliederungsprinzip als „patrilineale Konstruktion“: Anstelle einer wirklichen Familiengeschichte, die am besten „im Bild eines mehr oder weniger dicht und ausladend geknüpften Netzes“ wiedergegeben worden wäre<sup>85</sup>, konstruierte Gall durch Weglassungen und Beschränkung des Blicks auf die männlichen Figuren einen linearen Erzählstrang<sup>86</sup>. Analog lassen sich die Gliederungsschemata der *Preußischen Geschichte* und der *Preußischen Politik* beschreiben. Ähnlich wie bei Ranke ist auch Droysens Werk strukturell auf die Regierungszeit Friedrichs II. ausgerichtet, wie eine Gegenüberstellung von erzählter Zeit und Erzählzeit zeigt. Im Unterschied zu Ranke konzentriert sich Droysen jedoch nicht vorrangig auf die Regierungszeit Friedrichs II., sondern hebt die besondere Bedeutung Preußens schon von Anfang an hervor und verfolgt diese durch die Zeiten hinweg<sup>87</sup>. Insgesamt behandelt Droysen in seiner *Preußischen Politik* 350 Jahre auf 6134 Seiten, die Erzählzeit beträgt also durchschnittlich 17,5 Seiten pro Jahr. Während die ersten drei Bände die Zeit

<sup>83</sup> Fulda, ‚Nationalliberaler Historismus‘, S. 187.

<sup>84</sup> Lothar Gall, Bürgertum in Deutschland, Berlin 1989.

<sup>85</sup> Hausen, Geschichte, S. 116.

<sup>86</sup> Wie Hausen weitergehend bemerkt, verbleibt Gall mit dieser Geschichtskonstruktion innerhalb der polarisierend gestalteten bürgerlichen Weltsicht: „Er [Gall, SK] folgt mit seiner patrilinearen Konstruktion [...] der Selbststilisierung des Bürgertums [...] [und] gleichzeitig der programmatischen bürgerlichen Stilisierung des autonomen, durch seine Eigenleistung ausgezeichneten männlichen Individuums [...]. In dieser Hinsicht funktioniert Galls Bürgertumsgeschichte als Spiegelbild der individuell-gesellschaftlichen, privat-öffentlichen, familial-gesellschaftlichen, weiblich-männlichen Widersprüche bürgerlicher Selbststilierungen.“; Hausen, Geschichte, S. 114f.

<sup>87</sup> Ranke hat dies im Übrigen in der Erweiterung seiner *Neun Bücher* auf *Zwölf Bücher Preußischer Geschichte* (1874) dann ähnlich vorgenommen, indem er das erste Buch der Neun Bücher auf vier erweitert und somit „die allgemeine Bedeutung des preußischen Staates in der Gesamtgeschichte der europäischen Welt sehr viel weiter zurückverlegt und jene Wechselseitigkeit universaler oder europäischer Einflüsse und partikularen Eigenstrebens bereits von allem Anfang an als beherrschend für die Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staatswesens erkannte.“ Vgl. Einleitung des Herausgebers Paul Joachimsen zu den *Zwölf Büchern Preußischer Geschichte*, München 1930, S. LXXIV.

von 1410 bis 1640 auf 1327 Seiten behandeln, also stark gerafft sind auf in etwa ein Drittel der durchschnittlichen Erzählzeit<sup>88</sup>, unterliegt der Rest von Droysens Geschichtswerk einer zum Ende hin zunehmenden Dehnung: Die sechs Bände von 1640 bis 1740 (Band III 1 - Band IV 3), also die 100 Jahre vom Großen Kurfürsten bis zum Regierungsantritt Friedrichs II., werden auf 2654 Seiten behandelt und somit um das Anderthalbfache gedehnt<sup>89</sup>. Die zentrale Ausrichtung des Werkes auf Friedrichs Regierungszeit spiegelt sich dann in der extrem ausführlichen Darstellung seiner ersten 16 Regierungsjahre auf 2153 Seiten. Mit durchschnittlich 134,6 Seiten pro Jahr (oder 3 Tagen pro Seite) stellt dies eine extreme, fast achtfache Dehnung dar.

Heinrich von Treitschkes *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert* behandelt in fünf Bänden nach einer stark gerafften Einführung<sup>90</sup> die Zeit von 1786 bis 1848 kurz vor der Märzrevolution, also die Regierungen Friedrich Wilhelms II. (1786-1797), Friedrich Wilhelms III. (1797-1840) und die ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV. (1840-1861). Treitschke konzentriert sich in seiner Darstellung auf Friedrich Wilhelm III. – die elf Jahre der Regierungszeit seines Vaters handelt er auf 40 Seiten ab. Nach nur acht Jahren Regierung seines Sohnes Friedrich Wilhelm IV. endet der fünfte Band des unvollendet gebliebenen Geschichtswerks am Vorabend der Märzrevolution. Die ereignisgeschichtliche Darstellung mit kulturgeschichtlichen Einschüben ist chronologisch gegliedert.

Eine strukturelle Ausrichtung auf die patrilineare Folge, wie bei Ranke und Droysen, lässt sich in Treitschkes Geschichtswerk auf den ersten Blick nicht ausmachen. Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. („Der Kronprinz“) werden zwar jeweils in der Überschrift eines Unterkapitels genannt – Treitschke siedelt aber auch bürgerliche oder adlige Akteure wie Stein, Scharnhorst, Hardenberg, Jahn, Humboldt, Goethe, Droste-Vischering auf dieser Gliederungsebene an. Hardenberg schafft sogar den Sprung in eine Kapitelüberschrift: das sechste Kapitel in Band III beschreibt „Preußische Zustände nach Hardenbergs Tod“. Nur der Übergang von Friedrich Wilhelm III. auf Friedrich Wilhelm IV. gliedert gewissermaßen die Darstellung: Band IV endet mit dem „Tod Friedrich Wilhelms des Dritten“<sup>91</sup>, der fünfte Band erhält sogar den Buchtitel „König Friedrich Wilhelm der Vierte“ und setzt mit der Schilderung des „Königs und seiner Umgebungen“ ein.

Während man den weitgehenden Verzicht auf die patrilineare Gliederung mit dem zeitlichen Umfang des Werkes, dass sich schwerpunktmäßig nur mit der Regierungszeit eines

<sup>88</sup> Im Durchschnitt 5,8 Seiten pro Jahr.

<sup>89</sup> Im Durchschnitt 26,5 Seiten pro Jahr.

<sup>90</sup> Hier erzählt Treitschke 650 Jahre auf ½ Seiten, daraufhin 300 Jahre auf 96 Seiten.

<sup>91</sup> Allerdings als Unterkapitel des 10. Abschnitts, der den „Kölnischen Bischofsstreit“ behandelt; DG IV, S. 669ff.

Herrschers befasst, begründen könnte, wird dieser Gedanke konterkariert, wenn man bedenkt, dass die unvollendet gebliebene *Deutsche Geschichte* bei Fertigstellung mindestens bis zum Ende des Deutschen Bundes oder gar bis zu Gründung des Deutschen Reichs gelaufen wäre: die Regierungszeit Wilhelms I. wäre demnach auch noch Teil der Darstellung geworden, mithin hätte bei dem vollendeten Werk eine Abfolge von drei Herrschern Stoff genug für eine auch entsprechend strukturelle Anlage geboten<sup>92</sup>. Für die ersten vier Bände der *Deutschen Geschichte* lässt sich die Wirkung dieses Verzichts auf die patrilineare Folge für die Darstellung der Herrscherfiguren, zumindest auf der Ebene der strukturellen Inhaltsanalyse, als nivellierend beschreiben: anstatt Strukturprinzip zu sein und den Ablauf der Zeiten durch die Vater-Sohn-Folge zu dominieren, reihen sich die Hohenzollernherrscher in Treitschkes Gliederung in den Lauf der Geschichte ein; sie stehen gewissermaßen auf einer Ebene mit ‚anderen‘ (adligen, bürgerlichen) männlichen Akteuren.

Eine zeitlich-narrative Fokussierung auf das ‚Ende‘ hin<sup>93</sup>, wie bei Ranke und Droysen, findet sich in Treitschkes erzählerischer Anlage hinsichtlich des Verhältnisses von erzählter Zeit und Erzählzeit nicht. Bei einem Gesamtumfang von 3440 Seiten und einem Erzählzeitraum von gut 60 Jahren (1786-1848)<sup>94</sup> beträgt die durchschnittliche Erzählzeit in der *Deutschen Geschichte* 56 Seiten pro Jahr. Eine deutliche Raffung lässt sich in Band I ausmachen, der 27 Jahre (1786-1813) auf 290 Seiten versammelt, ein Fünftel der durchschnittlichen Erzählzeit<sup>95</sup>. Mit der Darstellung des Befreiungskrieges dehnt Treitschke den Erzählfluss deutlich, die zwei Jahre von 1813 bis 1815 schildert er auf 180 Seiten. In den folgenden vier Bänden dann ist das Erzähltempo uneinheitlich: Band II ist deutlich gedehnt (161 Seiten/Jahr), Band III und IV dann fast gleich (66 bzw. 71 Seiten/Jahr) und Band V daraufhin wieder ausführlicher (90 Seiten/Jahr).

## I.2 Quantitative Analyse

Einen Zugang zum Thema 'Geschlecht' in historiographischen Texten bietet die häufig durch ein Personenregister ermöglichte quantitative Analyse des Erzählpersonals hinsichtlich des zahlenmäßigen Verhältnisses von Männern und Frauen. Die Zahl der männlichen und weiblichen Figuren kann hier einfach gezählt werden. Dies ermöglicht zunächst einmal ganz grundlegende Aussagen über den Stellenwert von Männern und Frauen innerhalb einer Geschichtserzählung. So hat Hausen die patrilineare Konstruktion der Erzählung von

<sup>92</sup> Möglicherweise wäre eine solche Ausrichtung noch erfolgt, zumindest könnte man angesichts der Betitelung des 5. Bandes darüber spekulieren.

<sup>93</sup> Insofern man bei dem unvollendeten Werk von einem Ende sprechen kann.

<sup>94</sup> Wie schon bei Ranke und Droysen spare ich die extrem geraffte Einleitung (DG I, S. 3-99) aus. Eine Mitberechnung würde das Verhältnis von erzählter Zeit und Erzählzeit zu sehr verzerren.

<sup>95</sup> Nämlich elf Seiten pro Jahr.

Lothar Galls Bürgertumsgeschichte u. a. mittels einer quantitativen Analyse der in der Erzählung auftauchenden Figuren nachgewiesen<sup>96</sup>. Bei der folgenden Auswertung der Personenregister für die drei hier untersuchten Geschichtswerke<sup>97</sup> lehne ich mich an Hausens Vorgehen an.

Zunächst einmal zeigt sich ein quantitativer Zuwachs des Erzählpersonals von Ranke über Droysen zu Treitschke: in Rankes *Preußischer Geschichte* beträgt die Gesamtpersonenzahl nach Registerauszählung 473<sup>98</sup>, in Droysens *Preußischer Politik* 1268 und in Treitschkes *Deutscher Geschichte* 3836 Personen. Treitschke inkludiert also im Vergleich zu Droysen die dreifache, im Vergleich zu Ranke die fünffache Anzahl von historischen Personen in seinem Werk. Bedenkt man den Zeitraum, den die jeweiligen Werke behandeln, ist dieser Zuwachs noch bemerkenswerter – versammeln sich die über 3000 Personen bei Treitschke doch innerhalb einer Schilderung von 60 Jahren, während Ranke und Droysen bei weitaus weniger Figuren einen wesentlich größeren Zeitraum abdecken (Droysen 350 Jahre, Ranke 630 Jahre). Die bei Treitschke schon beobachtete strukturelle Nivellierung der historischen Akteure wird also auch inhaltlich fortgeführt: indem der Historiker eine Vielzahl von Personen namentlich inkludiert und sie so dem kulturell-nationalen Gedächtnis einschreibt.

Differenziert man die Anzahl der Gesamtpersonen nach Geschlechterzugehörigkeit, so fällt allerdings auf, dass dies eine nahezu ausschließlich männliche Tradierung ist. Bei allen drei Autoren sind weibliche Personen deutlich in der Unterzahl: prozentual gesehen machen Frauen bei Ranke 7%<sup>99</sup>, bei Droysen 4%<sup>100</sup> und bei Treitschke 5%<sup>101</sup> der in der Erzählung

---

<sup>96</sup> Hausen, Geschichte.

<sup>97</sup> Für Rankes *Neun Bücher Preußische Geschichte* gibt es kein Register; aber die *Zwölf Bücher Preußischer Geschichte* in der Gesamtausgabe der Deutschen Akademie, hg. von Paul Joachimsen, München 1930, enthalten ein Register. Unter Berücksichtigung der Erweiterung von Rankes Werk von neun auf zwölf Bücher, und unter Berufung auf die von Joachimsen angestellten Textvergleiche der beiden Ausgaben, der zu dem Schluss kommt, dass das erste Buch der *Neun Bücher Preußischer Geschichte* „zu vier Büchern in dem neuen Gewande von 1874 erweitert worden ist“, gehe ich von einer Erweiterung des Erzählpersonals vor allem in diesen ersten vier Büchern aus (Paul Joachimsen, Einleitung des Herausgebers, in: Ranke, *Zwölf Bücher Preußischer Geschichte*, München 1930, S. VII-CLII, Zitat S. LXXII). Da diese in der Gesamtausgabe von 1930 genau auf Band I verteilt sind, habe ich bei der Registerauszählung Einträge, die diesen Band betreffen, ausgenommen. Das Register für Droysens *Preußische Politik* wiederum umfasst nur die ersten zehn der vierzehn Bände. Somit sind die Zahlenangaben für beide Werke nur ungefähre; eine Grundtendenz der zahlenmäßigen Verhältnisse aber lässt sich gleichwohl daraus ablesen. Für Treitschke existiert ein Register erst ab der Ausgabe des Werkes in den Leipziger Verlagen Hirzel (1927) und Hendel (1927/28). Der vorliegenden Arbeit wurde die Ausgabe des Hendel Verlages zu Grunde gelegt; vgl. hierzu die Werkbibliographie von Christof Rolker, Heinrich von Treitschke: Werke und Ausgaben. S. 7;

<http://kops.uni-konstanz.de/bitstream/handle/123456789/11667/Werkbibliographie.pdf> [08.06.2018].

<sup>98</sup> Die Registerauswertung für Ranke ergab insgesamt 41 Frauen, welche damit in einem Verhältnis von etwa 1 zu 16 zu den verzeichneten Männern stehen (675 Registereinträge). Knapp die Hälfte der 41 Frauen (19) verzeichnet nur einen Eintrag im Register, während 15 nur zwei- bis viermal erwähnt werden. Nur etwa ein Sechstel aller im Werk erwähnten Frauen, nämlich sieben, treten mehr als viermal und damit ausführlicher im Text in Erscheinung. Hierbei reicht die Spannweite von 5 bis 12 Nennungen, die 67 Einträge für Maria Theresia sind also ‚einsame Spitze‘.

<sup>99</sup> Das sind 35 Frauen.

<sup>100</sup> 54 Frauen.

auftauchenden Figuren aus. Männer sind also jeweils in der deutlichen Überzahl, wobei Rankes Werk noch den größten prozentualen Anteil von Frauen verzeichnet. Ohne weiter Zahlenakrobatik zu betreiben, lässt sich also mittels der quantitativen Analyse anschaulich belegen, dass Frauen in allen drei Geschichtswerken zahlenmäßig den Männern deutlich untergeordnet sind. Vor allem Treitschkes Erzählung nimmt damit noch weit mehr, als die strukturelle Analyse schon vermuten ließ, den Charakter eines (bürgerlichen) Panoptikums der bedeutenden (männlichen) Gestalten an. Das Festhalten und Tradieren dieser männlichen Akteure kann dergestalt als Teil einer bürgerlich-männlichen Selbstvergewisserung im Medium der Geschichtsschreibung gelesen werden.

Die reine Anzahl der Frauen- und Männerfiguren sagt jedoch nichts über die *Häufigkeit* ihres Auftauchens in der Geschichte aus. Wiederum findet sich eine Gemeinsamkeit der untersuchten Werke: Die Mehrzahl aller Personen, Männer *und* Frauen, findet in allen drei Historiographien nur 1-4x eine Erwähnung (bei Ranke 77%, bei Droysen 69%, bei Treitschke 78%). Das heißt, die Mehrzahl aller auftretenden Personen tritt nur einmal bzw. nur punktuell in der Erzählung in Erscheinung, ganz gleich, welchem Geschlecht sie zugehören. Dies legt zunächst die Vermutung nahe, ihr narratives Potenzial könne vernachlässigt werden – welche narrative Funktion kann eine Figur haben, die nur ein einziges Mal in einer Geschichte in Erscheinung tritt? Im Kapitel II.6 werden wir die mögliche Funktion dieser ‚Randfiguren‘ näher in den Blick nehmen. An dieser Stelle sei jedoch bereits angemerkt, dass es vorschnell wäre, aus der quantitativen Marginalität einer oder mehrerer männlicher oder weiblicher Figuren generell deren narrative Randstellung abzuleiten.

Es sei noch beispielhaft gezeigt, wie solcherlei quantitative Untersuchungen für die Analyse der inhaltlichen Ausrichtung eines (historiographischen) Werkes genutzt werden können, etwa für die Eruiierung des thematischen und inhaltlichen Schwerpunkts. Bei Treitschke ist die mit Abstand meistgenannte Figur der preußische König Friedrich Wilhelm III. (647 Einträge), gefolgt von Metternich (441), Hardenberg (413) und Napoleon (397). Ebenfalls noch herausragen der Freiherr von Stein (285), Friedrich Wilhelm IV. (256), Friedrich II. (244), Franz II. (228) und Zar Alexander I. (200). Der thematische und inhaltliche Schwerpunkt von Treitschkes *Deutscher Geschichte* lässt sich nun schon anhand dieser Zahlen genauer bestimmen als Geschichte Preußens (am meisten genannt werden fünf Preußen, drei Herrscher und zwei Minister) im Verhältnis zu Österreich (vertreten durch einen Herrscher

---

<sup>101</sup> 188 Frauen.

und einen Minister), Frankreich (Herrscher), und Russland (Herrscher)<sup>102</sup>. Die quantitative Analyse bestätigt, was die Strukturanalyse anhand Buchtiteln und Kapitelüberschriften bereits nahe gelegt hat.

Darüber hinaus können sich bei der quantitativen Registeranalyse auch Beobachtungen ergeben, die eine nur auf Titel und Inhaltsverzeichnisse gestützte Untersuchung der (inneren) Erzählstruktur nicht erbringen kann: So ist im Fall von Treitschke die Stellung Friedrichs II. interessant. Obwohl er aus dem Darstellungszeitraum der *Deutschen Geschichte* heraus fällt, steht er mit seinen 244 Registereinträgen nicht nur an siebter Stelle unter den neun meistgenannten Männern – Treitschke erwähnt ihn darüber hinaus nicht nur im einleitenden ersten Band<sup>103</sup>, sondern durchgehend in allen fünf Bänden seines Werks. Dass ein preußischer Herrscher des 18. Jahrhunderts in einer deutschen Geschichte, die im 19. Jahrhundert spielt, so eine prominente Rolle spielt, bestätigt auf quantitativer Ebene die Stellung, die Monika Wienfort für Friedrich II. herausgearbeitet hat. Wienfort hat gezeigt, dass die „Stilisierung Friedrichs II. zum Idealmonarchen“<sup>104</sup>, die in dessen Herrschaftsperzeption zu Lebzeiten, vor allem aber in der posthumen Rezeption einsetzte, und in der die Forschung lange Zeit nur „die devote Schmeichelei des deutschen Untertanen gesehen hat, [...] ein beträchtliches Emanzipationspotential“<sup>105</sup> enthielt. Seit Friedrich II. orientierte sich nämlich die Legitimation fürstlicher Herrschaft, von Wienfort u. a. anhand der zahlreichen Leichenpredigten anlässlich Friedrichs Tod untersucht, am Prinzip der Leistung:

Statt der Weiterentwicklung der naturrechtlichen Begründungen von Herrschaft bevorzugten die preußischen Theologen die Hervorhebung des Rechts der bedeutenden Persönlichkeit zur Herrschaft. Mit den Mitteln aufgeklärter Kritik wurde ein Herrscherideal stilisiert, das, da es in Friedrich anscheinend Fleisch und Blut geworden war, die normative Grundlage für die Nachfolger bildete.<sup>106</sup>

Friedrich II. als Maßstab für Herrschaftskritik – diese Tradition setzt sich auch in Treitschkes Geschichtsschreibung fort.

---

<sup>102</sup> Die Auszählung der Registereinträge für die Staaten ergab folgende Zahlen: Preußen (10 Seiten, gemittelt 680 Nennungen pro Seite, d. h. 6800 Nennungen), Österreich (712), Frankreich (678), England (495), Russland (373).

<sup>103</sup> Hier wäre der chronologisch ‚richtige‘ Ort.

<sup>104</sup> Monika Wienfort, *Monarchie in der bürgerlichen Gesellschaft. Deutschland und England von 1640 bis 1848* (= Bürgertum, Bd. 4), Göttingen 1993, S. 12.

<sup>105</sup> Wienfort, *Monarchie*, S. 12.

<sup>106</sup> Wienfort, *Monarchie*, S. 123.



## II. Geschlecht, Staat, Ordnung – Narrative Subjektentwürfe und Grenzziehungen

Figuren spielen in erzählenden Texten eine zentrale Rolle. Sie dienen als Handlungsträger und treiben mit ihren Entscheidungen und Aktionen die Geschichte voran. Ein Autor kann dem Leser Einblicke in ihre Gedanken- und Gefühlswelt und somit Identifikation oder auch Abgrenzung ermöglichen. Bei der Frage nach der Kategorie ‚Geschlecht‘ in erzählenden Texten ist die Analyse von Figurendarstellungen zentral: durch die Untersuchung männlicher und weiblicher Figuren können geschlechterspezifische Darstellungsformen in den Blick genommen werden.

In diesem Kapitel werden Repräsentationen weiblicher und männlicher Figuren in den drei Historiographien auf geschlechterspezifische Darstellungsformen hin untersucht. Zugleich wird die Reichweite dieses Zugriffs erprobt. Um bei der Analyse der Figurendarstellung nicht auf der inhaltlichen Ebene der Darstellung (der Frage nach dem ‚Was‘) zu verbleiben, wird auch im Folgenden in den narratologischen Werkzeugkasten gegriffen und nach dem ‚Wie‘ der Darstellung gefragt. Die Erzählforschung kennt neben der Unterscheidung von ‚runden‘ und ‚flachen‘ Charakteren und den Kategorien der Figurencharakterisierung<sup>107</sup> drei funktionale Dimensionen, die Figuren in Texten ausmachen: erstens eine *mimetische Dimension*, in der eine Figur als Abbild einer (fiktiven oder ‚real‘ existierenden) Person fungiert, zweitens eine *thematische Dimension*, bei der Figuren eine oder mehrere Gruppen repräsentieren, die ihrerseits im Dienste des Themas der Erzählung stehen und drittens eine *synthetische Dimension*, bei der die Figur Teil der Konstruktion der Erzählung ist<sup>108</sup>. Auf diese narratologischen Begrifflichkeiten und Analyseinstrumente werden wir in der folgenden Analyse der Figurenbeschreibung immer dann zurückgreifen, wenn dadurch die Interpretation gestützt und ein Erkenntnismehrwert erreicht wird<sup>109</sup>.

Das Kapitel ist in vier Unterkapitel gegliedert. Im ersten Teil betrachten wir die Darstellung weiblicher und männlicher Herrscherfiguren in den drei Historiographien. Herrscherinnen und Herrscher werden in Nationalhistoriographien auf Grund ihrer historischen wie narrativen Prominenz in der Regel als ‚runde‘ Charaktere ausgearbeitet, d. h. relativ eingehend

---

<sup>107</sup> Figuren können ihre Charakterisierung über vier Kategorien erhalten: über das Figurenhandeln (aktiv-passiv), ihre Sprache, ihre äußere Erscheinung und interpersonelle Charakterisierung, d. h. in Bemerkungen anderer Figuren über sie oder auch in Bewertungen und Erzählungen, die von Seiten der Erzählerfigur vorgenommen werden. Vgl. hierzu Lahn/Meister, Einführung, S. 232-246.

<sup>108</sup> Vgl. hierzu Lahn/Meister, Einführung, S. 232-246.

<sup>109</sup> Ein weiterer Ansatz, sich der Figurendarstellung in Texten zu nähern, stellt Sara Mills‘ *close reading* dar. Mills analysiert Texte in Hinblick auf die Verteilung der transitiven Strukturen, d. h. sie untersucht auf Wortebene, welche Rollen und Aktionsformen den Figuren innerhalb eines Textes zugeordnet werden. Vgl. Mills, Feministisches Close Reading, S. 75.

charakterisiert. Durch die narratologisch gestützte Analyse geraten geschlechtlich konnotierte Aspekte dieser Herrscherdarstellungen in den Blick. Der mimetische, also der eine real existierende Figur abbildende Anteil bei den Darstellungen dieser Herrscherfiguren ist erheblich: die Darstellung der Figur Friedrichs des Großen zum Beispiel ist dann zu einem der Versuch, ein Abbild dieser real existierenden Figur zu schaffen. Doch integrieren die Historiker diese historischen Figuren und deren überlieferte Handlungen, Charaktereigenschaften, Aussagen gleichzeitig in ihre eigene Geschichtserzählung – das überlieferte Material wird teilweise überformt, so dass die Darstellung den roten Faden der jeweils erzählten Geschichte stützt. Diese synthetische, also die Konstruktion der Erzählung stützende Dimension ist wiederum stark verknüpft mit der thematischen Dimension der Figurendarstellungen: alle Herrscherfiguren repräsentieren in diesen Geschichtserzählungen ihren Staat – gerade in Nationalhistoriographien eine für das Erzählthema wichtige Gruppe. Das zweite und dritte Unterkapitel fokussieren genau auf diese thematische Dimension des Figurenpersonals, indem sie die Charakterisierungen einzelner Individuen nach deren *staatlicher Zugehörigkeit* untersuchen – zunächst alle ‚Preußen‘; dann insbesondere österreichische aber auch andere, nichtpreußische Akteure. Im 19. Jahrhundert sind die ‚eigentlichen‘ Akteure in Nationalhistoriographien in der Regel Völker, Staaten und/oder Nationen, die durch die handelnden menschlichen Figuren mehr oder weniger nur *vertreten* werden – Staatengeschichte wird, auf der Figurenebene veranschaulicht und so dem Leser nachvollziehbar vor Augen geführt<sup>110</sup>. Die Verschränkung geschlechterspezifischer Semantiken mit der Darstellung verschiedener Staatswesen bzw. ihrer menschlichen ‚Vertreter‘ wird in diesen Abschnitten herausgearbeitet. Der vierte Teil behandelt abschließend die ‚Masse‘ des historiographischen Figurenpersonals, darunter weitgehend die weiblichen Figuren, um der Frage nach der narrativen Bedeutung dieser in der Regel ‚flach‘ bleibenden Charaktere nachzugehen.

## **II.1 Maria Theresia und ihre Brüder – ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ bei Ranke, Droysen und Treitschke**

In diesem Abschnitt werden wir zunächst exemplarisch nachzeichnen, dass und wie Maria Theresia und andere Herrscherinnen in den drei Geschichtswerken zur Projektionsfläche misogyn aufgeladener Herrschaftsfantasien werden und welche argumentative Funktion diese Imaginationen erfüllen. Dann zeigen wir die körperliche Ungebundenheit dieser Weiblichkeitskonstruktionen auf, indem wir die Darstellung männlicher Herrscher in den Blick nehmen. Wie historiographisch dennoch die

---

<sup>110</sup> Fulda, Wissenschaft, S. 325f.

Naturalisierung ‚männlicher‘ Herrschaft vorangetrieben wird – diese jede biologische Zuschreibung geradezu überschreiten muss – ist zentrale Denkachse im letzten Abschnitt dieses Unterkapitels.

### II.1.1 Sisters Act – Frauen in Herrscherpositionen

Wie bereits dargelegt, konzipiert Ranke seine *Preußische Geschichte* im Kern als Dynastiegeschichte und schreibt damit die ‚Männlichkeit‘ seiner Erzählung schon fest. Die österreichische Königin Maria Theresia nimmt nun sowohl in quantitativer Hinsicht als auch qualitativ in Hinblick auf ihre Erzählfunktion unter allen Frauenfiguren in Rankes historiographischer Darstellung eine Ausnahmestellung ein. Mit 67 Nennungen ist Maria Theresia die mit Abstand am häufigsten erwähnte Frau in Rankes *Preußischer Geschichte*. Innerhalb Rankes ‚männlich‘ bestimmter Geschichtserzählung kommt der österreichischen Monarchin die narrative Funktion der Gegenspielerin des preußischen Königs zu. Sie verkörpert den Antagonismus zu Preußen, der in Gegensatzpaaren wie alt/neu, katholisch/protestantisch, Süden/Norden, Frau/Mann seinen sprachlichen Ausdruck findet.

Unverzüglichkeit, Schnelligkeit, Weitblick charakterisieren das Vorgehen von Rankes preußischem König: Friedrich II. sei „in demselben Augenblick [...] schon mit sich im Reinen“<sup>111</sup> gewesen, er habe Gefahren schon „von fern“<sup>112</sup> kommen sehen und sei ihnen „mit kühnem Muthe“<sup>113</sup> entgegen gegangen, er habe „unmittelbar“<sup>114</sup> und „unverzüglich“<sup>115</sup> gehandelt, schon „[a]m dritten Tage seiner Regierung“<sup>116</sup> und „ohne lange wegen der Schwierigkeiten Rath zu pflegen“<sup>117</sup>. Er habe die „erste Gelegenheit“<sup>118</sup> ergriffen, „vom ersten Augenblick an“<sup>119</sup> mit „angestrengte[m] Eifer“<sup>120</sup> gearbeitet, „lebhaft, unmittelbar und auf immer“<sup>121</sup> entschieden und sei sogar „sein eigener General und sein eigenes geheime[s] Rathscollegium“<sup>122</sup> gewesen.

Dagegen hätten Unentschlossenheit, eine gewisse Unbeweglichkeit und Kurzsichtigkeit das Handeln bzw. Nichthandeln der österreichischen Herrscherin gekennzeichnet: Maria Theresia

---

<sup>111</sup> PG III, S. 321f.

<sup>112</sup> PG III, S. 322.

<sup>113</sup> PG III, S. 322.

<sup>114</sup> PG II, S. 49, 93, 282.

<sup>115</sup> PG II, S. 53, 98.

<sup>116</sup> PG II, S. 56.

<sup>117</sup> PG II, S. 57.

<sup>118</sup> PG II, S. 62.

<sup>119</sup> PG II, S. 70.

<sup>120</sup> PG II, S. 70.

<sup>121</sup> PG II, S. 79.

<sup>122</sup> PG II, S. 324.

„glaubte das [sic!] was ihrem Gefühle entsprach“<sup>123</sup>, habe „keine Idee“<sup>124</sup> gehabt von Friedrichs „Berechtigung“<sup>125</sup> Schlesien in Besitz zu nehmen, habe „*noch immer* [...] die von ihrem Vater geschlossene Allianz für die beste“<sup>126</sup> gehalten, „meinte *noch immer*, alles könne sich ändern“<sup>127</sup>, habe eine „sehr persönliche, sehr weibliche Auffassung der Sache“<sup>128</sup> gezeigt. Sie „verharrte“<sup>129</sup> bei einer einmal gefassten Meinung und habe „zögernd, zurückhaltend, wider Willen“<sup>130</sup> und mit „innere[m] Widerstreben“<sup>131</sup> gehandelt, so dass Ranke sich mehrfach zu einem seufzerartigen „endlich“<sup>132</sup> veranlasst sieht.

Dem schnellen, beweglichen, jungen Staat Preußen steht somit ein altes, unbewegliches Österreich gegenüber; österreichische Passivität kontrastiert Ranke mit preußischer Aktivität. Die kontrastierende Schilderung beschränkt sich durchaus nicht auf die Darstellung der beiden Herrscher, sondern wird von Ranke umfassend eingesetzt: „Wie wir aber bemerkt haben, jener Hof und dieses Lager waren zwei verschiedene Welten.“<sup>133</sup> Der träge, festgefügte „Hof“ steht für Österreich, das schnell abbaubare, bewegliche Militärlager dagegen für Preußen. Die Kontrastierung eines geordneten, zielstrebigem, ‚männlichen‘ Preußen mit dem chaotischen, verwirrten, weiblich regierten Österreich dient Ranke anschaulich zur erzählerischen Legitimierung von Friedrichs Schlesienangriff.

Auch Droysen weist Maria Theresia eine besondere Rolle zu; auch bei ihm wird sie zur Gegenspielerin Friedrichs II.<sup>134</sup> Ähnlich wie Ranke grenzt Droysen die beiden Herrscherpersönlichkeiten Maria Theresia und Friedrich II., ihr politisches Handeln, ihre Regierungsformen durch Gegensatzpaare wie protestantisch/katholisch, tolerant/intolerant, monarchisch/ständisch, homogen/heterogen voneinander ab. Hierbei dienen Maria Theresia und Österreich als ‚Negativfolie‘, um Friedrichs II. bzw. Preußens Überlegenheit und historische Aufgabe – die nationale Einigung Deutschlands – deutlich hervortreten zu lassen. Droysen argumentiert u. a. mit den ‚natürlichen‘ Geschlechterunterschieden zwischen beiden Herrscherpersönlichkeiten. Zum Beispiel attestiert er der ‚jungen Fürstin‘<sup>135</sup> zwar „Stolz, [...]“

---

<sup>123</sup> PG II, S. 314.

<sup>124</sup> PG II, S. 314.

<sup>125</sup> PG II, S. 314.

<sup>126</sup> PG II, S. 314; Hervorhebung SK.

<sup>127</sup> PG II, S. 319; Hervorhebung SK.

<sup>128</sup> PG II, S. 320.

<sup>129</sup> PG II, S. 314.

<sup>130</sup> PG II, S. 320.

<sup>131</sup> PG II, S. 320.

<sup>132</sup> PG II, S. 320, 321, 334, 337.

<sup>133</sup> PG II, S. 321.

<sup>134</sup> Diese Wertung beruht nur zum Teil auf den Registereinträgen, da das Register der *Preußischen Politik* nur die ersten zehn Bände umfasst (vgl. Anm. 97). Die Auswertung hat ergeben, dass Anna von Russland mit neun Einträgen die häufigsten Nennungen hat. Allerdings hat meine Lektüre zu Maria Theresia zusammen mit ihren zwei Registereinträgen eine Anzahl von mindestens 43 Nennungen ergeben.

<sup>135</sup> PP V 1, S. 167.

Kühnheit, [...] sichern [sic!] politischen Blick<sup>136</sup> sowie ein „ächt [sic!] politische[s] Gefühl“<sup>137</sup> und bescheinigt „dieser großen Fürstin“<sup>138</sup> einen ganz „eigenste[n] Ruhm“<sup>139</sup>. Zugleich aber stellt er – mittels entsprechender Wortwahl – Maria Theresias politische Ansichten und Entscheidungen in Frage, etwa wenn er in Bezug auf Schlesien schreibt: „Möglich, daß die junge Königin *in gutem Glauben* dafür hielt, es hafte an der Erbschaft, die sie übernommen, kein Anspruch, dem sie gerecht werden, kein Unrecht, das sie sühnen müsse.“<sup>140</sup> Im Kontext der Kaiserwahl gesteht er zu, dass „der Kaisertochter das Alles eben so nothwendig wie einfach *erscheinen mochte*“.<sup>141</sup> Maria Theresias Ansichten hätten demnach auf Dafürhalten, Anschein und Glauben beruht, während Friedrich II. „nur that, was nach Lage der Sachen nothwendig war“.<sup>142</sup> Friedrichs Handeln *ist* „nothwendig“, während Maria Theresias Vorgehen dagegen nur so *erscheint*.

Die Gegenüberstellung der beiden Herrscherfiguren reicht bis in die Satzstruktur hinein. Droysen kontrastiert beide Herrscherpersönlichkeiten explizit durch parallele Satzfügungen und macht dadurch den Unterschied zwischen beiden umso sinnfälliger: Friedrich ist „der Eine, der wußte, was er wollte, und nur wollte, was er konnte“<sup>143</sup> und überragt damit alle anderen. „Nur die junge Königin von Ungarn *in ihrer Art*, freilich in *sehr anderen Gaben und Stärken*, [war] ihm, wenn der Ausdruck erlaubt ist, ebenbürtig. *Auch sie wußte, was sie wollte und sie wollte es mit aller Leidenschaft, um jeden Preis, rücksichtslos.*“<sup>144</sup>

Während Friedrich II. weiß, was er will und in der Lage ist, dieses Wollen zugleich rational durch die Kenntnis der eigenen Stärken und Möglichkeiten einzuschränken, reflektiert Maria Theresia in Droysens Darstellung nicht die Realität, gleicht ihr leidenschaftliches Wollen nicht mit Tatsachen und Möglichkeiten ab. Sie „glaubte an ihre Sache“ und „wagte es darauf, unbeirrt um die Bedenken, [...] die die Vorsichtigeren unter ihren Räthen erhoben“.<sup>145</sup> Gegen Friedrich, so heißt es weiter, habe sie einen „tiefe[n] Groll“<sup>146</sup> gehegt, da er ihr zugemutet habe, „was sie für Erniedrigung hielt“.<sup>147</sup> Maria Theresia sei von ihren Leidenschaften überwältigt worden – „mit wachsender Gluth des Hasses, voll Stolz, zu Allem

---

<sup>136</sup> PP V 1, S. 167.

<sup>137</sup> PP V 1, S. 285.

<sup>138</sup> PP V 2, S. 657.

<sup>139</sup> PP V 2, S. 657.

<sup>140</sup> PP V 1, S. 167; Hervorhebung SK.

<sup>141</sup> PP V 1, S. 168; Hervorhebung SK.

<sup>142</sup> PP V 2, S. 647.

<sup>143</sup> PP V 1, S. 284.

<sup>144</sup> PP V 1, S. 284; Hervorhebung SK.

<sup>145</sup> PP V 1, S. 284f.

<sup>146</sup> PP V 1, S. 285.

<sup>147</sup> PP V 1, S. 285.

Äußersten bereit, unversöhnlich<sup>148</sup> – und habe sich „weder der Macht der Thatsachen, noch der nüchternen Erwägung von Gewinn und Verlust [...] fügen“<sup>149</sup> wollen. Friedrich dagegen sei nicht nur „in der militärischen und politischen Ueberlegenheit der Offensive“<sup>150</sup> gewesen. Anstatt sich von seinen Gefühlen beherrschen zu lassen, bleibt er in Droysens Darstellung Herr seiner Leidenschaften und der Lage, kühl kalkulierend und realistisch abwägend: „kalten Blutes, bei aller Kühnheit vorsichtig, seine Mittel berechnend“<sup>151</sup>, „auch in der Fülle des Erfolges maaßhaltend“.<sup>152</sup> Während seine hasserfüllte Gegnerin Preußen „am liebsten [...] zerstückt und vernichtet“<sup>153</sup> hätte, habe er „immer von Neuem die Hand [geboten] Oestreich zu erhalten“.<sup>154</sup> Friedrichs cäsarische Milde wird hier kontrastreich Maria Theresias mutmaßlicher blinder Wut gegenübergestellt. Auch wenn Droysen eine gewisse Gleichrangigkeit der beiden Herrscherpersönlichkeiten betont – „diese beiden, unter den fürstlichen Häuptern Deutschlands gleich seltene, gleich ächte Gestalten, gleichsam die Typen der einen und anderen Seite der deutschen Art“<sup>155</sup> – so überwiegt bei aller Ebenbürtigkeit doch die Gegensätzlichkeit der beiden: „mit einem Wort: Preußen der positive Pol der deutschen Entwicklung, Oestreich der negative.“<sup>156</sup>

In Treitschkes *Deutscher Geschichte* spielt Maria Theresia keine große Rolle; sie taucht lediglich in der Einleitung zum ersten Band auf. Die meistgenannten Frauen sind die preußische Königin Luise sowie Königin Viktoria von England und Zarin Katharina II. von Russland, beides aktive Herrscherinnen nichtpreußischer Staatswesen im Darstellungszeitraum der *Deutschen Geschichte*.

Die englische Königin Viktoria wird von Treitschke als naives, passives und unpolitisches Wesen dargestellt, welches Macht und Einfluss nur im rein privaten Bereich der Familie ausgeübt habe. England habe unter Viktorias Herrschaft ein „willenlose[s] Königtum“<sup>157</sup> erlebt, in dem sich die „unerfahrene junge Fürstin“<sup>158</sup> nur „von dem Strome der vorherrschenden nationalen Gesinnung treiben und tragen lassen“<sup>159</sup> konnte, um sich schließlich „willig [...] der Führung des Hauptes der Whigpartei, Lord Melbourne“<sup>160</sup>, sowie

---

<sup>148</sup> PP V 1, S. 285.

<sup>149</sup> PP V 1, S. 285.

<sup>150</sup> PP V 1, S. 285.

<sup>151</sup> PP V 1, S. 285.

<sup>152</sup> PP V 1, S. 285.

<sup>153</sup> PP V 1, S. 285.

<sup>154</sup> PP V 1, S. 285.

<sup>155</sup> PP V 1, S. 285.

<sup>156</sup> PP V 2, S. 658.

<sup>157</sup> DG IV, S. 631.

<sup>158</sup> DG IV, S. 631.

<sup>159</sup> DG IV, S. 631.

<sup>160</sup> DG IV, S. 631.

den „politischen Ratschlägen“<sup>161</sup> ihres Oheims, König Leopold I. von Belgien, zu überlassen. Einzig bei der Wahl ihrer Hofdamen habe sie etwas gezeigt, „was einem politischen Willen ähnlich sah“<sup>162</sup> und damit unbewusst die politische Richtung ihres Landes beeinflusst: „Nur dieser *persönlichen Vorliebe* [zu ihren whiggistischen Hofdamen] verdankten die Whigs die Wiederherstellung ihrer Herrschaft“.<sup>163</sup> Trotz ihres Herrschertitels sei Viktoria mit ihren Vorstellungen und Gedanken, aber auch hinsichtlich ihrer Einflussnahme völlig im Bereich des Persönlichen und der Familie verblieben:

Nach Frauenart fühlte sich Königin Viktoria durch alle diese Huldigungsreisen lebhaft geschmeichelt; sie meinte gerührt, so viele Freunde verdanke sie ihrem geliebten Gatten und dem guten Rufe ihrer glücklichen Ehe. Wie wenig indes die Höflichkeit der Fürsten für die Politik bedeutete, das lehrte der rastlose diplomatische Kampf im Osten, auf den alten Tummelplätzen des internationalen Ränkespiels.<sup>164</sup>

Auf der einen, politisch unbedeutenden Seite steht Königin Viktoria, der die „Höflichkeit“ der Fürsten „schmeichelt“ und die meint, ihre „Freunde“ ihrem Mann und einer guten Eheführung zu verdanken, auf der anderen Seite entscheiden Diplomaten im Kampf auf Männerart, was in der Politik geschieht.

Nicht nur in dieser Textstelle verweist Treitschke Viktoria aus dem Bereich des ‚Politischen‘ heraus in den des ‚privaten‘ Lebens, der Freunde und Familie.<sup>165</sup> Treitschke schließt seitenlange Schilderungen aus dem ‚Privatleben‘ des britischen Herrscherpaares in seine Darstellung mit ein. Hierbei ordnet er die englische Königin der Reproduktionssphäre zu und unterwirft die den Naturgesetzmäßigkeiten: „Die Briten freuten sich an dem wohlgeordneten Haushalt und dem Familienglück der Königin, das alljährlich mit großer Pünktlichkeit, sobald die von den Naturgesetzen gebotene Zwischenzeit abließ, durch die Geburt eines Kindes verschönt wurde.“<sup>166</sup>

Im Gegensatz zu Viktorias „willenlosem Königtum“<sup>167</sup> stattet Treitschke die russische Zarin Katharina II. mit einem geradezu ‚männlich‘ anmutenden starken „Willen“<sup>168</sup> aus. So sei Polen „dem Willen der Zarin untertänig“<sup>169</sup> gewesen und auch anderswo „gebot“<sup>170</sup> „der

---

<sup>161</sup> DG IV, S. 631.

<sup>162</sup> DG V, S. 73.

<sup>163</sup> DG V, S. 73; Hervorhebung SK.

<sup>164</sup> DG V, S. 519.

<sup>165</sup> Selbstverständlich soll hier nicht behauptet werden, das ‚Privatleben‘ königlicher HerrscherInnen sei tatsächlich ‚privat‘ im Sinne eines Gegensatzes zu ‚öffentlich‘ gewesen. Die ausgewählten Textstellen zeigen jedoch, dass Treitschke diese Schilderungen eben nicht im Zusammenhang fürstlicher Repräsentation sah, sondern als ‚privat‘ in o. g. Sinne und damit als irrelevant für öffentliche Belange und die Politik betrachtete. Zur Entstehung dieses modernen Verständnisses von Haus und Familie als privaten Einheiten vgl. Hausen, Polarisierung.

<sup>166</sup> DG V, S. 124.

<sup>167</sup> DG IV, S. 631.

<sup>168</sup> DG I, S. 62.

<sup>169</sup> DG I, S. 62.

Wille<sup>171</sup> Katharinas. In ihrem politischen Geschick ist sie ihren männlichen Fürstenkollegen ebenbürtig, wenn nicht sogar überlegen. Im Kontext der zweiten Teilung Polens sei Friedrich Wilhelm II. dergestalt „durch die überlegene, skrupellose Politik der Zarin von allen Seiten her umstellt“<sup>172</sup> gewesen, dass Treitschke sich zu der rhetorischen Frage veranlasst sieht: „Wer durfte ihr widerstehen?“<sup>173</sup> Doch mangelt es dem überlegenen Willen der Zarin in der Darstellung des Historikers an der maßhaltenden Regulierung durch die Vernunft. Katharina sei nicht in der Lage gewesen, ihre Leidenschaften („Ländergier“<sup>174</sup>) zu zügeln. Treitschke konnotiert die Zarin animalisch – als „große Feindin Deutschlands“, die „längst [...] auf der Lauer“<sup>175</sup> liege; an anderer Stelle beschreibt der Historiker, wie Katharina sich „mit gesammelter Kraft [...] auf die Beute stürzte“<sup>176</sup> – und verweist sie so aus dem Bereich vernunftgeleiteter Aktion in die Sphäre instinktiv-animalischer und unbewusster Reaktion.

Strukturell betrachtet sind also die Darstellungen von Viktoria und Katharina bei Treitschke analog – beide werden dem Bereich der Natur und Triebhaftigkeit zugeordnet. Diese Verortung korrespondiert mit den von Smith beschriebenen Exklusionsmechanismen der professionalisierten Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert. Smith hat gezeigt, dass die damalige ‚wissenschaftliche‘ Geschichtsschreibung in der Konstituierung ihres Gegenstandes zwischen wichtigen und weniger wichtigen Fakten unterschied, indem sie mit dem Gegensatz von Körper und Seele die Unterscheidung und Trennung des Ahistorischen vom Historischen, der Natur von der Kultur und des (weiblichen) Alltags vom Idealen der (männlichen) Politik behauptete<sup>177</sup>. Auf diesem Hintergrund erhellt sich der Funktionsgehalt der Beschreibungen der beiden Herrscherinnen: beide werden aus dem Bereich des ‚Politischen‘ herausgeschrieben.

Die angeführten Beispiele der historiographischen Darstellung von Herrscherinnen scheinen gängige Vorstellungen und Geschlechterstereotype<sup>178</sup> zu bestätigen: die Historiker stellen diese Frauen als emotional, schwach und passiv dar, den Launen der Natur und ihres eigenen Geschlechts unterworfen. Zugleich wirken die Beschreibungen all dieser Herrscherinnen als Vergleichsfolie zu den preußischen Königen – mal sehr explizit, wie im Falle von Ranke und Droysen, die Maria Theresia und Friedrich II. als narrative Gegenspieler aufbauen, mal weniger deutlich wie im Fall von Treitschkes Viktoria.

---

<sup>170</sup> DG I, S. 120.

<sup>171</sup> DG I, S. 120.

<sup>172</sup> DG I, S. 126.

<sup>173</sup> DG I, S. 126.

<sup>174</sup> DG I, S. 62.

<sup>175</sup> DG I, S. 116.

<sup>176</sup> DG I, S. 125.

<sup>177</sup> Vgl. Smith, Gender, S. 130-156, insbes. S. 137f.

<sup>178</sup> Hausen, Polarisierung.



## II.1.2 Herrschende Männer – ‚männliche‘ Herrschaft?

Wie wir gerade gesehen haben, nutzen Ranke, Droysen und Treitschke die Beschreibungen von Frauen in Herrscherpositionen dazu, die ‚Männlichkeit‘ des preußischen Staates und seiner Herrscher sinnfällig hervortreten zu lassen. Wie verändern sich aber der Blick und die Einsichten, wenn man auch herrschende *Männer* und deren Darstellung genauer untersucht? Dies wird im Folgenden anhand von Treitschkes *Deutscher Geschichte* näher beleuchtet. Hier begegnen dem Lesenden beispielsweise die „Rachsucht Napoleons“<sup>179</sup> und die „Unersättlichkeit der napoleonischen Politik“<sup>180</sup>. Treitschke schreibt dem französischen Imperator ungezügelter Triebhaftigkeit, naturhaftes Re-Agieren und Maßlosigkeit zu und konnotiert ihn, ähnlich wie Katharina, animalisch:

Wie der Löwe nicht bloß aus Hunger mordet, sondern weil er nicht anders kann, weil es seine Natur ist, zu rauben und zu zerfleischen, so konnte dieser Allgewaltige nicht einen Augenblick bei einem erreichten Erfolge sich beruhigen. Ins Grenzenlose schweiften seine begehrlischen Träume.<sup>181</sup>

Dem russischen Zaren Alexander I. habe es an innerer Stärke und männlicher Zucht gemangelt. Sein Charakter sei „aus Schwärmerei, Selbstbetrug und Schlaueit [...] seltsam gemischt“<sup>182</sup> gewesen, er habe sich „durch keinen überlegenen Willen gebändigt, haltlos den Einfällen seines unruhigen Kopfes“<sup>183</sup> überlassen. Die russische Politik habe sich unter Alexander in einem Zustand „rastloser Unsicherheit“<sup>184</sup> befunden, er selbst sei „nicht fest genug“<sup>185</sup> gewesen, seine politischen Ansichten den abweichenden Meinungen seiner Berater gegenüber eindeutig zu vertreten. Für die Zeit der Befreiungskriege beschreibt Treitschke den seelischen Zustand des Zaren mit einer bekannten Metapher:

[I]n diesen Tagen der Prüfung wurde der unstete Knabe zum Manne, soweit sein Charakter männlicher Tugenden fähig war. Wie der Efeu am Eichbaum klammerte er sich fest an dem eisernen Mute des Freiherrn vom Stein. Der große Deutsche [...] stand, eine Macht für sich selber, dem Zaren zur Seite, erfüllte ihn mit einem Hauche seiner eigenen Leidenschaft.<sup>186</sup>

Treitschke weist Alexander hier metaphorisch die ‚weibliche‘ Position zu, während er zugleich den preußischen Minister mit seinem „eisernen Mute“<sup>187</sup> auf Seiten von ‚Männlichkeit‘ verortet. Zugleich erscheint der Zar metaphorisch als passiv-weibliches Gefäß,

---

<sup>179</sup> DG I, S. 321.

<sup>180</sup> DG I, S. 206.

<sup>181</sup> DG I, S. 371.

<sup>182</sup> DG I, S. 174.

<sup>183</sup> DG I, S. 212.

<sup>184</sup> DG III, S. 576.

<sup>185</sup> DG III, S. 576.

<sup>186</sup> DG I, S. 384.

<sup>187</sup> DG I, S. 384.

das Stein mit seiner Leidenschaft „erfüllen“ kann: die Aktivität Russlands im Befreiungskrieg erscheint demnach nicht als originär, sondern als ‚Produkt‘ preußischer Männlichkeit. An anderer Stelle konstatiert Treitschke „Alexanders weiche Natur“<sup>188</sup>, sein „schwaches Gemüt“<sup>189</sup> und sein „liebebedürftiges Herz“<sup>190</sup> sowie seine Unfähigkeit zu „nachhaltige[r] Arbeit“<sup>191</sup> und vergleicht ihn ausdrücklich mit dem ‚schwachen Geschlecht‘:

Wie sanfte, hingebende Frauen sich nicht selten zu einem völlig herzlosen Manne dämonisch hingezogen fühlen, so konnte Alexanders weiche Natur diesen bösen Gesellen [General Araktschejew, SK] nicht entbehren, der in seiner glücklichen Selbstgewißheit kein Erwägen und kein Schwanken kannte.<sup>192</sup>

Wenn Treitschke die „Ausschweifungen“<sup>193</sup> des „herzlosen, mißtrauischen Despoten“<sup>194</sup> Kaiser Franz II/I. von Österreich wie folgt beschreibt: „Stöße von Akten mit nichtssagenden Randbemerkungen bemalen, in Mußestunden die Geige spielen, Papier ausschneiden, Vogelbauer lackieren“<sup>195</sup>, erinnert das an klischeehafte Bilder von Damen der feinen Gesellschaft, die ihre freie Zeit angeblich mit belanglosen Beschäftigungen auszufüllen pflegten. Und so fürchtet der Kaiser auch ganz ‚unmännlich‘, die „unmilitärischen Gewohnheiten seines schläfrigen Schreiberlebens aufgeben und [...] ins Feldlager gehen“<sup>196</sup> zu müssen.

Die Metaphern, die Treitschke zur Beschreibung dieser nichtpreußischen männlichen Herrscher heranzieht, folgen strukturell demselben Muster wie die Beschreibungen von weiblichen Herrschern: auch sie werden dem Bereich der Natur und Triebhaftigkeit zugeordnet.

### II.1.3 ‚Weibliche‘ Herrschaft als Code – Kontextualisierung von Geschlechterkonnotationen

Um die methodische Gleichsetzung von Frauen mit ‚Weiblichkeit‘ und Männern mit ‚Männlichkeit‘ zu umgehen, wurde in den vorhergehenden Betrachtungen der Blickwinkel der Untersuchung von weiblichen auf männliche Figuren hin erweitert. Richtet man dergestalt das Augenmerk nicht nur auf die Darstellung von Frauen, sondern auch auf männliche Akteure, so verwischt zum einen die zuvor so klar erscheinende Grenze, mit der Treitschke zwischen beiden Geschlechtern zu unterscheiden scheint. Zum anderen wird so der narrative Kontext der eingesetzten Geschlechterbilder sichtbar: Ob ein (politisch) Handelnder als vernünftig und

---

<sup>188</sup> DG II, S. 444.

<sup>189</sup> DG III, S. 250.

<sup>190</sup> DG I, S. 752.

<sup>191</sup> DG III, S. 250.

<sup>192</sup> DG III, S. 255.

<sup>193</sup> DG I, S. 589.

<sup>194</sup> DG I, S. 589.

<sup>195</sup> DG I, S. 589.

<sup>196</sup> DG I, S. 454.

willensstark, also als ‚männlich‘, oder als maßlos, schwach und ‚weiblich‘ dargestellt wird, hat augenscheinlich mehr mit der intendierten Argumentation bzw. der verfolgten Narration, also der *erzählten Geschichte* zu tun, als mit dem tatsächlichen biologischen oder sozialen Geschlecht der jeweiligen Figur.<sup>197</sup> Anstatt also auf Grund ihrer Geschlechterzugehörigkeit als ‚weiblich‘ oder ‚männlich‘ beschrieben zu werden, wird die Darstellung Maria Theresias, Katharinas und Viktorias sowie Napoleons, Alexanders und Franz II./I. durch den Platz bestimmt, den sie in der historischen Erzählung einnehmen. Dieser befindet sich außerhalb des ‚männlich‘ bestimmten Preußen, und wird von diesem durch spezifisch ‚weibliche‘ oder zumindest unmännliche Merkmale differenziert. Treitschkes Charakterisierungen Napoleons, Franz’ II./I. und Zar Alexanders I. unterscheiden sich nur graduell von den Figurenbeschreibungen der erwähnten Frauen. Referenzpunkt ist hier nicht die beschriebene Person, sondern die (Nicht)Zugehörigkeit zum preußischen Staat. Narratologisch gewendet könnte man sagen, die thematische und strukturelle Dimension der Figurendarstellungen überwiegen in diesem Fall die mimetische: denn über die Darstellung und Bewertung anderer Staatswesen als ‚schlecht‘, abnorm und ‚unmännlich‘ wird preußische Herrschaft als vernünftig, maßvoll und ‚männlich‘ markiert.

So betrachtet, nähern sich die Darstellungen außerpreußischer männlicher und weiblicher Herrscherfiguren einander an; der Unterschied zwischen Frauen und Männern in Herrscherpositionen ist, was deren Charakterisierung und Herrschaftsstil betrifft, nur graduell. Denkt man an die Beschreibungen des jungen Alexanders des Großen, der im Bild des sich an den starken Fels schmiegenden Efeus ganz in einer weiblich konnotierten Metaphorik aufgeht, so verwischen die Geschlechtergrenzen innerhalb der hier untersuchten Historiographien nahezu vollständig und ‚Geschlecht‘ wird als körperunabhängiger Code sichtbar, der je nach Kontext von Frau zu Mann und umgekehrt ‚wandern‘ kann.<sup>198</sup> Zur Stützung der angestrebten Narration löst der Historiker das auf den ‚natürlichen‘ Geschlechterunterschieden basierende binäre System von ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ von der Geschlechterzugehörigkeit der beschriebenen Figuren und verlagert es auf die Ebene von Staaten und Nationen. Feminisierung bzw. De-Maskulinisierung werden somit zu Strategien der Delegitimation von politischer Herrschaft und Macht.

---

<sup>197</sup> Walter Erhart formuliert ähnlich, wenn er von einer „Geschlechtergeschichte“ spricht, „die weniger auf biologischen und sozialen Realitäten als auf narrativen Strukturen beruht“; Erhart, Walter, Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit, München 2001 (zugl.: Göttingen, Univ., Habil.-Schr. 1996), S. 401.

<sup>198</sup> Vgl. hierzu auch Erhart, Walter: Das zweite Geschlecht: „Männlichkeit“, interdisziplinär. Ein Forschungsbericht, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL) 30/2 (2005), S. 156-232, hier S. 189.

Wie die strukturelle Analyse gezeigt hat, verlaufen die hier untersuchten Nationalgeschichten nach dem Gliederungsschema Preußen gegen die (feindliche) Welt. Die Untersuchung der Darstellungsweise weiblicher und männlicher Herrscherfiguren zeigt, dass ‚Männlichkeit‘ in den Historiographien mit Preußen, Unmännlichkeit oder ‚Weiblichkeit‘ dagegen mit nichtpreußischen Staatswesen verbunden wird. In den folgenden zwei Kapiteln sollen daher die Charaktermerkmale der Staatendarstellung anhand dieser Linie (Preußen – Nichtpreußen) untersucht werden. Wie sieht die mit Preußen assoziierte ‚Männlichkeit‘ bei Ranke, Droysen und Treitschke konkret aus? Wie wird die ‚Unmännlichkeit‘ Nichtpreußens gestaltet?

## II.2 Preußen – das männlich-bürgerliche Ideal

Hauptakteur aller drei Historiographien ist der preußische Staat, vertreten durch seine Monarchen und (meist ‚politischen‘) Akteure. In diesem Kapitel werden die Eigenschaften, die die drei Historiker diesem Staat und seinen (männlichen) Vertretern zuschreiben, in den Blick genommen. In der Summe zeigt sich hierbei die Deckungsgleichheit der für Preußen reklamierten Tugenden mit den bürgerlichen Idealen des 19. Jahrhunderts.

Der ‚bürgerliche Wertehimmel‘<sup>199</sup> vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert kann als eine ‚Kultur, die Zukunftsorientierung, Selbstkontrolle und Arbeitsethos zu zentralen, aber geschlechterspezifisch unterschiedlich gefaßten Leitwerten machte‘<sup>200</sup> beschrieben werden. Die ‚sogenannte bürgerliche Kultur‘ habe sich ‚über die kulturellen Werte von Fleiß, Zeitökonomie und Affektkontrolle definiert[.]‘<sup>201</sup> Für den bürgerlichen Mann waren Zukunftsorientierung, Selbständigkeit, Selbstkontrolle, Arbeit, aber auch kontrollierte (sexuelle) Leidenschaft zentrale Kategorien der Identitätsbildung<sup>202</sup>. In den hier untersuchten historiographischen Darstellungen werden der preußische Staat und seine Vertreter anhand dieser Kategorien, vor allem aber auch durch die Balance zwischen denselben charakterisiert: als besonders wichtig erscheint die Fähigkeit, in jeder Lebenslage das richtige Maß zu halten,

---

<sup>199</sup> Manfred Hettling, Stefan-Ludwig Hoffmann (Hg.), Der bürgerliche Wertehimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts, Göttingen 2000.

<sup>200</sup> Martina Kessel, Langeweile. Zum Umgang mit Zeit und Gefühlen in Deutschland vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert, Göttingen 2001, S. 7.

<sup>201</sup> Kessel, Langeweile, S. 9.

<sup>202</sup> Bildung: sicherlich werden die preußischen Akteure in der Regel als gebildet gedacht. Dazu gibt es aber kaum explizite Textstellen. In dem Sinne von Bildung als ein Sich-Bilden und Sich-Entwickeln des Individuums kann Bildung aber für alle drei Historiographien reklamiert werden: nicht nur einzelne preußische Akteure bilden sich in den jeweiligen Geschichten. Insgesamt bildet sich auch der preußische Staat bzw. der deutsche Nationalstaat heraus – Entwicklungs- oder Bildungsgeschichten sind die zu Grunde liegenden Erzählmodelle der hier untersuchten Nationalhistoriographien. Das Erklärungspotential solcher großen Erzählmodelle ist meines Erachtens aber recht beschränkt: es verdeutlicht, ähnlich wie Inhaltsanalysen, die große Richtung und auch die erwartbare Aktualisierung im Detail, liefert aber keine empirischen Befunde für die Rolle bspw. von ‚Geschlecht‘ in einer Erzählung. Die Frage, ob dem ‚männlichen‘ Erzählmuster der Bildungsgeschichte eine ‚Männlichkeit‘ des Textes, der Figuren, seiner Sinngebungen entspricht, kann nur durch eine auf Text- und Figurenebene angesiedelte Analyse beantwortet werden.

um so jedweder Exzessivität und dem damit verbundenen frühzeitigen Verlust von Lebens- und Manneskraft zu entgehen. Dem gegenüber steht eine davon abweichende, das Ideal bürgerlicher Männlichkeit gerade *nicht* erreichende Darstellung außerpreußischer Staatswesen und -männer. Diese Darstellungen nehmen wir teilweise schon im Zusammenhang mit Preußen, schwerpunktmäßig aber im darauf folgenden Kapitel in den Blick.

Die Gliederung dieses Kapitels denkt gewissermaßen eine Abfolge von Tugendhaftigkeit, Selbstkontrolle, Arbeit, Selbständigkeit und Zukunftsorientierung als aufeinander aufbauende, einander aber auch bedingende Elemente idealer Männlichkeit mit. Die hier vorgenommene Gliederung stellt damit rein äußerlich einen Folgezusammenhang her, der in den Werken der Historiker so nicht nahgelegt wird. Hier soll ebenfalls nicht für einen solchen Zusammenhang argumentiert werden, wohl aber für die wechselseitige Verknüpfung dieser Elemente – wir werden sehen, dass die Inanspruchnahme einer Kategorie häufig das Vorhandensein der anderen Elemente quasi *in a nutshell* impliziert.

### II.2.1 Tugendhaftigkeit

Bei allen drei Historikern erscheint die preußische Geschichte als Kampf zwischen Gut und Böse, oder, anders gewendet, zwischen einem höher stehenden, moralisch-sittlichen Handeln auf der einen und verderbtem, unmoralischem Handeln auf der anderen Seite. Die Moral Preußens und seine Sittlichkeit werden u. a. durch sein offenes und ehrliches Handeln symbolisiert. Preußische Akteure handeln bei Ranke und Treitschke tugendhaft, zuweilen geradezu gemäß Kants Pflichten- und Sittenlehre. So schreibt Ranke dem preußischen Friedrich II. eine moralische Unangreifbarkeit zu, die dem Historiker zum Beispiel für den sittlichen Fortschritt weltweit gerät: „ein merkwürdiges Motiv für den Fortgang der moralischen Weltentwicklung liegt jedoch in der Abwesenheit jeder Art von Rachsucht und Vergeltung.“<sup>203</sup> Im Kontext des Zweiten Schlesischen Krieges kontrastiert Ranke den preußischen Fürsten von Anhalt-Dessau mit dem österreichisch-sächsischen Feldmarschall Rutowski<sup>204</sup>: der Österreicher sei „ehrgeizig, voll von weitausgreifenden Plänen, hartnäckig“<sup>205</sup> gewesen, dagegen habe der Preuße Anhalt-Dessau den Krieg nicht zur Eroberung, sondern nur um des Friedens willen geführt<sup>206</sup>. Ranke wertet den österreichischen Rutkowski moralisch ab und charakterisiert ihn als kurzsichtig und konfus: „er galt für vergnügungssüchtig und nachlässig, die Memoiren [...] zeigen wenig Voraussicht und

<sup>203</sup> PG III, S. 343.

<sup>204</sup> Friedrich August Graf Rutowski (1702-1764); kursächsischer Feldmarschall.

<sup>205</sup> PG III, S. 333.

<sup>206</sup> „[N]icht um das Land zu erobern, sondern um den Frieden zu erzwingen, – wie der König sagte, um ihnen [den Sachsen, SK] das Schwert zu entwenden, das sie nur zu ihrem eigenen Verderben brauchten.“; PG III, S. 333.

Klarheit.“<sup>207</sup> Der Historiker verbindet hier eine Aussage Dritter über die Person Rutkowski („galt für vergnügungssüchtig und nachlässig“) mit einer von ihm selbst durch Einsicht in die Quellen gewonnenen Einschätzung – ein Beispiel für die oben angesprochene Verbindung einzelner Charakterelemente: die nur vom Hörensagen stammende moralische Einschätzung Rutkowskis wird quasi verifiziert durch Rankes Augenzeugenschaft über dessen Nachlässigkeit als Autor.

Geradezu als Veranschaulichung von Kants Ausführungen zur *Metaphysik der Sitten* kann Rankes resümierende Darstellung von Friedrich II. am Ende der *Preußischen Geschichte* gelesen werden. Für Kant hatte Handeln dann den höchsten sittlichen Gehalt, wenn die Ausführung einer Handlung der Neigung des Handelnden *entgegen* gehe, somit eine Beugung unter eine eingesehene Pflicht darstelle: „gerade da hebt der Werth des Charakters an, der moralisch und ohne alle Vergleichung der höchste ist, nämlich daß er wohlthue, *nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht*.“<sup>208</sup> Ranke beschreibt, wie Friedrich II. „noch in jungen Jahren“<sup>209</sup> darüber nachgedacht habe, die Regierung seinem Bruder zu übergeben, da er sich gerne in ein einfaches Gelehrtenleben zurückgezogen hätte. Der Historiker lässt den Leser in einem Gedankenbericht an der inneren Welt des preußischen Königs teilhaben:

Indem er dem nachsinnt, und in dem Gedanken schwelgt, nichts zu sein als ein einfacher, aber ganz unabhängiger Gelehrter, sieht er doch [...], daß alles dies unmöglich ist. „Ich habe ein Volk,“ ruft er aus, „das ich liebe, ich muß die Last tragen, welche auf mir liegt, ich muß an meiner Stelle bleiben.“<sup>210</sup>

Diese Verzichtleistung kleidet Ranke dann in geradezu Kantsche Begrifflichkeiten, wenn er sie als Friedrichs Selbstunterwerfung unter die königlichen Pflichten beschreibt: „nicht [...], daß jene Stimmung die vorherrschende, daß Friedrich nicht von dem Gefühl des gebornen Königs fortwährend durchdrungen gewesen sei; aber er ging nicht darin auf: [...] *die Neigung selbst, einem andern Beruf zu leben, schärfte sein Pflichtgefühl für diesen*“<sup>211</sup>.

Auch Treitschkes Beschreibung Scharnhorsts<sup>212</sup> nach der Schlacht bei Jena behandelt das Thema Pflicht contra Neigung:

Als ihn jetzt das Vertrauen des Königs [...] an die Spitze des Heerwesens stellte, da mußte er fünf Jahre lang das finstere Handwerk des Verschwörers treiben, unter den Augen des Feindes für die Befreiung rüsten. So lernte er jedes Wort und jede Miene zu beherrschen, und *der einfache Mann, der für sich selber jeden Winkelzug*

<sup>207</sup> PG III, S. 333.

<sup>208</sup> Immanuel Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, in: ders., Gesammelte Werke (Akademieausgabe), 23 Bände, Abt. 1 (Werke), Bd. IV, S. 385-462, Zitat S. 398f.; <http://www.korpora.org/kant/aa04/398.html> [14.10.2014]; Hervorhebung SK.

<sup>209</sup> PG III, S. 474.

<sup>210</sup> PG III, S. 475.

<sup>211</sup> PG III, S. 475. Anderswo bezeichnet Ranke Friedrich II. als „geistige und moralische Kraft“; PG II, S. 3.

<sup>212</sup> Gerhard Johann David von Scharnhorst (1755-1813); preußischer General und Militärreformer.

*verschmähte, wurde um seines Landes Willen ein Meister in den Künsten der Verstellung, ein unergründlicher Schweiger, listig und menschenkundig.*<sup>213</sup>

Im Dienste des Vaterlandes überwindet der ehrliche Scharnhorst sich zu listigem Handeln – ein Vorgehen, das zwar der preußischen Ehrlichkeit und Offenheit zuwider läuft, aber hier legitimiert wird als Mittel zum (höheren) Zweck. Den Hauptakteuren seiner Geschichte, den Hohenzollernherrschern, schreibt Treitschke einen gemeinsamen „politischen Charakter“<sup>214</sup> zu, der sich insbesondere durch Pflichtbewusstsein und Arbeitsamkeit auszeichne:

Alle, die großen wie die schwachen, die geistreichen wie die beschränkten, bekunden mit seltenen Ausnahmen einen nüchtern verständigen Sinn für die harten Wirklichkeiten des Lebens, der nicht verschmäht, im kleinen groß zu sein, und alle denken hoch von ihrer Fürstenpflicht.<sup>215</sup>

Treitschke erklärt die Pflicht- und Tugendlehre, neben Bildung und Protestantismus, sogar zum Grundpfeiler der norddeutschen Befreiungsbewegung<sup>216</sup>.

#### *Offenheit und Gerechtigkeit*

Preußisches Handeln wird durch Wahrheit und Offenheit charakterisiert, häufig durch Kontrastierung mit hinterlistig und verlogen agierenden Gegnern. So beschreibt Treitschke, dass der „gradsinnige Fürst“ Friedrich Wilhelm I. „ratlos“ „in dem durchtriebenen Ränkespiel der Diplomatie“<sup>217</sup> gestanden habe. Mit eben diesem „Gradsinne“<sup>218</sup> habe er gehofft, Dänemark im Befreiungskrieg „durch ehrliche Mittel für die Koalition [gegen Napoleon, SK] zu gewinnen“<sup>219</sup>. Friedrich II. dann habe schlichtweg „die Wahrheit wieder zu Ehren [...] in der deutschen Politik“<sup>220</sup> gebracht. Preußens Haltung auf dem Wiener Kongress sei „durchweg [...] gerecht, freisinnig, national“<sup>221</sup> gewesen, „[s]eine Politik zeigte sich in allem rechtschaffen und ohne Hintergedanken“<sup>222</sup>. Im Kontext der Friedensverhandlungen zum Zweiten Pariser Frieden seien die preußischen „Vorschläge [...] streng, aber durchaus gerecht“<sup>223</sup> gewesen. Preußens „rechtschaffene Regierung“<sup>224</sup> habe „[m]it einem so unzuverlässigen und zugleich so schwachen Hofe“<sup>225</sup>, wie dem in Wien, keine gemeinsame Sache machen können. „Inmitten dieses Gezänks [auf den Wiener Konferenzen, SK]

<sup>213</sup> DG I, S. 282; Hervorhebung SK.

<sup>214</sup> DG I, S. 44.

<sup>215</sup> DG I, S. 44. Treitschke veranschaulicht dies ebenda anhand der Wahlsprüche der preußischen Herrscher, nicht zuletzt Friedrichs II. „Der König ist der erste Diener des Staates.“

<sup>216</sup> DG I, S. 424.

<sup>217</sup> DG I, S. 46.

<sup>218</sup> DG I, S. 435.

<sup>219</sup> DG I, S. 435.

<sup>220</sup> DG I, S. 48; Hervorhebung SK.

<sup>221</sup> DG I, S. 687.

<sup>222</sup> DG I, S. 677.

<sup>223</sup> DG I, S. 756.

<sup>224</sup> DG III, S. 717.

<sup>225</sup> DG III, S. 717.

bewahrte [der preußische Minister] Graf Bernstorff vornehme Ruhe und aufrichtigen Freimut.<sup>226</sup> Ebendieser Bernstorff sei dermaßen „[f]est und stolz“ und „unermüdlich“ gewesen, dass schließlich „Preußens verständige Redlichkeit [...] über dies Bündnis der Unklarheit und der Lüge“<sup>227</sup> triumphiert habe. Angesichts des Friedens von Adrianopel kann derselbe Bernstorff später laut Treitschke „[m]it gerechtem Selbstgeföhle“<sup>228</sup> schreiben: „Wir hegen nicht die Pläne des Ehrgeizes, die man uns zutraut, aber wir beanspruchen das Recht, *eine offene, gerade, selbständige Politik* zu verfolgen.“<sup>229</sup> Über die preußische Regierung in Posen zur Zeit Friedrich Wilhelms III. schreibt Treitschke: „Noch niemals war dies Land so gerecht, so einsichtig, so sorgsam regiert worden“<sup>230</sup>. Zudem zeichne sich „die überlieferte Politik des Hauses“<sup>231</sup> durch „Wahrung des Rechts und Pflege der Werke des Friedens“<sup>232</sup> sowie Einfachheit und Bescheidenheit aus – nur mit lauterem (Rechts)Mitteln also hätten die preußischen Herrscher stets für das Wohl und Gedeihen des Landes gearbeitet.

Wie wichtig diese Offenheit des Handelns für das Bild war, das Treitschke von Preußen zeichnen wollte, zeigt sich auch in seiner Schilderung von den Rüstungen zum Befreiungskrieg, die zur Zeit der französischen Besatzung nur heimlich vorangetrieben werden konnten. Treitschke kontrastiert „die stolze freimütige Offenheit des Handelns“<sup>233</sup>, die noch zu Zeiten Friedrich des Großen „der schönste und eigentümlichste Vorzug der preußischen Politik gewesen“<sup>234</sup> sei, mit dem Vorgehen der Regierung Friedrich Wilhelms III. unter der französischen Hegemonie:

Als die Krone sich endlich anschickte, Gewalttat und Treubruch mit dem Schwerte abzuwehren, den wagnisvollen Kampf für die Herstellung Deutschlands und die Freiheit der Welt zu beginnen, da fand sie sich außerstande, das Gerechte und Notwendige mit Gradsinn und Würde zu tun. Sie war gezwungen zu einem zweizüngigen Spiele, das Tausende ehrlicher Gewissen beirrte und quälte, viele der Treuesten zu einem eigenmächtigen, für den Bestand der monarchischen Ordnung hochgefährlichen Vorgehen nötigte.<sup>235</sup>

Wie schon bei Scharnhorst wird das heimliche und listige Vorgehen Preußens bedingt durch äußere Umstände; jeweils zwingen sich die preußischen Akteure selbst zum Wohle des Staates zu diesem verborgenen Handeln.

---

<sup>226</sup> DG III, S. 35.

<sup>227</sup> DG III, S. 36.

<sup>228</sup> DG III, S. 727; Hervorhebung SK.

<sup>229</sup> DG III, S. 727; Hervorhebung SK.

<sup>230</sup> DG IV, S. 548.

<sup>231</sup> DG I, S. 44.

<sup>232</sup> DG I, S. 44.

<sup>233</sup> DG I, S. 395.

<sup>234</sup> DG I, S. 395.

<sup>235</sup> DG I, S. 395.



Ehrlichkeit und Offenheit reklamiert Treitschke dabei nicht als exklusiv preußische, sondern als ‚gesamtdeutsche‘ Tugenden. So sei das rechtschaffene deutsche Volk angesichts napoleonischer Spitzel zwar zu heimlichem Vorgehen gezwungen gewesen: „Darum mußten die Patrioten, ganz wider die Neigung und Begabung der deutschen Natur, zu geheimen Vereinen zusammentreten.“<sup>236</sup> Doch mit der Heimlichkeit der Deutschen sei es nicht weit her gewesen: „[A]lle Welt wußte, wann sie sich insgeheim versammelten, da die *deutsche Ehrlichkeit* sich auf die dunklen Künste der Verschwörer schlecht verstand.“<sup>237</sup>

## II.2.2 Selbstkontrolle und Mäßigung

Selbstkontrolle galt im 19. Jahrhundert als Grundlage von Autorität, Macht und Männlichkeit. Wer sich selbst nicht unter Kontrolle habe, seine eigenen Leidenschaften nicht zu bändigen im Stande sei, sich nicht selber anleiten, führen, beherrschen könne, so wurde argumentiert, der sei auch nicht in der Lage, andere nicht anzuleiten, zu führen und zu beherrschen. Am Anfang männlich-bürgerlicher Existenz, so die bürgerliche Selbstsicht, stehe die Selbstkontrolle; auf ihr beruhen Arbeit, Selbstständigkeit, Zukunftsorientierung. Däniker hat den zentralen Stellenwert von Selbstdisziplin im bürgerlichen Weltbild um 1900 in ihrer Untersuchung geschlechtlicher Zuschreibungen in der Schweizer Armee herausgearbeitet:

Selbstdisziplin [war] das Rückenmark bürgerlicher Ideologie; sie war aber auch zugleich der Kern ihrer Männlichkeit. Die Selbstdisziplin nämlich ermöglichte dem Manne die geistige Erhebung über die eigenen Triebe und die Sublimierung individueller Interessen unter das Staatswohl, während das weibliche Geschlecht vielmehr Knecht seiner Triebe blieb. Die Selbstdisziplin bildete damit den Kernpunkt männlicher Autonomie, denn die Freiheit – so die bürgerliche Ideologie – war nur möglich dank der Willenskraft, sich Begierden und äußeren Reizen entsagen zu können, um dadurch als vernünftiger Bürger seinen Mann zu stehen.<sup>238</sup>

Zu Selbstkontrolle gehören Vernunft und kühle Abwägung, aber auch kritische Distanz zu sich und der Welt sowie das Zwingen des eigenen Ich. Auch das Thema Zukunftsorientierung kommt hier ins Spiel. „[S]elbstkontrollierte Balance“<sup>239</sup> war das bürgerliche Ziel männlicher Erziehung: einer unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung wurde von pädagogischer und anderer Seite „die Orientierung auf die Zukunft im Modell des Aufschubs“<sup>240</sup> entgegengesetzt. Die Kontrolle und damit auch die Mäßigung von (sexuellen) Leidenschaften, das Sammeln der eigenen Kräfte galten innerhalb der bürgerlichen Weltsicht als Grundlage für Wachstum,

---

<sup>236</sup> DG I, S. 294.

<sup>237</sup> DG I, S. 294; Hervorhebung SK.

<sup>238</sup> Däniker, Kathrin, Die Truppe – ein Weib? Geschlechtliche Zuschreibungen in der Schweizer Armee um die Jahrhundertwende, in: Christine Eifler, Ruth Seifert (Hg.), Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis (= Forum Frauenforschung, Bd. 11), Münster 1999, S. 110-134, Zitat S. 112.

<sup>239</sup> Kessel, Langeweile, S. 71.

<sup>240</sup> Kessel, Langeweile, S. 73.

Entwicklung, Fortpflanzung. Vergeudung und Verschwendung von Ressourcen wie Lebenskraft, Zeit und Geld waren diesem geradezu ‚haushälterischen‘ Element bürgerlicher Männlichkeit diametral entgegengesetzt. Nur, wer gut für die seinen (und sich selbst) sorgen könne, sei in der Lage, seine Familie, sein Hauswesen, seine Untergebenen, seinen Staat in eine fruchtbare und sichere Zukunft führen, so die zeitgenössische Vorstellung.

### *Mäßigung*

Mäßigung als willentliche und bewusste Selbstbeschränkung und somit zentraler Bestandteil bzw. geradezu Beweis von Selbstkontrolle wird bei allen drei Historikern zum preußischen Charakterzug erklärt. Ranke betont Friedrich Wilhelms I. Fähigkeit und sogar Liebe zur Selbstbeschränkung: „Noch bestand eine Extraordinarienkasse [...] nach einiger Zögerung erhöhte sie der König, der diese *eigentlich nur ihn selbst beschränkende* Art von Verwaltung liebte“<sup>241</sup>. Im Zweiten Schlesischen Krieg habe der preußische Minister Podewils Friedrich II. zum klugen Maßhalten geraten: Anstatt sich mit Frankreich zu verbünden, sei es besser, Russland, England und die Niederlande zur Vermittlung mit Österreich zu bringen,

dazu gehörte aber, daß man *nicht zu viel verlangte*. [...] Er [Podewils, SK] führte das Beispiel des großen Churfürsten an, der, wie König Friedrich Wilhelm so oft erinnert, die Hälfte von Vorpommern hätte haben können, wenn er sich damit begnügt hätte, aber weil er dies nicht wolle, das ganze verloren habe.<sup>242</sup>

Hierbei betont Ranke die nur beratende Rolle Podewils, der den preußischen König in seinen Meinungen und Ansichten nurmehr bestärkt habe<sup>243</sup> – ein Hinweis auf die Selbständigkeit und Unabhängigkeit Friedrichs II.: so habe der König „*wiederholt*[], daß er mitnichten auf die Forderung von ganz Schlesien zu bestehen gedenke.“<sup>244</sup> Im Vertrag von Breslau verzichtete Friedrich dann Frankreich gegenüber auf seine Ansprüche auf Berg, eine „Nachgiebigkeit“<sup>245</sup>, wie sie, so betont Ranke, Frankreich nicht erwartet habe. Friedrich habe diese Selbstbeschränkung unabhängig von Beratern, willentlich und bewusst vorgenommen: „sie entsprang ganz aus dem Kopfe und den Berechnungen Friedrichs, *der sich doch damit selber eine unübersteigliche Schranke zog*.“<sup>246</sup>

Bis in Architekturbeschreibungen hinein verfolgt Ranke das Kriterium des Maßhaltens, wenn er detailliert die Raumverhältnisse adliger Stadtpalais‘ in Berlin beschreibt: unter Friedrich Wilhelm I. seien an der Wilhelmstraße Bauten entstanden „mit geräumigen hohen Zimmern und großen Sälen, die *das Maß nicht überschreiten* und eine solide Wohlhabenheit

<sup>241</sup> PG I, S. 481; Hervorhebung SK.

<sup>242</sup> PG II, S. 214; Hervorhebung SK.

<sup>243</sup> PG II, S. 213: „Der Mann, durch den Friedrich in diesen [antifranzösischen] Gesinnungen bestärkt und dabei festgehalten wurde, war Heinrich von Podewils“ (PG II, S. 213).

<sup>244</sup> PG II, S. 215; Hervorhebung SK.

<sup>245</sup> PG II, S. 278.

<sup>246</sup> PG II, S. 278; Hervorhebung SK.

athmen“<sup>247</sup>. An und für sich ist es recht fraglich, welches Maß ein Saal nicht überschreiten darf, um noch maßvoll zu sein, oder im Verhältnis zu wem oder was sich dieses Maß zeigen sollte. Indem Ranke Angemessenheit selbst in solch scheinbar nebensächlichen Beobachtungen wie den Ausmaßen preußischer Prunksäle ausmacht, schreibt er die Fähigkeit zum Maßhalten als Grundfeste wahrhaft preußischen Wesens fest.

Auch Droysen betont die Fähigkeit zum Maßhalten, etwa wenn er über Friedrich Wilhelm, den Großen Kurfürsten schreibt: „Wir sahen, es gab einen Moment, wo Friedrich Wilhelm die Waffen gegen Schweden zu erheben im Begriff stand. Er gewann es über sich, den Bedenken seiner Räthe zu weichen“<sup>248</sup>. Anstatt seinen Waffen und seiner kriegerischen Leidenschaft freien Lauf zu lassen, habe der Kurfürst, den Ratschlägen seiner Minister Gehör schenkend, diese gezügelt<sup>249</sup>.

Treitschke pointiert die Bedeutung des Maßhaltens und der Bündelung der Kräfte bereits auf der ersten Seite der *Deutschen Geschichte*: „In den weltumspannenden Kämpfen ihrer großen Kaiser ging die Macht der deutschen Monarchie zugrunde.“<sup>250</sup> Den Dreißigjährigen Krieg interpretiert er als Sühne für die maßlose Überheblichkeit der Kaiserzeit: „Die einst nach der Weltherrschaft getrachtet, werden durch die unbarmherzige Gerechtigkeit der Geschichte dem Ausland unter die Füße geworfen.“<sup>251</sup>

Im Gegensatz zu solch ausschweifenden Begehrlichkeiten hätten Preußens politische Akteure sich bei aller (patriotischen) Leidenschaft durch Mäßigung und Selbstbeherrschung ausgezeichnet. Schon der Große Kurfürst

zeigte weder die ausschweifende Eroberungslust der schwedischen Militärmacht noch den monopolstüchtigen Kaufmannsgeist der Niederländer. Er war deutsch, er *begnügte sich* das Gebiet seiner Nation zu schirmen und vertrat gegen die Weltherrschaftspläne der Bourbonen den Gedanken des europäischen Gleichgewichts, der Staatenfreiheit.<sup>252</sup>

Über Friedrich Wilhelm I. weiß Treitschke zu berichten: „er verfaßte *verwegene* Pläne [...], und hielt doch im Handeln mit sicherem Blicke die *Grenzen des Möglichen* ein.“<sup>253</sup> Auch Friedrich II. sei verwegen und maßvoll zugleich gewesen:

---

<sup>247</sup> PG I, S. 479; Hervorhebung SK.

<sup>248</sup> PP III 1, S. 229.

<sup>249</sup> Und zwar wiederum im Dienste eines Höheren, nämlich zumindest deutschen wenn nicht gesamteuropäischen Interesses, nämlich “in der Hoffnung, mit den Staaten vereint eine dritte Partei zu bilden, eine Partei des Friedens, des Gleichgewichts in Deutschland und Europa, der erhaltenden Politik.” Dagegen hätten die holländischen Generalstaaten ihre eigenen Interessen vertreten; vgl. PP III 1, S. 229.

<sup>250</sup> DG I, S. 3.

<sup>251</sup> DG I, S. 4f.

<sup>252</sup> DG I, S. 31; Hervorhebung SK.

<sup>253</sup> DG I, S. 37; Hervorhebung SK.

Doch er zeigt auch darin sein deutsches Blut, daß er die feurige Tatenlust von früh auf *zu bändigen* weiß durch kalte, nüchterne Berechnung. [...] Im Kriege läßt er dann und wann seinem Feuergeiste die Zügel schießen [...]; als Staatsmann bewährt er immer *eine vollendete Mäßigung*, eine weise Selbstbeschränkung, die jeden abenteuerlichen Plan sogleich an der Schwelle abweist.<sup>254</sup>

Auch andere Akteure Preußens werden mit Mäßigung verbunden: Steins Reformen seien „maßvoll bei aller Kühnheit“<sup>255</sup> gewesen.

Wie Treitschke Friedrich Wilhelms III. Handeln als maßvoll charakterisiert, betrachten wir etwas eingehender. Zunächst einmal kontrastiert der Historiker Friedrich Wilhelms Haltung gegenüber dem auf Brautschau befindlichen französischen Thronfolger Ferdinand d'Orléans mit dem Verhalten der anderen Beteiligten. Während Ferdinands Heiratsgesuche durch „Rußlands Drohungen“<sup>256</sup> erschwert bis unmöglich gemacht worden seien und sich diverse Akteure – der Strelitzer Minister August von Oertzen, Herzog Karl zu Mecklenburg<sup>257</sup>, der preußische Minister Kamptz, Zar Nikolaus, selbst der preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm<sup>258</sup> – aufgebracht in das vom preußischen König initiierte Heiratsangebot der Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin eingeschaltet hätten, so dass schließlich „[d]er Streit zwischen den höchsten Würdenträgern der Monarchie [...] sehr ärgerlich“ geworden sei<sup>259</sup>, habe Friedrich Wilhelm III. gelassen sein hehres Ziel der europäischen Friedenssicherung verfolgt, das letztendlich hinter der Heiratsvermittlung gestanden habe: „Bei all diesem Getöse behielt der alte König seinen Gleichmut; er blieb dabei, daß der europäische Friede ein solches Opfer verlange“<sup>260</sup>. Das Verhalten des preußischen Königs gegenüber dem französischen Thronfolger bezeichnet Treitschke, in Abgrenzung zu dem „Getöse“, das die anderen Beteiligten veranstaltet hätten, als ebenso maßvoll wie sein Verhalten gegenüber seinem schweizerischen Fürstentum Neuenburg: „*Die gleiche Mäßigung* [wie bei den französischen Heiratshändeln, SK] bewährte [sic!] Friedrich Wilhelm auch bei den schweizerischen Händeln“<sup>261</sup>.

Die Schilderung dieser „schweizerischen Händeln“ zwischen royalistischen und demokratischen bzw. republikanischen Parteiungen über die Stellung zur Eidgenossenschaft folgt demselben Muster, wie die in Treitschkes Geschichtserzählung direkt vorhergehende Schilderung der französisch-mecklenburgischen Heiratsanbahnung. Wiederum seien die

<sup>254</sup> DG I, S. 51; Hervorhebung SK.

<sup>255</sup> DG I, S. 272.

<sup>256</sup> DG IV, S. 505.

<sup>257</sup> Karl Friedrich August Herzog zu Mecklenburg (1785-1837) war preußischer General, 1827 Präsident des preußischen Staatsrates und Schriftsteller.

<sup>258</sup> DG IV, S. 506f.

<sup>259</sup> DG IV, S. 507.

<sup>260</sup> DG IV, S. 507.

<sup>261</sup> DG IV, S. 508; Hervorhebung SK.

beteiligten Parteien, mit Ausnahme des Preußenkönigs, recht bewegt gewesen: an der Spitze der Abgeordneten des „Neuenburger Gesetzgebende[n] Körper[s]“ hätte „der feurige Royalist Baron Chambrier“<sup>262</sup> gestanden. Die „radikale Partei“<sup>263</sup> dagegen habe „[u]nter den Massen [...] schon starken Anhang“<sup>264</sup> gehabt, sie habe in Reaktion auf den Beschluss des Gesetzgebenden Körpers, beim preußischen König den Austritt aus der Eidgenossenschaft zu beantragen, „sofort eine Gegenpetition“<sup>265</sup> organisiert. Von beiden Seiten bedrängt, sei Friedrich Wilhelm mit den „Petenten“<sup>266</sup> kurz und bündig verfahren: „Der König ließ [...] kurz bedeuten, daß er nur in der Meinung der gesetzmäßigen Abgeordneten die Stimme des Volkes erkennen könne.“<sup>267</sup> Aber auch das Anliegen dieser „gesetzmäßigen Abgeordneten“, sei vom Regenten erst einmal geprüft worden: „Friedrich Wilhelm war jedoch nicht gemeint, auf ihre leidenschaftlichen Vorschläge ohne weiteres einzugehen“<sup>268</sup>, da eine Loslösung des Kantons von der Eidgenossenschaft dessen staatliche Eigenständigkeit bedeutet hätte, die „dies zwischen Frankreich und der Schweiz eingepreßte Juraländchen“<sup>269</sup> „unmöglich“<sup>270</sup> hätte behaupten können. Den kurzsichtigen, von der Leidenschaft diktierten Forderungen des kleinen „Juraländchen[s]“ gegenüber habe Friedrich Wilhelm III. schließlich einen „staatsmännische[n] Gedanken“<sup>271</sup> zur Lösung des Problems gefasst.

Diese zwei Beispiele zeigen zum einen, wie der preußische König mit Mäßigung in Verbindung gebracht wird: der Schilderung leidenschaftlicher Erregung auf Seiten der jeweiligen Streithähne stellt Treitschke die Ruhe und Gelassenheit des preußischen Königs gegenüber. Während jene wie Kinder unfähig gewesen seien, gesittet und ruhig zu (ver)handeln, habe der Preuße sich selbst und seine Empfindungen unter Kontrolle gehabt.

Zum anderen wird die Flexibilität von Metaphern deutlich: *Beweglichkeit*, bisher als Charakterzug eines männlichen konnotierten Preußen gegenüber einem als starr und unbeweglich dargestellten Österreich gelesen<sup>272</sup>, ist in den obigen Zitaten relational gesehen auf Seiten der nicht-preußischen Parteien verortet. Preußen wird nun aber nicht als unbeweglich vorgestellt, sondern als maßvoll beweglich, harmonisch (Gleichmut bewahrend), nicht aus der (inneren) Ruhe zu bringen. Während die Streithähne überlaut und hektisch agieren, handelt Preußen überlegt und ruhig. Das *richtige Maß* an bzw. eine *kontrollierte*

---

<sup>262</sup> DG IV, S. 508.

<sup>263</sup> DG IV, S. 508.

<sup>264</sup> DG IV, S. 508.

<sup>265</sup> DG IV, S. 508.

<sup>266</sup> DG IV, S. 508.

<sup>267</sup> DG IV, S. 508.

<sup>268</sup> DG IV, S. 508.

<sup>269</sup> DG IV, S. 508.

<sup>270</sup> DG IV, S. 508.

<sup>271</sup> DG IV, S. 508.

<sup>272</sup> Vgl oben Kapitel II.1.

Bewegung, nicht Beweglichkeit *an sich* ist hier demnach Maßstab für Männlichkeit und wird mit unkontrollierter, reflexhafter Bewegung kontrastiert. Damit tauchen die Fähigkeiten der Selbstkontrolle und des Maßhalten auch im Rahmen einer Bewegungsmetaphorik wieder auf und stützen wiederum die ‚Männlichkeit‘ Preußens.

Betrachten wir die eben in den Blick genommenen Textstellen noch einmal aus narratologischer Sicht, so vertieft sich der bereits beschriebene Eindruck. Treitschke nimmt hier chronologisch und inhaltlich disparate Ereignisse gemeinsam in den Blick: die Heiratssuche des französischen Thronfolgers bewegt sich im Zeitraum 1836-1838, die im historiographischen Text direkt anschließend geschilderten „schweizerischen Händel“ spielen 1833. Erzähltheoretisch formuliert verfährt Treitschke hier anachronistisch, die Erzählung der Neuenburger Händel ist eine Analepse, ein erzählerischer Rückgriff: sie erwähnt nachträglich ein Ereignis, „das innerhalb der Geschichte zu einem früheren Zeitpunkt stattgefunden hat, als dem, den die Erzählung bereits erreicht hat“<sup>273</sup>. Konkreter gefasst, ist die hier vorliegende eine *partielle* Analepse, d. h. der Umfang des Rückgriffs ist beschränkt auf den Zweck, „dem Leser eine einzelne Information zu verschaffen, die nötig ist, um ein bestimmtes Element der Handlung zu verstehen.“<sup>274</sup> Diese „Information“ besteht hier in der nochmaligen Veranschaulichung von Friedrich Wilhelms „Mäßigung“ – nicht nur einmal, sondern öfter hat der preußische König maßvoll gehandelt. Der thematische *link* zwischen den beiden Schilderungen besteht also in ihrer von Treitschke narrativ vorbereiteten und dann auch *expressiv verbis* gemachten Interpretation: die Mäßigung des preußischen Königs wird durch sie exemplifiziert und durch den Kontrast mit den beteiligten Akteuren noch veranschaulicht. Diesem Antagonismus unterliegt hierbei noch eine Hierarchisierung, die in der Positionierung der Akteure durch die verwendeten Familienmetaphern deutlich wird. So steht der preußische König als eine vermittelnd, überlegt und maßvoll handelnde Vaterfigur über den sich in kindlich-weibischer Manier zankenden Parteien: dem französischen Thronfolger sei er „mit väterlicher Güte entgegen“<sup>275</sup> gekommen, während die Neuenburger Abgeordneten, so informiert Treitschke den Lesenden durch Ancillon, dem König „„ein wahrhaft kindliches Vertrauen““<sup>276</sup> entgegengebracht hätten. Der preußische Herrscher scheint über so alltäglichen Dingen wie Streit und Mißgunst zu stehen.

Die preußische Fähigkeit zum Maßhalten kennzeichnet Treitschke, wie bereits gezeigt, im Vergleich mit der Maßlosigkeit nichtpreußischer Staatswesen<sup>277</sup>. Während die russische

---

<sup>273</sup> Genette, Erzählung, S. 25.

<sup>274</sup> Genette, Erzählung, S. 42.

<sup>275</sup> DG IV, S. 505.

<sup>276</sup> DG IV, S. 508.

<sup>277</sup> Vgl. Kap. II.1.

Politik durch Formulierungen wie „die Politik seiner rastlosen Nachbarin [Katharina II., SK]“<sup>278</sup>, die „überlegene, skrupellose Politik der Zarin“<sup>279</sup> oder auch „Katharinas rastlos ausgreifende Eroberungspolitik“<sup>280</sup> eine negative Konnotation erhält, stellt der Historiker im Vergleich dazu und in direkter Absetzung davon die Politik der Landgewinnung von preußischer Seite im Kontext der ersten Teilung Polens als vernunftgeleitete, notwendige Entscheidung dar, die der maßlosen „Ländergier“<sup>281</sup> der russischen Nachbarin Einhalt geboten habe:

Eine schwere Gefahr, die vom Osten her der deutschen Macht drohte, riß ihn [Friedrich II., SK] aus seinen friedlichen Plänen. [...] Da entsprang aus Friedrichs Haupte der Gedanke der Teilung Polens, der die Absichten der Russen durchkreuzte, ihrem Ehrgeiz Schranken setzte. Es war ein Sieg der deutschen Politik, zugleich über Rußlands ausgreifende Ländergier und über die Westmächte, die von den dreist vorgehenden Mächten des Ostens rücksichtslos zur Seite geschoben wurden. Die notwendige Tat eröffnete freilich die Aussicht auf unabsehbare Verwicklungen [...]; doch sie war notwendig, sie rettete das treue Ostpreußen vor der Wiederkehr der moskowitzischen Herrschaft und sicherte dem Staate die Brücke zwischen dem Pregel- und dem Oderlande, welche schon der Kronprinz Friedrich als unentbehrlich erkannt hatte.<sup>282</sup>

Erst angesichts einer „schweren Gefahr“ sei der im Grunde friedliebende Friedrich „notwendig“ aktiv geworden. Er habe im wohlverstandenen Interesse Deutschlands gehandelt und die „dreisten“ Ostmächte abgewehrt. Treitschke verbindet die Politik Friedrichs II., indem er sie als „deutsche Politik“ bezeichnet, nicht mit den Partikularinteressen eines einzelnen Staatswesens sondern mit einem höheren, allgemein-deutschen Ziel. Darüber hinaus hätten Preußens Eroberungen auf politischen Überlegungen beruht und seien rational begründet gewesen: Friedrich habe als preußischer König wohlbedachte Pläne ausgeführt, die „schon der Kronprinz Friedrich als unentbehrlich erkannt hatte“ – nicht auf einem plötzlichen Impuls, sondern auf langer Sicht und Planung habe das Vorgehen des preußischen Herrschers beruht. Zudem „entspringt“ laut Treitschke der Gedanke der Teilung Polens „Friedrichs Haupte“. Die Metapher der Kopfgeburt evoziert die Episode von der ‚Geburt‘ der Athene – die Göttin der Weisheit entspringt im griechischen Mythos dem Haupt ihres Vaters Zeus – und verstärkt damit den Eindruck von Rationalität und Planung in Friedrichs Handeln noch zusätzlich. Wie schon bei Friedrich Wilhelms staatsmännischen Überlegungen in den schweizerischen Händeln, wird auch hier maßvolles Handeln mit vernunftgeleiteten Entscheidungen verknüpft.

---

<sup>278</sup> DG I, S. 117.

<sup>279</sup> DG I, S. 117.

<sup>280</sup> DG I, S. 108.

<sup>281</sup> DG I, S. 62.

<sup>282</sup> DG I, S. 62.

### *Zügelung der Leidenschaften*

Während Mäßigung vor allem als Akt der Selbstregulierung erscheint, kann Selbstkontrolle über die Zuschreibung der Fähigkeit, Leidenschaften zu zügeln, selbst- und fremdbezogen erfolgen. Figuren können sowohl durch ihr eigenes kontrolliertes Auftreten als auch durch die Fähigkeit, andere zu kontrollieren, als selbstkontrolliert beschrieben werden. Hierbei ist in der Fähigkeit, andere und deren Leidenschaften zu beherrschen, gewissermaßen die Selbstkontrolle als notwendige Vorbedingung schon enthalten: nur wer sich selbst im Griff hat, ist auch in der Lage, andere zu leiten.

Als Zügelung von (kriegerischer) Leidenschaft erscheint der Auftritt der preußischen Armee – „in der schönsten Ordnung, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel“<sup>283</sup> – in der Schlacht bei Mollwitz<sup>284</sup>, insbesondere, wenn man die von Ranke vergleichend angelegte Beschreibung der österreichischen Offiziere mitliest. Generalkommandeur Neipperg<sup>285</sup> habe „gemeint, in einer ähnlich geschlossenen Ordnung [wie die preußischen Truppen, SK]“<sup>286</sup> gegen das feindliche Heer vorzugehen, habe aber seine Untergebenen nicht im Griff gehabt: „er war seiner Truppen und ihrer Anführer nicht so mächtig, daß sie seiner Befehle gewartet hätten. [...] von dem Ungestüm seiner Leute [...] fortgerissen, und selber ungeduldig, eröffnete General Römer<sup>287</sup> [...] das Treffen“<sup>288</sup>. Anstelle einer kontrollierten, geordneten Bewegung sei die Schlachteröffnung von österreichischer Seite vorschnell und aus Ungeduld heraus erfolgt.

Eng verknüpft mit dem Thema Selbstkontrolle ist das der Zukunftsorientierung. So betont Droysen die Wichtigkeit des rechten Zeitpunktes für den Einsatz der eigenen Kräfte und die Gefahr vorzeitigen Handelns, wenn er resümierend zu Friedrich Wilhelms I. Regierungszeit und zugleich dessen „fast immer nur defensiv[e]“<sup>289</sup> Außenpolitik legitimierend rhetorisch fragt: „Aber war seine Macht *schon groß genug*, um über einen ersten Stoß *hinauszureichen*? wenn er gelungen war, auch dessen Erfolge *festzuhalten*?“<sup>290</sup> Droysen legt hier nahe, dass die Streitkräfte Preußens unter Friedrich Wilhelm I. noch nicht stark genug gewesen wären, um Erfolge dauerhaft zu sichern.

---

<sup>283</sup> PG II, S. 239.

<sup>284</sup> 10. April 1741.

<sup>285</sup> Wilhelm Reinhard Graf von Neipperg (1684-1774) war ein österreichischer Heerführer.

<sup>286</sup> PG II, S. 239.

<sup>287</sup> Feldmarschalleutnant Karl Joachim Freiherr von Römer (1672-1741).

<sup>288</sup> PG II, S. 240. Kurz darauf charakterisiert Ranke selbst die militärische Gegenüberstellung: „So maßen sich die beiden großen deutschen Kriegsmächte zum ersten Mal in offenem Felde mit einander. Es war ein Kampf der Zucht und Übung einer strengen und wohl berechneten Schule mit einem auf die natürlichen Einrichtungen kriegerisch gesinnter Völkerschaften und traditionelle Kriegsführung beruhenden Heerwesen.“; PG II, S. 244.

<sup>289</sup> PP VI 3, S. 425.

<sup>290</sup> PP IV 3, S. 427; Hervorhebung SK.



Treitschke weist König Friedrich Wilhelm III. am Vorabend der Befreiungskriege als Regierungsoberhaupt die Rolle des Anführers zu, der, selbst von nationaler Leidenschaft erfüllt, sich und seine aufgeregten Truppen im Zaum hält. Treitschke kontrastiert die „feurigen Herzen der Kriegspartei“, deren „holde[] Täuschungen“, die „heiße[] Ungeduld der Zeitgenossen“ und die „stürmische[] Wallung edlen Zornes“ mit den „verständigen Erwägungen des Königs“, dem nicht ein „Aufstand[] in den rheinbündischen Landen“, sondern „nur ein geordneter Krieg, von oben her geleitet, [...] die Rettung zu verheißen“<sup>291</sup> schien. Während unter den preußischen Truppen die Ungeduld „[s]o stürmisch flammte [...], daß jetzt zum ersten Male in der ehrenreichen Geschichte des preußischen Heeres ein Treubruch möglich wurde“<sup>292</sup>, habe König Friedrich Wilhelm III. seine ebenfalls leidenschaftlichen Gefühle im Zaum gehalten:

Auch den König drängte die Stimme des Herzens zur Teilnahme an dem Kampfe. Er war entschlossen zu schlagen, doch er blieb nüchtern inmitten des allgemeinen Fiebers, das Bewusstsein einer ungeheuren Verantwortung lastete schwer auf seiner Seele; denn zog er diesmal vergeblich das Schwert, war Preußen vernichtet [...]. Die Tollkühnheit einer Kriegserklärung [...] – dies furchtbare Wagnis war ein Unrecht, wenn sich nicht zum mindesten eine Möglichkeit des Erfolges zeigte.<sup>293</sup>

Treitschke macht den preußischen König zum Leiter und Lenker der nationalen Leidenschaften. Anstatt einer leidenschaftlichen Aufwallung freien Lauf zu lassen, einem momentanen Trieb zu folgen, habe man sich in Preußen der abwägenden Vernunft (des Königs) unterworfen, und seine Kräfte kontrolliert und geplant eingesetzt.

Wiederholt weist der Historiker Friedrich Wilhelm III. die Rolle der vernunftgeleiteten Führungsinstanz zu, das die Affekte des Volkskörpers kontrolliert: 1811 „brach die heiße Leidenschaft der Kriegspartei in hellen Flammen aus“<sup>294</sup>, die „grandiosen Pläne für eine Massenerhebung des preußischen Volkes“<sup>295</sup> entstanden, man „traute [...] sich noch die Kraft zu, durch einen plötzlichen Aufstand dem übermächtigen Feinde zuvorzukommen“<sup>296</sup>. Auch die königlichen Truppen und Generäle hätten alle schon längst losschlagen wollen, allein Friedrich Wilhelm III. habe noch nicht den Befehl dazu gegeben: „Es wurde die Rettung der Monarchie, daß Friedrich Wilhelm auch in dieser schweren Versuchung seine höchste Königspflicht nicht aus den Augen verlor und das Dasein des Staates nicht einer Aufwallung

---

<sup>291</sup> Alle Zitate DG I, S. 317.

<sup>292</sup> Freilich nur einer, der „den edlen Zweck verfolgte, „dem geliebten Könige sein letztes Dorf zurückzugeben“.“; DG I, S. 334. Gemeint ist hier Major Schills Unternehmung im Jahr 1809.

<sup>293</sup> DG I, S. 335.

<sup>294</sup> DG I, S. 377.

<sup>295</sup> DG I, S. 377.

<sup>296</sup> DG I, S. 377

heroischer Gefühle opfern wollte.“<sup>297</sup> Denn: „Ein vorzeitiger Losbruch ungeordneter Massen war das sichere Verderben des Staates.“<sup>298</sup>

Die Verknüpfung von Selbstbeherrschung, Nachhaltigkeit und Zukunftsorientierung zeigt sich in der Art und Weise, wie Treitschke die dem Beispiel des Königs folgenden Offiziere charakterisiert. Sie hätten ihre Kraft zurückgehalten, auf die rechte Zeit zum Handeln gewartet und dadurch viel nachhaltiger als die ungeduldigen Abtrünnigen gewirkt:

Die ungeheure Mehrzahl des Offizierskorps aber gab ihrem Kriegsherrn einen Beweis deutscher Treue [...]. Kein Mann in diesen Reihen, der den Krieg für Napoleon nicht verwünschte: und doch sind nur einundzwanzig aktive Offiziere [...] infolge der französischen Allianz freiwillig ausgeschieden, um zumeist in die deutsch-russische Legion einzutreten. Die anderen bezwangen ihren heißen Haß, und sie sollten dereinst noch Größeres vollbringen als diese Ungeduldigen.<sup>299</sup>

In der Bezwingung der Leidenschaften („heißer Haß“), gekoppelt mit der deutschen Tugend der Treue, liegt in Treitschkes Erzählung der Schlüssel zu nachhaltigem und dauerhaftem Erfolg.

#### *Vereinigung/Sammlung*

Unter Selbstkontrolle können wir auch die Sammlung und Einigung von Kräften, Menschen, wirtschaftlichen Mitteln etc. fassen – gedacht im Gegensatz zu einer auf Gedanken- und Planungslosigkeit beruhenden Verschwendung. Die Vorstellung von einer Ressourcenbündelung ist wiederum eng verknüpft mit Nachhaltigkeit und Zukunftsorientierung.

Ranke stellt den Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. als großen ‚Vereiniger‘ dar: „Alles wirkte zusammen, griff in einander; noch waren in der romanisch-germanischen Welt die Kräfte eines Landes wohl nie so entschieden zusammengenommen worden.“<sup>300</sup> Und: „Überall sehen wir den gebieterischen Lenker im Kampfe mit den natürlicher Weise abweichenden Tendenzen so vieler verschiedener Persönlichkeiten; er weiß sie alle zusammen zu halten.“<sup>301</sup> Die Bündelung der Kräfte durch die Person des Herrschers habe Arbeitsmoral und -eifer erhöht:

Die Aufsicht, die er führt, bewirkt in der That, daß die durch die Leichtigkeit des Gewinnes beinahe verführerischen Posten mit tadelloser Integrität verwaltet werden: der strengen Zucht, die er ausübt, gesellt sich auch ein ächter Eifer bei, den die gelingende Errichtung eines so großartigen monarchischen Gemeinwesens in den bürgerlichen Beamten wie in dem Militär hervorruft.<sup>302</sup>

---

<sup>297</sup> DG I, S. 378.

<sup>298</sup> DG I, S. 396.

<sup>299</sup> DG I, S. 382.

<sup>300</sup> PG I, S. 482.

<sup>301</sup> PG I, S. 495.

<sup>302</sup> PG I, S. 495.

Die misslichen Folgen von Uneinigkeit und Zersplitterung veranschaulicht Ranke dagegen am Beispiel der österreichischen Niederlagen in Neapel und Sizilien gegen spanisch-französische Truppen 1735:

Ohne die Hülfe von England und Holland und die Theilnahme der protestantischen Deutschen war Östreich einem Anfall, wie der [sic!], den es erfuhr, nicht gewachsen. [...] *So wird es immer gehen, wofern sich nicht Regierungen und Völker, jene mit Umsicht führend, diese mit Tapferkeit streitend, zu kräftigem Widerstand vereinigen.*<sup>303</sup>

Das Motiv des Sammelns, des Zusammenhaltens der Kräfte, welche dann Erfolg und Wachstum sichern, findet sich bei Ranke auch im wirtschaftlichen Bereich als gutes Wirtschaften und Sparsamkeit: so habe „die *hausväterlich sparsame Weise*“<sup>304</sup> mit der Friedrich Wilhelm I. seinen Staat geleitet habe, diesem „ein höchst eigenthümliches Gepräge“<sup>305</sup> gegeben. Friedrich Wilhelm I. habe verstanden, die Kräfte des Landes in Armee, Verwaltung und Wirtschaft zu sammeln und zu bündeln. Ranke beschreibt seine Anstrengungen, eine „stehenden Armee, allezeit bereit, das Gewicht des preußischen Schwertes in die Wagschale der europäischen Dinge zu werfen“<sup>306</sup> aufzubauen, eine auf Zwecke und Zukunft gerichtete Aufgabe, neben der alles andere an Wichtigkeit habe zurücktreten müssen: „Bei der Verfolgung dieses einigen Zweckes erschien ihm jede andere Art von Geldaufwand als eine Verschwendung“<sup>307</sup>. Friedrich Wilhelm I. habe daher die Hofhaltung drastisch reduziert<sup>308</sup>, aber zugleich Ersatz für die verschwundenen Arbeitsplätze geschaffen: „Der König setzte an die Stelle der Aufwendungen des Hofes die Bedürfnisse seiner Armee, von denen er wollte, daß sie ganz durch einheimischen Fleiß aus einheimischen Stoffen beschafft würden.“<sup>309</sup> Das Zusammenhalten der (wirtschaftlichen) Kräfte<sup>310</sup> und ihre zweckgebundene, auf Nützlichkeit und Bedürfnisse gerichtete Anwendung hätten nach ersten Anlaufschwierigkeiten geradezu eine Blüte der Tuchwirtschaft zur Folge gehabt:

Nach einiger Zeit gelang es, zugleich feine und wohlfeile Tuche zu erzielen, welche nicht nur die ausländischen verdrängten, sondern auch selber Eingang in fremde Länder fanden; bald zeigte sich mehr ein Mangel als ein *Überfluß* an Wolle; das Lagerhaus [...] beschäftigte *tausende von fleißigen Hände in Berlin und im ganzen Lande*. Wie sehr es auch den angenommenen Meinungen entgegenläuft, so dürfen wir

<sup>303</sup> PG I, S. 405f.; Hervorhebung SK.

<sup>304</sup> PG I, S. 153; Hervorhebung SK.

<sup>305</sup> PG I, S. 153; Hervorhebung SK.

<sup>306</sup> PG I, S. 146.

<sup>307</sup> PG I, S. 146.

<sup>308</sup> Ranke spricht von der „Einschränkung oder vielmehr Vernichtung des Hofhaltes“; PG I, S. 147.

<sup>309</sup> PG I, S. 147.

<sup>310</sup> „Er [Friedrich Wilhelm I.] bekannte sich zu dem Grundsatz, das eben sei der Stein der Weisen, daß man das Geld im eignen Lande zurückhalte.“; PG I, S. 149.

dennoch aussprechen, daß die Aufstellung einer ansehnlichen Armee dem Gewerbe und dem Aufkommen der Städte [...] zum Nutzen reichte.<sup>311</sup>

Auch durch die Abschaffung der Erbpacht in den königlichen Domänen habe Friedrich Wilhelm I. Ressourcen gebündelt und dadurch Fruchtbarkeit und Wachstum der (wirtschaftlichen) Kräfte erreicht<sup>312</sup>. Ranke betont mehrfach, dass sich Friedrich Wilhelm I. um die Einheitlichkeit guten Wirtschaftens bemüht habe: Ordnung und Haushaltung des Staates hätten in engster Verbindung mit Ordnung und Haushalten jedes einzelnen Untertanen gestanden, die Sorge des Königs also alle Bereiche seines Staates und Landes betroffen<sup>313</sup>. Der König habe nicht nur von seinem Sohn<sup>314</sup> und seinen Soldaten<sup>315</sup> gefordert, gute Hauswirte zu sein, auch er selbst sei ein solcher gewesen: „In Zeiten von Mißwachs und Theuerung öffneten sich die königlichen Magazine, die in wohlfeilen Jahren gefüllt worden waren, und nicht selten erwies sich diese Fürsorge überaus segensreich.“<sup>316</sup> Ranke betont die Nachhaltigkeit dieser Maßnahmen. Friedrich Wilhelm I. habe mit der Gründung der Armee nicht nur die Basis für Preußens Erhebung zur europäischen Macht, sondern auch die Grundsätze für eine dauerhafte preußische Wirtschaftspolitik gelegt: „Er war hier zu Lande der erste, der Schutzzoll und Accise in die enge Verbindung brachte, in der sie hernach *geblieben sind*.“<sup>317</sup> Die königliche Tugend des Wirtschaftens und Haushaltens strahlt in Rankes Beschreibungen dauerhaft in die gesellschaftlichen Bereiche der Politik, Wirtschaft und des Militärs aus.

Treitschke entwirft die Vorstellung von gesammelten Kräften als Quelle von Tat- und Schaffenskraft: das Zusammenwirken von Fürsten, Rittern und Bürgern habe mit der Ostkolonisation „die größte Kolonisation, welche die Welt seit den Tagen der Römer gesehen“<sup>318</sup> hervorgebracht. Kaum aber wären die beteiligten Stände ihren jeweils individuellen Interessen nachgegangen, sei diese verheißungsvolle Entwicklung abgebrochen: „der Haß der Stände vereitelt alle Versuche, diese Überfülle schöpferischer Volkskräfte politisch zu ordnen, die zerfallende Staatseinheit in bündischen Formen wiederaufzurichten.“<sup>319</sup> Sammlung sei erst wieder unter Luther eingetreten; dieser habe

---

<sup>311</sup> PG I, S. 148f.; Hervorhebung SK

<sup>312</sup> „Der König führte überall die Zeitpacht zurück und genoß das Vergnügen, seine Einkünfte dabei sich *noch mehr* zu sehen PG I, S. 151; Hervorhebung SK.

<sup>313</sup> PG I, S. 150.

<sup>314</sup> PG I, S. 250.

<sup>315</sup> PG I, S. 447: „Der König wollte nur solche [Unteroffiziere, SK] anstellen, die das Exercitium gut verstanden, *keine Ausschweifungen begingen, erträgliche Wirthschaft führten* und sich auch äußerlich gut benahmen.“; Hervorhebung SK.

<sup>316</sup> PG I, S. 465.

<sup>317</sup> PG I, S. 149; Hervorhebung SK.

<sup>318</sup> DG I, S. 3.

<sup>319</sup> DG I, S. 3.

„nochmals begeisterte Männer aus allen Stämmen des zersplitterten Volkes zu großem Wirken vereinigt“<sup>320</sup> und damit Großes, nämlich „schlicht und recht die verwegenste Revolution aller Zeiten“<sup>321</sup> erreicht. Allein Sammlung und Ordnung hätten nach der Niederlage von Jena die Rettung des darniederliegenden Deutschland bewirken können: „Wenn es gelang, die schwere Kraft dieses zornigen Volkes *zu sammeln und zu ordnen*, seinen Staat zu verjüngen durch den Idealismus der neuen Bildung, so war Deutschlands Rettung noch möglich.“<sup>322</sup> Diese Einigung beschreibt Treitschke einleitend zu dem Kapitel „Preußens Erhebung“: nach der Niederlage bei Jena „scharte sich mit einem Male ein neues Geschlecht um den Thron: mächtige Charaktere, begeisterte Herzen, helle Köpfe in unabsehbarer Reihe, eine dichte Schar von Talenten des Rates und des Lagers, die den literarischen Größen der Nation ebenbürtig zur Seite traten.“<sup>323</sup> Hier etabliert und bedient Treitschke den Topos der ‚Dichter und Denker‘, ergänzt durch ‚Lenker‘, Männer der Tat – in dieser Versammlung vereinen die einzelnen Akteure zusammengenommen das Ideal einer ganzheitlichen Männlichkeit.

#### *Schlichtheit und Eindeutigkeit*

Selbstkontrolle kann Figuren auch durch Zuschreibung einer maßvollen äußerlichen Erscheinung und der gemäßigten Ausübung von Rechten und Machtbefugnissen attribuiert werden. Figurenbeschreibungen, die schlichte Sprache, Gestik und Mimik sowie die Einfachheit, Klarheit und Eindeutigkeit von schriftlichen und verbalen Äußerungen integrieren, erfüllen ebenfalls diesen Zweck. „Eine edle Einfalt und eine stille Größe“<sup>324</sup> – die Charakteristika, mit denen der einflussreiche deutsche Archäologe Winckelmann<sup>325</sup> im 18. Jahrhundert die antiken Statuen belegte, treffen auch auf die Darstellung der preußischen Akteure in den hier untersuchten Historiographien zu. In der Beschreibung der Einrichtung des Generaldirektoriums durch Friedrich Wilhelm I. verbindet Ranke Verweise auf dessen *Selbständigkeit* – „setzte Friedrich Wilhelm den Entwurf einer Instruction [...] mit eigener Hand auf“<sup>326</sup> –, *Gründlichkeit* – der König habe den Entwurf „in aller Ausführlichkeit“<sup>327</sup> verfasst, „[s]ein Ehrgeiz war dabei, daß Niemand etwas Wesentliches daran auszusetzen

---

<sup>320</sup> DG I, S. 3.

<sup>321</sup> DG I, S. 4.

<sup>322</sup> DG I, S. 260; Hervorhebung SK.

<sup>323</sup> DG I, S. 261.

<sup>324</sup> Johann Joachim Winckelmann, Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst, in: Winckelmanns Werke in einem Band, Berlin, Weimar 1969, S. 1-38, S. 17f.; <http://www.zeno.org/nid/20009277277> [14.10.2014] (Erstdruck o.O. 1755).

<sup>325</sup> Johann Joachim Winckelmann (1717-1768).

<sup>326</sup> PG I, S. 467.

<sup>327</sup> PG I, S. 467.

finden sollte<sup>328</sup> –, *Klarheit* – „Hier [in dem Diktat des Entwurfes an den Kabinettssekretär Thulemeier in Potsdam, SK] ward nun der Inhalt nochmals erwogen und möglichste Sorgfalt angewendet, Alles in deutlichen, präzisen, keinem Missverständnis Raum lassenden Ausdrücken abzufassen.“<sup>329</sup> – mit der *Verbindung von Theorie und Praxis* bzw. Handlungsanweisung und -ausführung: „dann, unverweilt, schritt man dazu, die Sache ins Leben zu führen.“<sup>330</sup> Der von Ranke hier beschriebene Prozess vom Erkennen eines verbesserungswürdigen Umstands, über dessen gedankliche, allumfassende Durcharbeitung, bis hin zur zeitnahen praktischen Umsetzung der rational erkannten erforderlichen Maßnahmen ließe sich etwas zugespitzt auf den von Cäsar überlieferten Ausspruch *veni, vidi, vici* reduzieren. Ranke reklamiert hier einerseits Klarheit und Schlichtheit für preußisches Reden und Handeln, verschweigt andererseits dem Leser keineswegs, dass die Schrift dieses preußischen Königs an Klarheit zu wünschen übrig gelassen habe. Doch wertet der Historiker dies als reine Äußerlichkeit gegenüber dem klaren inhaltlichen Kern: „in ungeraden Linien, mit großen, kaum zu entziffernden Schriftzügen, in wildgewachsener Orthographie, regelloser Satzbildung; *aber in der Sache zum Ziel treffend*, gesund im Kerne: auch die flüchtigsten Worte enthalten seinen Gedanken und Sinn.“<sup>331</sup>

Bei Treitschke begegnen dem Lesenden Friedrich Wilhelms III. „anspruchslose[ ] Neigungen“<sup>332</sup>, und seine Einfachheit, die der Historiker als familiären Charakterzug der preußischen Hohenzollern verallgemeinert: Friedrich Wilhelm III. sei „[e]ine einfache Natur, wie alle tüchtigen Männer seines Hauses“<sup>333</sup> gewesen. Aber nicht nur Preußens *Könige* seien einfach und schlicht gewesen: Generalfeldmarschall von Blücher<sup>334</sup> habe „neidlos, in aufrichtiger Bescheidenheit [...] die geistige Überlegenheit des Freundes [Scharnhorst<sup>335</sup>] an[erkannt]“<sup>336</sup>, derselbe Scharnhorst sei „schlicht und schmucklos in allem“<sup>337</sup> gewesen, „[s]o blieb er sein Leben lang“<sup>338</sup>, ihm war „die Sache alles, die Form nichts“<sup>339</sup>. Gneisenau<sup>340</sup>

---

<sup>328</sup> PG I, S. 467.

<sup>329</sup> PG I, S. 467f.

<sup>330</sup> PG I, S. 468.

<sup>331</sup> PG I, S. 483; Hervorhebung SK. In eine ähnliche Richtung, nämlich den Vorrang des Inhalts gegenüber der Form, bzw. einfache, reduzierte und klare Formen zu bevorzugen, gehen die Bemerkungen, die Ranke zu den Veränderungen im Kirchen- und Schulwesen unter Friedrich Wilhelm I. beschreibt: „Der Formen, Feiertage, Ceremonien war ihm noch zu viel, [...] suchte er namentlich die letzten zu beschränken. [...] die Predigt wird dadurch noch mal zur Hauptsache“; PG I, S. 487. „In diesem Sinne suchte er nun auch den Schulunterricht zu befördern. Was nur zum Schmucke, oder zur gelehrten Übung des Geistes dienen sollte, fand bei Friedrich Wilhelm keine Stätte“; PG I, S. 488.

<sup>332</sup> DG I, S. 317.

<sup>333</sup> DG I, S. 317.

<sup>334</sup> Gebhard Leberecht von Blücher, (1742-1819), preußischer Generalfeldmarschall.

<sup>335</sup> Gerhard Johann David von Scharnhorst (1755-1813), preußischer General und Heeresreformer.

<sup>336</sup> DG I, S. 443.

<sup>337</sup> DG I, S. 281.

<sup>338</sup> DG I, S. 281.

habe sich in den Befreiungskriegen „so bescheiden zurück[gehalten], daß seine Frau selber lange nichts von der eigentlichen Wirksamkeit ihres Gatten erfuhr“<sup>341</sup>. Treitschke beschreibt Preußens Werke als unscheinbar: „die schlichte Tüchtigkeit der preußischen Staatskunst, arm wie sie war an glänzenden Erfolgen“<sup>342</sup> sei weder in Deutschland, noch außerhalb „irgend gewürdigt“<sup>343</sup> worden. Auch in der Sprache habe sich preußische Einfachheit und Klarheit geäußert: Treitschke kontrastiert „die gewundene Sprache des österreichischen Kriegsmanifestes“<sup>344</sup> mit dem „herzerwärmenden ehrlichen Tone der preußischen Aufrufe“<sup>345</sup> – und stellt zugleich den normativ-obrigkeitlichen Charakter des österreichischen *Manifestes* den freiheitlich-brüderlich-appellativen Assoziationen des *Aufrufs* in Preußen gegenüber. Im preußischen Staatsrat lässt er Prinz Wilhelm durch klare und knappe Stellungnahmen hervortreten: „Am klarsten lautete das Votum des jungen Prinzen Wilhelm, der mit militärischer Kürze den wunden Fleck der Entwürfe bezeichnete“<sup>346</sup>.

Während Schlichtheit, Einfachheit und Klarheit preußische Inklusionskriterien darstellen, kann durch die Negation dieser Eigenschaften Exklusion erfolgen. So schließt Treitschke den preußischen Gesandten in Wien und gebürtigen Österreicher Hatzfeldt<sup>347</sup>, ein Mann, wie der Historiker betont, ganz nach Metternichs Herzen<sup>348</sup>, über die Beschreibung seines Berichtstils aus dem preußischen Bereich aus: „Seine geschwätzig, in brutalen, kaum lesbaren Schriftzügen hingeworfenen Berichte stechen auffällig ab von der maßvollen, streng sachlichen Darstellung, welche sonst in den Arbeiten der preußischen Diplomatie üblich war“<sup>349</sup>.

Dass Treitschke Politik und Diplomatie als besondere Bereiche ansieht, in denen Äußerlichkeiten mindestens genauso wichtig sind wie die Dinge an sich, wird im Kontext der Befreiungskriege deutlich. Hierbei habe Preußen den Eindruck erweckt, „nur die Hilfskraft Rußlands“<sup>350</sup> zu sein, obwohl „[d]ie wirklichen Streitkräfte der beiden Verbündeten [...] lange im umgekehrten Verhältnis“<sup>351</sup> gestanden hätten. Schuld daran sei zum einen Preußens

<sup>339</sup> DG I, S. 281.

<sup>340</sup> August Wilhelm Antonius Graf Neidhardt von Gneisenau, (1760-1831) preußischer Generalfeldmarschall und Heeresreformer.

<sup>341</sup> DG I, S. 465.

<sup>342</sup> DG IV, S. 454.

<sup>343</sup> DG IV, S. 454.

<sup>344</sup> DG I, S. 459.

<sup>345</sup> DG I, S. 459.

<sup>346</sup> DG III, S. 91.

<sup>347</sup> Franz Ludwig Fürst von Hatzfeldt (1756-1827), preußischer General und Diplomat.

<sup>348</sup> DG III, S. 256.

<sup>349</sup> DG III, S. 257.

<sup>350</sup> DG I, S. 416.

<sup>351</sup> DG I, S. 416.

Ehrlichkeit gegenüber Zar Alexanders Übertreibungen und Selbstüberschätzung gewesen. Die preußische Regierung

war hochherzig entschlossen, das Größte zu tun, wollte aber nicht mehr versprechen, als was sie sicher leisten könnte. Zar Alexander dagegen schätzte seine Feldarmee fast auf das Vierfache ihrer augenblicklichen Stärke, teils weil er als die führende Macht der Koalition erscheinen wollte, teils weil er im Rausche seines Cäsarenstolzes sich selber täuschte; man weiß bei ihm niemals recht, wo der Selbstbetrug aufhört und der Betrug beginnt.<sup>352</sup>

Die „schüchterne Zurückhaltung des Königs, der so willig neben der glänzenden Erscheinung des Zaren verschwand, ja selbst seine edle soldatische Einfachheit“<sup>353</sup> hätten Preußens Ansehen beeinträchtigt:

Welch ein Abstand, wenn man den leichten Halbwagen des Königs mit kleinem Gefolge daherrollen sah, und nachher den ungeheuren Wagentroß des Zaren oder gar die vielen Tausende von Mauleseln, welche das Gepäck des Kaisers Franz mitsamt dem berücktigten k. k. Leibgrenadier-Streichquartett schleppten! Der Staat, in dessen Heere die sittliche Kraft des großen Krieges lag, erschien vor den Augen der Diplomatie wie eine Macht zweiten Ranges neben den beiden Kaiserhöfen, und in den verwickelten Verhältnissen eines Koalitionskrieges ist der Schein der Macht fast ebenso wertvoll wie die Macht selber.<sup>354</sup>

Treitschke kritisiert hier indirekt die sonst von ihm so positiv gewertete Schlichtheit und Einfachheit des preußischen Auftretens. Politik und Diplomatie erscheinen als besondere Bereiche, die eigenen Gesetzen folgen.

#### *Realistische Weltsicht*

Unter Selbstkontrolle fassen wir hier auch das Vermögen, die Dinge so zu sehen, wie sie sind, sich nicht unrealistischen Träumereien und unbegründeten Hoffnungen hinzugeben. Ranke betont im Kontext des österreichischen Erbfolgekrieges Friedrichs II. Vernunft und dessen Fähigkeit, Tatsachen als solche zu betrachten: „er hegte selbst ein lebendiges Gefühl der Gefahr, die darin [in der französischen Überlegenheit, SK] lag“<sup>355</sup>. Die drei Seiten zuvor geschilderte österreichische „Verblendung“ und dessen „falsche[s] Zutrauen“ zu Frankreich<sup>356</sup> dürften im Leserbewusstsein noch vorhanden sein; Ranke legt hier wieder einmal den Vergleich von preußischer Klarsicht und österreichischer Verblendung nahe. Bei Treitschke wird die preußische Politik unter Friedrich II. geradezu objektiv, habe sie doch darauf beruht, „daß der Staatsmann Friedrich, jedes Hasses, jeder Liebe bar, gleichsam unpersönlich, immer nur wollte, was die klar erkannte Lage seines Staates gebot.“<sup>357</sup> Nichts habe ihn dazu bewegen

<sup>352</sup> DG I, S. 416.

<sup>353</sup> DG I, S. 416.

<sup>354</sup> DG I, S. 416.

<sup>355</sup> PG II, S. 213.

<sup>356</sup> PG II, S. 210.

<sup>357</sup> DG I, S. 64.



können, „jemals nur einen Schritt über das Interesse seines Staates hinauszugehen. [...] die Nation merkte, daß nirgendwo ihre Angelegenheiten so sachlich und maßvoll, so wachsam und kalt erwogen wurden, wie in der Einsiedelei von Sanssouci.“<sup>358</sup> Treitschkes stärker militärisch-aggressive Weltsicht wird in Textstellen deutlich, wo er Friedrichs II. Rationalität und zugleich dessen offen-aggressive Zielstrebigkeit beschreibt: „Der springende Punkt in dieser mächtigen Natur bleibt doch die erbarmungslos grausame deutsche Wahrhaftigkeit. [...] sooft er zum Schwerte greift, verkündet er mit unumwundener Bestimmtheit, was er von dem Gegner fordert, und legt die Waffen erst nieder am erreichten Ziele.“<sup>359</sup> Gegen Friedrichs „unerbittliche[n] Realismus“<sup>360</sup> setzt Treitschke die „große[] Fabelwelt des römischen Reichs“<sup>361</sup>, in der jener „reinigend und zerstörend, [...] revolutionär“<sup>362</sup> gewirkt habe.

Aber nicht nur Friedrich II. wird als rationaler Herrscher beschrieben. Auch Treitschkes Friedrich Wilhelm III. beweist mehrfach eine realistische Sicht der Dinge und einen fachmännischen, von Illusionen, Wünschen und Hoffnungen freien Blick. So habe der König am Vorabend der Befreiungskriege „mit richtigem Blicke“<sup>363</sup> erkannt, dass von den „unerlässlichen Voraussetzungen [...], von denen Preußens Kriegserklärung abhing“<sup>364</sup>, „keine einzige“<sup>365</sup> erfüllt war. Friedrich Wilhelm III. „sah die Lage, wie sie war.“<sup>366</sup> Treitschke betont, dass nicht nur Gewissenskrupel, sondern vor allem auch eine geschulte militärische Sichtweise zu der Entscheidung Friedrich Wilhelms III. beigetragen hätten: „Wahrlich nicht alleine seine peinliche Gewissenhaftigkeit, die selbst den heiligen Kampf der Notwehr nicht ohne unanfechtbaren Rechtsgrund beginnen mochte, sondern die richtige Erkenntnis der militärischen Lage.“<sup>367</sup> Sein „Soldatenblick“ habe den König aus dem aufgewühlten Meer patriotischer Leidenschaft hervorgehoben: „Des Königs ruhiger Soldatenblick beurteilte auch den Gang der Kriegseignisse richtiger als seine aufgeregte Umgebung“<sup>368</sup>. Treitschke zeichnet Friedrich Wilhelm III. als politischen wie militärischen Führer, ein Mann der Tat und der Vernunft zugleich, der zum ruhenden Pol im Meer aufgewühlter nationaler Leidenschaften wird – wiederum begegnet uns die schon oben notierte Bewegungsmetaphorik.

---

<sup>358</sup> DG I, S. 65.

<sup>359</sup> DG I, S. 47.

<sup>360</sup> DG I, S. 47.

<sup>361</sup> DG I, S. 47.

<sup>362</sup> DG I, S. 47.

<sup>363</sup> DG I, S. 335.

<sup>364</sup> DG I, S. 335.

<sup>365</sup> DG I, S. 335.

<sup>366</sup> DG I, S. 379.

<sup>367</sup> DG I, S. 396.

<sup>368</sup> DG I, S. 337.

### II.2.3 Arbeit

„Arbeit“ ist bei allen drei Historikern Grundlage von Herrschaft, Macht, Land und Ehre. Die Geburt ist nur mehr Ausgangspunkt für die Stellung des Individuums, erst durch rechtschaffene Arbeit und Leistung wird diese Stellung legitimiert bzw. kann diese Stellung verändert werden. Diese meritokatisch-protestantische Lebenssicht beeinflusst auch die Darstellung der Hohenzollern und verbürgerlicht dergestalt die preußische Monarchie<sup>369</sup>. So betont Ranke, dass Friedrich I. sein kurfürstliches Amt auf Grund geleisteter Dienste empfing<sup>370</sup>.

„Arbeit“ ist aber in den drei Historiographien nicht gleich Arbeit, sondern muss differenziert werden. Es gibt Formen negativ besetzten Arbeitens, die für die Gegner Preußens reserviert sind: diese arbeiten im Geheimen, um ihre Interessen durchzusetzen<sup>371</sup>. Der Darstellung hinterliegt dabei ein negativ besetzter Interessenbegriff: die von nichtpreußischen Akteuren – seien es Einzelpersonen oder Staaten – verfolgten Interessen werden in der Regel als partikuläre, nur am individuellen Wohl orientierte dargestellt. In Droysens *Preußischer Politik* arbeiten nichtpreußische Staaten und Akteure in der Regel *gegen* etwas, gehen also nicht produktiv und konstruktiv, sondern destruktiv vor<sup>372</sup>.

Weiter differenzieren die Historiker die politische (Regierungs)„Arbeit“ in Innen- und Außenpolitik und hierarchisieren diese Bereiche teilweise nach dem Vorbild von (,öffentlicher“) Erwerbs- und (,privater“) Hausarbeit. Letztere wurde im 18. und 19. Jahrhundert „nicht nur als repetitiv, eiförmig und langweilig, sondern auch als kleinlich und nichtig“<sup>373</sup> charakterisiert und somit abgewertet. Dagegen sei Erwerbsarbeit zur Grundlage (männlicher) Identitätsbildung geworden: „Während Arbeit zum Maßstab von Identität wurde, verlor Hausarbeit ihren Status“<sup>374</sup>. Wenn die normative Relation von Männlichkeit und ,öffentlicher“ Arbeit so zutrifft, wäre Preußens Männlichkeit bei allen drei

<sup>369</sup> Vgl. auch Kap. II.3.2. Nicht zuletzt dieser Umstand belegt die grundsätzlich bürgerliche Ausrichtung der hier untersuchten Historiographien, sowohl was deren Autoren als auch das von diesen anvisierte Lesepublikum betrifft.

<sup>370</sup> PG I, S. 18: Kaiser Sigismund überließ „nach so trefflichen Proben von Thatkraft und durch neue Dienstleistungen gewonnen, dem Burggrafen das Churfürstenthum erblich“. Kontrastierend hierzu schließt Ranke dann eine Kurzbeschreibung des österreichischen Vorgehens zum Machterwerb an, nämlich der Erwerb durch Heirat, also ohne zuvor erbrachte Leistungen; damit sind diese Rechte nicht verdient sondern erheiratet: „Andere seiner [Kaiser Sigismunds, SK] Ansprüche und Rechte brachte Sigmunds Tochter an Östreich.“; PG I, S. 18.

<sup>371</sup> So ergab eine durch Google-Books ermöglichte Suche zum Stichwort „Arbeit“ in den drei Bänden von Rankes *Preußischer Geschichte* keinen einzigen Eintrag, der sich in positiver Art und Weise auf ein nichtpreußisches Staatswesen bezieht. Die Nennungen in Band III zu den Bewohnern Niederschlesiens (S. 478) und Frankreichs König Ludwig XV. (S. 140) sprechen diesen die Fähigkeit zu arbeiten ab. Wenn sie „arbeiten“, dann im Sinne von in diplomatischer Hinsicht etwas zu erreichen vgl. PG I, S. 210; PG II, S. 268.

<sup>372</sup> Vgl. bspw. PP III 1, S. 107, S. 221; PP IV 1, S. 224; PP IV 2, S. 229, S. 354; PP IV 3, S. 143.

<sup>373</sup> Kessel, Langeweile, S. 97.

<sup>374</sup> Kessel, Langeweile, S. 97.

Historikern exklusiv, denn Arbeit in diesem Sinne von ‚öffentlicher‘ Arbeit ist für Preußen reserviert. Insbesondere Treitschke differenziert in seiner Darstellung nach dem Prinzip der getrennten Sphären, wenn er eine Beschränkung auf die „häuslichen Sorgen“ von Innenpolitik als armselig bezeichnet<sup>375</sup>. Treitschke betont immer wieder, dass die Hohenzollern zwar die ‚Haus‘arbeit ihres Staates gewissenhaft erledigt hätten. Im Gegensatz aber zu den nur auf die Enge des häuslichen Lebens beschränkten Kleinstaaten hätten preußische Herrscher wie Friedrich Wilhelm I. sich immer zugleich auch um ‚große‘, deutsche oder europäische, Politik gekümmert und über dem Klein-Klein des Alltäglichen das große Ganze nicht aus dem Blick verloren:

Sein prosaischer, auf das handgreiflich Nützliche gerichteter Sinn ging ganz andere Wege als die schwungvolle Heldengröße des Großvaters, doch mitten im Sorgen für das Kleinste und Nächste bewahrte er sich stets das Bewusstsein von der stolzen Bestimmung seines Staates; er wußte, daß er die Kräfte des Volkes sammle und bilde für die Entscheidungsstunden einer größeren Zukunft<sup>376</sup>.

Dass Treitschke aber eine einseitige Beschränkung auf ‚große‘ Politik ebenso negativ bewertet und auch hier Ausgewogenheit und Maßhalten zum Maßstab erhebt, zeigt eine Bemerkung über den Großen Kurfürsten: „Seine starke Natur verlor über den großen Entwürfen der europäischen Politik nicht jenen sorgsam haushälterischen Sinn, der den meisten seiner Vorfahren eigen war“<sup>377</sup>.

Ranke charakterisiert die Hohenzollern durchweg als arbeitsam. Bereits die Kurfürst-Markgrafen im 15. und 16. Jahrhundert seien „ehrenwerte Männer von Eifer und Bestreben“<sup>378</sup> gewesen, „die sich den dringenden Aufgaben die sie fanden mit unermüdlicher Arbeit unterzogen.“<sup>379</sup> Der Große Kurfürst habe seinen Nachkommen „eine unbeschreibliche Aufforderung zu Anstrengung und Arbeit“<sup>380</sup> hinterlassen; sein Nachfolger Friedrich III./I. habe sich „dieser Arbeit“<sup>381</sup> nicht entzogen. Der nächste preußische Herrscher, Friedrich Wilhelm I. habe „Herrschaft und Arbeit“<sup>382</sup> vereinigen wollen. Kronprinz Friedrichs Lehrjahre in Küstrin schließlich hätten gezeigt, dass auch dieser Hohenzoller „Sinn nicht allein für Vergnügen und literarisch Geistreiches hatte, sondern auch für den Ernst und die

---

<sup>375</sup> Im Zusammenhang mit der Regierung von Friedrich II., dessen Kriege und kriegerische Erfolge in den Preußen ein „keckes Selbstgefühl“ hätten wachsen lassen: „So reizbar ward jetzt der politische Stolz in diesem Volke, das vor wenigen Jahren noch in der Armseligkeit seiner häuslichen Sorgen verkam.“; DG I, S. 59.

<sup>376</sup> DG I, S. 37.

<sup>377</sup> DG I, S. 35.

<sup>378</sup> PG I, S. 22.

<sup>379</sup> PG I, S. 22.

<sup>380</sup> PG I, S. 96.

<sup>381</sup> PG I, S. 97.

<sup>382</sup> PG I, S. 143.

Arbeit.<sup>383</sup> Später hätten Friedrich II. und seine „Genossen“<sup>384</sup> ihre Tage in Sanssouci effektiv verbracht: „Sie arbeiteten alle fleißig“<sup>385</sup>.

Bei Droysen wird ‚Arbeit‘ erst ab der Regierung des Großen Kurfürsten zum Bestandteil der Hohenzollern-Beschreibungen: Kurfürst Friedrich Wilhelm I. sei nicht nur durch die Frische der Jugend, sein Gottvertrauen und den „Ernst der Zeit“<sup>386</sup>, sondern auch durch die „innere Arbeit“<sup>387</sup> für seine großen Aufgaben vorbereitet gewesen.

Treitschke bezeichnet das 19. Jahrhundert als „Jahrhundert der Arbeit“<sup>388</sup> – als arbeitendes Staatswesen befindet sich sein Preußen daher im Einklang mit dem Zeitgeist. Die Fundierung des preußischen Staates auf ‚Arbeit‘ wird bei Treitschke besonders deutlich, wenn er das Werden dieses Staates mit der „Arbeit der Befreiung“ parallelisiert: „Mit dem Aufsteigen Preußens begann die lange blutige Arbeit der Befreiung Deutschlands von fremder Herrschaft.“<sup>389</sup> Mit der Bezeichnung als „Arbeit“ legitimiert Treitschke hier und anderswo zugleich Preußens Kriege als notwendig: Die Preußen hätten gegen Napoleon die „ernste Arbeit“ des Krieges<sup>390</sup> und die „Blutarbeit der Eroberung“<sup>391</sup> geleistet. Nicht nur im Krieg, auch in der inneren Staatsverwaltung sei hart gearbeitet worden: Stein habe „[f]ür diese Arbeit [an einer deutschen Verfassung, SK] [...] die ganze Wucht seines heroischen Willens ein[gesetzt]“<sup>392</sup>; in Preußen sei „die unscheinbare und doch so folgenreiche Arbeit der Neuordnung der Verwaltung stetig und sicher vorwärts“<sup>393</sup> gegangen; Hardenberg habe „die Arbeit der Gesetzgebung wieder auf[genommen]“<sup>394</sup>. Unter den zahlreichen „Helden der Arbeit, welche in müden Tagen die großen Überlieferungen Preußens mutig aufrechthielten, in friedlichem Schaffen den Grund legten für seine neue Größe“<sup>395</sup> habe der preußische Staatsmann Johann Eichhorn<sup>396</sup> „in vorderster Reihe“<sup>397</sup> gestanden.

Zugleich betont Treitschke mehrfach, die gemeinschaftsstiftende Kraft von Arbeit: so seien in der Armee in „gemeinsamer ernster Arbeit“ die Offiziere der verschiedenen Provinzen „rasch mit dem preußischen Stamme“<sup>398</sup> verschmolzen. Die gemeinsame Arbeit im Zollverein habe

---

<sup>383</sup> PG I, S. 330.

<sup>384</sup> PG III, S. 451.

<sup>385</sup> PG III, S. 456.

<sup>386</sup> PP III 1, S. 155.

<sup>387</sup> PP III 1, S. 155.

<sup>388</sup> DG II, S. 218.

<sup>389</sup> DG I, S. 31.

<sup>390</sup> DG I, S. 490.

<sup>391</sup> DG I, S. 515.

<sup>392</sup> DG I, S. 664.

<sup>393</sup> DG II, S. 190.

<sup>394</sup> DG II, S. 195.

<sup>395</sup> DG II, S. 607.

<sup>396</sup> Johann Albrecht Friedrich Eichhorn (1779-1856).

<sup>397</sup> DG II, S. 607.

<sup>398</sup> DG II, S. 228.

den Sinn für innerdeutsche Gemeinsamkeiten geweckt: so habe Preußen nach dem Anschluss Bayerns „zwei seiner besten Finanzmänner [...] nach München“<sup>399</sup> geschickt „um die neuen Zolleinrichtungen einführen zu helfen. Die bayrischen Beamten erstaunten, soviel Geduld und Schonung bei den verrufenen Preußen zu finden; in gemeinsamer ernsthafter Arbeit trat man einander näher.“<sup>400</sup>

Die Unscheinbarkeit und zugleich Nachhaltigkeit der preußischen (politischen) Arbeit stellt Treitschke im Gegensatz zu einer erfolglosen Bundespolitik heraus:

Derweil die Wiener Konferenzen den Sisyphusstein der Bundesverfassung auf und nieder wälzten, gelangte in Berlin eine Arbeit [die inneren Reformen, SK] zum Abschluß, die außerhalb Preußens wenig beachtet für Deutschlands Zukunft ungleich folgenreicher werden sollte als alle Verhandlungen der Bundespolitik.<sup>401</sup>

Treitschke verbindet ehrliche und redliche preußische Arbeit über das Element der Nachhaltigkeit mit dem Element der Zukunftsorientierung: „Die Macht Preußens in unserem neuen Reiche ist von langer Hand her durch redliche stille Arbeit vorbereitet; darum wird sie dauern.“<sup>402</sup>

Im Kontext des Zollvereins kontrastiert Treitschke den Deutschen Bund und Preußen als scheinhaftes vs. wahrhaftiges Deutschland und legt meritokratische Bewertungsmaßstäbe an:

Also entstanden zwei Gemeinwesen im Deutschen Bunde: ein Deutschland des Scheines, das in Frankfurt, ein Deutschland der ehrlichen Arbeit, das in Berlin seinen Mittelpunkt fand. Der preußische Staat erfüllte, indem er Deutschlands Handelspolitik leitete, einen Teil der Pflichten, welche dem Deutschen Bunde oblagen, wie er zugleich allein durch sein Heer die Grenzen des Vaterlandes sicherte. So ist er durch redlichen Fleiß langsam emporgewachsen zur führenden Macht des Vaterlandes<sup>403</sup>.

Nicht durch Geburt oder Heirat, also nicht durch ‚ersessene‘ Rechte sei Preußen an die Spitze Deutschlands getreten, sondern habe diese Stellung durch Leistung und „redlichen Fleiß“ erworben. Im Gegensatz zu dem fleißigen Preußen habe der österreichische Kaiser Franz nicht gearbeitet, sondern „die laufenden Geschäfte [...] mit seiner gewohnten subalternen Emsigkeit [erledigt].“<sup>404</sup>

Preußen wird also als auf Arbeit und Fleiß gegründeter Staat charakterisiert, seine Vertreter als hart und ausdauernd arbeitend dargestellt und die Früchte dieser ehrlichen Arbeit als nachhaltig und dauerhaft beschrieben. Arbeit, Unscheinbarkeit und Zukunftsorientierung

<sup>399</sup> DG III, S. 655. Vgl. auch DG IV, S. 712 und DG V, S. 3.

<sup>400</sup> DG III, S. 655.

<sup>401</sup> DG III, S. 67.

<sup>402</sup> DG III, S. VIII.

<sup>403</sup> DG IV, S. 395. Vgl. auch DG IV, S. 398.

<sup>404</sup> DG IV, S. 509.

werden beständig miteinander verknüpft und evozieren so die sprichwörtlichen preußischen Tugenden von Fleiß und Bescheidenheit.

#### II.2.4 Selbständigkeit

Selbständigkeit – als schon erlangte oder noch zu erreichende Daseinsform – ist ein weiteres zentrales Merkmal der Hohenzollern- und Preußendarstellung in allen drei Historiographien. Ranke rehabilitiert Friedrich Wilhelm I. über die Zuschreibung von Streben nach Autonomie als fähige Herrscherfigur und erhebt Selbständigkeit zum immer wiederkehrenden Motiv seiner Darstellung. Schon das erste Buch der *Preußischen Geschichte* mit dem Titel „Vom Emporkommen der brandenburgisch-preußischen Macht“<sup>405</sup>, setzt mit der Beschreibung des deutschen Landesfürstentums „in seiner allmählichen Entwicklung *zur Selbständigkeit*“<sup>406</sup> ein. Die Landesfürstentümer seien, so das wichtigste Ergebnis des Dreißigjährigen Krieges, „wenigstens im Norden und im Osten [...] beinahe unabhängig“<sup>407</sup> geworden:

Was durch den großen Gang der Dinge, die in Niemandes Willkühr gestanden, nothwendig geworden war, eine europäisch-deutsche Stellung zu ergreifen und eine innere *auf sich selber beruhende Ordnung* zu gründen, ist wenn auch anderwärts versucht, doch hier hauptsächlich durchgesetzt worden.<sup>408</sup>

Die Bedeutung der Selbständigkeit betont Ranke auch im Bereich von Handel und Wirtschaft:

Man würde aber [durch die Einfuhr von Tuchen aus dem Ausland, SK] in die Gewalt der commerciellen Kräfte gerathen sein [...] ohne ihnen ein eigenes Selbst entgegenzustellen. Es widersprach der Absicht einer unabhängigen Selbständigkeit, welche überhaupt den Ideen zu Grunde lag.<sup>409</sup>

Und Friedrich Wilhelms I. Neutralität 1735 schreibt Ranke ebenfalls dessen Streben nach Unabhängigkeit zu:

Eine Stellung abermals der Neutralität, doch nicht wie jene von 1727, wo Preußen das Zusammentreffen der Mächte verhinderte: in der Mitte der schon ausgebrochenen Bewegungen [...] mußte sie jetzt behauptet werden; nicht eben aus Friedensliebe; der König war auf einen isolierten Standpunct gedrängt, weil er fremden Absichten keinen Einfluß gestatten wollte; eigensinnig hielt er ihn ein, aber voll Würde und Mannhaftigkeit; in der Ruhe ehrgeizig. Wir sehen das stolze Selbst des Staates, Niemandes bedürftig, beruhen auf seiner eigenen Kraft [...]. So mag sich, wenn wir das Unähnliche vergleichen dürfen, in der Mitte parlamentarischer Kämpfe ein seiner Sache sicherer Staatsmann fühlen, der sich keiner der streitenden Parteien anschließt und seine Zeit erwartet.<sup>410</sup>

---

<sup>405</sup> PG I, S. XIII.

<sup>406</sup> PG I, S. XIII; Hervorhebung SK.

<sup>407</sup> PG I, S. 11.

<sup>408</sup> PG I, S. 12; Hervorhebung SK.

<sup>409</sup> PG I, S. 148. Auf S. 181 endet das erste Kapitel zur Regierung Friedrich Wilhelms I. wiederum mit einer starken Betonung dieser Selbständigkeit.

<sup>410</sup> PG I, S. 413f.

Nicht nur über ihr auf Erlangung oder Erhaltung von Selbstständigkeit gerichtetes *Handeln* charakterisiert Ranke die Hohenzollern und ihren Staat als selbständig. Auch indem er ihre individuellen *Fähigkeiten* explizit als genuine beschreibt, erzielt der Historiker einen Leseindruck von höchster Autonomie, beispielsweise bei der Darstellung von Friedrich Wilhelms I. Ordnungssinn und Sparsamkeit: es seien von diesem König „Rechnungsbücher vorhanden, die er in seiner Jugend führte; sie zeigen eben so viel natürlichen Sinn für Ordnung und haushälterisches Wesen [...] von den frühesten Jahren an.“<sup>411</sup> Friedrich Wilhelms Erzieher Dohna<sup>412</sup> habe diese Eigenschaften seines Zöglings nur mehr weiter gepflegt<sup>413</sup>. Die Sparsamkeit des Königs wird bei Ranke zur Grundlage der preußischen (Militär-)Macht, da wirtschaftliche Autarkie allein echte Selbständigkeit – nämlich im Sinne eines Heeresesatzes „ohne fremde Subsidien“<sup>414</sup> – verbürge:

der vornehmste Erfolg der Verwaltung Friedrich Wilhelms lag darin, daß eine Streitmacht, unvergleichlich größer, als sie bisher jemals aufgestellt worden, allein auf die eigenen Erträge des Landes gegründet ward. Was ist der Sinn einer Macht, als daß sie sich frei, nach ihrem eigenen Triebe und Entschlusse bewegen kann? Eben dies war der Zweck und auch der Erfolg des ganzen Systems.<sup>415</sup>

Im Kontext von Friedrichs Einfall in Schlesien greift dann Ranke dann mittels eines gedanklichen Rückgriffs das Bemühen Friedrich Wilhelms I. um Selbständigkeit wieder auf:

Da sieht man, welchen Sinn es hatte, wenn einst Friedrich Wilhelm bei seiner ganzen Politik auf nichts so sehr drang, als darauf, eine freie Hand zu behalten. In den beiden großen Fragen: der maritimen [...] und der continentalen, zwischen Maria Theresia und ihren Mitbewerbern [...], konnte sich Preußen, nach seinem eigenen Verhältniß und Interesse entscheiden.<sup>416</sup>

Unter Friedrich II. schließlich sei dann eine Autonomie erreicht worden – „eine Macht [...], unantastbar und unüberwindlich, dem Wesen nach von Niemand abhängig“<sup>417</sup> – die auch im europäischen Vergleich einzigartig gewesen sei:

Nur in Preußen war eine große zugleich deutsche und europäische Selbständigkeit gegründet, welche das volle Gefühl der Unabhängigkeit seit Jahrhunderten zum ersten Mal wieder in die Gemüther brachte, durchdrungen von dem Stolze, auch in Bezug auf die Weiterbildung der Welt Andern voranzugehen.<sup>418</sup>

Auch Droysen betont Bedeutung und Notwendigkeit einer autonomen Stellung, wenn er im Kontext von Kurfürst Friedrich Wilhelms I. Regierungsantritt konstatiert: „er wäre ein Thor

---

<sup>411</sup> PG I, S. 153.

<sup>412</sup> Alexander zu Dohna-Schlobitten (1661-1728) war kurbrandenburgisch-preußischer Generalfeldmarschall und Diplomat. 1695 übernahm er als Oberhofmeister des Kurprinzen Friedrich Wilhelm dessen Erziehung.

<sup>413</sup> PG I, S. 153.

<sup>414</sup> PG I, S. 482.

<sup>415</sup> PG I, S. 482.

<sup>416</sup> PG II, S. 129.

<sup>417</sup> PG III, S. 489.

<sup>418</sup> PG III, S. 492.

gewesen, wenn er noch irgend Schutz vom Kaiser, vom Reich, von Polen, wenn er irgend Hilfe von Glaubensverwandten, Blutsverwandten hätte hoffen wollen. *Er mußte sich auf sich selbst stellen.*<sup>419</sup> Die Autonomie Friedrich Wilhelms beschreibt Droysen in Analogie zur kreativen Arbeit eines Künstlers und macht den Großen Kurfürsten zum *Schöpfer* des brandenburgisch-preußischen Staates:

Anderen Fürsten hat das Schicksal des Staates, des Volkes, das in ihre Hand gelegt worden, ihre Aufgabe und mit ihr die Wege, die Mittel, sie zu lösen, gegeben. *Seinen Staat sollte Friedrich Wilhelm erst schaffen*, durch denselben ein staatliches Gemeingefühl der ihm Zugehörigen, ein Volk erst erwachsen. Er glich dem Künstler, dem seine Aufgabe sich entwickelt, indem er sie löst; und das dann geschaffene Werk ist ein Ausdruck seines eigensten Wesens; sein Geist lebt in ihm.<sup>420</sup>

Diese nicht nur strukturelle sondern eben auch schöpferische Unabhängigkeit betont Droysen dann nochmals an anderer Stelle im Vergleich mit dem französischen Monarchen Ludwig XIV.:

Man hat von Louis XIV. gesagt, er zuerst habe es unternommen, sein eigener Minister zu sein [...].

Ein Jahrzehnt, bevor Ludwig XIV. die Zügel der Regierung selbst ergriff, hatte der Kurfürst jene neue Ordnung seines Staatswesens gegründet, nicht indem er, wie der junge Monarch Frankreichs, eine fertige ministerielle Allgewalt in seine Hand nahm [...], sondern so, daß er selbst erst die einheitliche Gewalt schuf, kraft deren aus so und so vielen Territorien Ein Staat, aus der hergebrachten deutschen Landeshoheit die Monarchie werden sollte.<sup>421</sup>

Die Selbständigkeit und Schaffenskraft der „deutschen Nation“<sup>422</sup>, die sich *selbst* „das stolzeste Königtum der Germanen“<sup>423</sup> geschaffen habe, betont Treitschke schon auf der ersten Seite seiner Einleitung zur *Deutschen Geschichte*. Auch für seine Beschreibungen Preußens ist ‚Selbständigkeit‘ zentral. Diese sei Garant für militärischen Erfolg gewesen: „Überall wo diese junge Macht [Preußen, SK] allein stand, kämpfte sie siegreich, überall unglücklich, wo sie dem Wirrwarr den Reichsheeres sich anschließen mußte.“<sup>424</sup> Treitschke überträgt in seiner Darstellung preußischen Erfolgs bürgerliche Individualitätsvorstellungen auf die Beschreibung des preußischen Staatswesens und legitimiert über dessen materielle Unabhängigkeit politische Alleingänge: Die Hohenzollern hätten durch den Besitz des Herzogtums Preußens „ihre unabhängige Stellung in der Staatengesellschaft“<sup>425</sup> innegehabt

<sup>419</sup> PP III 1, S. 157; Hervorhebung SK.

<sup>420</sup> PP III 1, S. 157; Hervorhebung SK. An anderer Stelle nennt Droysen den Großen Kurfürsten den zweiten Gründer Brandenburgs; vgl. PP IV 1, S. 3. Vgl. auch PP IV 1, S. 17: „das mächtige Walten dessen [Kurfürst Friedrich Wilhelm, SK], der ihn [den brandenburgisch-preußischen Staat, SK] wie aus dem Nichts geschaffen“.

<sup>421</sup> PP III 2, S. 58.

<sup>422</sup> DG I, S. 3.

<sup>423</sup> DG I, S. 3.

<sup>424</sup> DG I, S. 31.

<sup>425</sup> DG I, S. 27.



und somit „für Deutschland sorgen [dürfen], ohne nach dem Reiche und seinen verrotteten Formen zu fragen.“<sup>426</sup> Treitschke versetzt die preußischen Herrscher mittels des Tätigkeitswortes „sorgen“ in eine väterlich-autoritäre Position der Verantwortlichkeit und knüpft an zeitgenössische bürgerliche Vorstellungen vom männlichen Familienversorger und -ernährer an<sup>427</sup>.

Selbständigkeit kann auch, wie schon erwähnt, über die Zuschreibung kreativer Schöpferkraft erfolgen. Bei Ranke schafft Kurfürst Friedrich Wilhelm I. nicht nur die Grundlage des preußischen Staates, sondern nach dem Westfälischen Frieden auch das Fundament eines zukünftig einigen Deutschlands: „Blieb es noch möglich, Deutschland zu retten, es wieder in ein redlich Wesen zu bringen, so gab es dazu nur einen Weg [...]. Es ist der, den der Große Kurfürst einschlug. [...] Was er schuf, war ein neuer Anfang.“<sup>428</sup> Treitschke betont ebenfalls die Kreativität der preußischen Könige. Sein Friedrich Wilhelm I. ist noch recht prosaisch „der *Schöpfer* der neuen deutschen Verwaltung, unseres Beamtentums und Offizierstandes“<sup>429</sup>. Friedrich II. wird deutlicher herausgestellt: er habe „im Kriege und in der auswärtigen Politik [...] die unvergleichliche schöpferische Macht seines Geistes“<sup>430</sup> gezeigt. Explizit verweist Treitschke auf die Schöpfungsmacht der preußischen Könige, ohne die der preußische Staat gar nicht denkbar gewesen wäre: „Man kann sich die englische Geschichte vorstellen ohne Wilhelm III., die Geschichte Frankreichs ohne Richelieu; der preußische Staat ist das Werk seiner Fürsten.“<sup>431</sup> Aber nicht nur die preußischen Könige, auch Einzelakteure wie Gneisenau hätten Schaffenskraft besessen: „denn das stand ihm außer Zweifel, daß ein Mutiger Mutige schaffen könne.“<sup>432</sup>

### II.2.5 Zukunftsorientierung

Männlichkeit und Zukunftsorientierung waren spätestens seit dem späten 18. Jahrhundert eng miteinander verknüpft. Aufklärerische Diätetiklehren entwarfen das „Idealbild eines Mannes, der leidenschaftlich und zweckrational zugleich war und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft harmonisierte“<sup>433</sup>. Fichte verknüpfte in seinen *Reden an die deutsche Nation* männlich besetzte Selbständigkeit und den Zugriff auf die Zeit, wenn er „den Verlust der Souveränität als Verlust der Herrschaft über Geschichte und Zukunft [deutete]: „Was seine

<sup>426</sup> DG I, S. 27.

<sup>427</sup> Für die Verknüpfung der Vorstellung des Vätertopos mit der Figur des Monarchen vgl. Wienfort, Monarchie, S. 183-185.

<sup>428</sup> PP IV 1, S. 4.

<sup>429</sup> DG I, S. 36.

<sup>430</sup> DG I, S. 68.

<sup>431</sup> DG I, S. 27.

<sup>432</sup> DG I, S. 464.

<sup>433</sup> Ein Ideal, dass in aufklärerischen Diätetiklehren entworfen wurde; vgl. Kessel, Langeweile, S. 159.

Selbständigkeit verloren hat, hat zugleich verloren das Vermögen einzugreifen in den Zeitfluß<sup>434</sup>. Zukunftsorientierung war, wie das vorhergehende Zitat zeigt, aber auch wiederum eng mit Selbständigkeit verknüpft, beruhte geradezu auf einer solchen Autonomie: Nur ein selbständiger, souveräner Mann kann Zeit und Zukunft gestalten.

Unter dem Stichwort ‚Zukunftsorientierung‘ werden wir im Folgenden mehrere Elemente betrachten, die nicht unmittelbar mit temporalen Zukunftsvorstellungen zu tun haben mögen, aber auf einer Metaebene so gedacht werden können. Hierzu gehören beispielsweise Vorstellungen von Fortschritt, Entwicklung und linearer oder zielgerichteter Bewegung, aber auch Fruchtbarkeits- und Fertilitätsmetaphern, die sich auf Fortpflanzung beziehungsweise Fortsetzung im weitesten Sinne beziehen. Auch die Verknüpfung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, beispielsweise über Evozierungen der Großvater-Vater-Sohn-Linie werden hierunter gefasst.

Gemeinsam sind allen diesen Elementen Vorstellungen von Linearität, die in sich die Ausrichtung auf die Zukunft bergen. So versammle ich unter dem Begriff der Zukunftsorientierung, hierin durchaus den Historikern folgend, auch die Idee der Verbindung von Handeln und Tun mit etwas Höherem, außerhalb des Zeitraums der Handelnden, meist noch unerfüllt in der Zukunft liegendem – etwa die Einigung ‚Deutschlands‘ zu einem Nationalstaat. Dergestalt beschriebenes Handeln kann damit als dauerhaft und nachhaltig – oder als zumindest so gedacht und angelegt – und somit geschichtsträchtig dargestellt werden. Den Gegenpol hierzu bilden Vorstellungen von auf sich und die als partikular beschriebenen eigenen Interessen Verwiesen-Sein<sup>435</sup>, verbunden mit Handeln, dass punktuell und situativ verbleibt, kurzfristige Erfolge sichert, aber keine Nachhaltigkeit erreicht.

#### *Ausrichtung auf das Ganze*

Alle drei Historiker verbinden preußische Politik mit einem höheren Ziel, häufig beschrieben als Vereinheitlichungsbewegung. Schon in Beschreibungen von Verwaltungseinrichtungen kann sich diese Tendenz zur Vereinheitlichung widerspiegeln. So hebt Ranke den Vereinheitlichungsaspekt im Kontext der Einrichtung des Generaldirektoriums durch Friedrich Wilhelm I. mehrfach hervor: „Die Hauptabsicht ging [...] auf die Herstellung einer

<sup>434</sup> Fichte, Johann Gottlieb, Reden an die deutsche Nation, in: Sämtliche Werke, 7. Bd., hg.v. I.H. Fichte, Berlin 1846, S. 264f.; zitiert nach Kessel, Langeweile, S. 85.

<sup>435</sup> Was die hierarchische Wertung von (allgemeinen) Idealen und (partikularen) Interessen anbetrifft, so korrespondiert dies strukturell mit Beobachtungen zur Feminisierung der Religion im 19. Jahrhundert – weibliches Handeln wurde nach der Formel „Erlösung statt Erfolg“ auf den häuslich-karitativen Bereich begrenzt: „Weiblichkeit und traditionelle Religion im Sinne von ergebener Jenseitserwartung wurden aufeinander zugeordnet, als zwei nicht-evolutionäre, ahistorische Kategorien. Diese Auffassung von Religion verwies Frauen auf sogenannte Ideale statt auf Interessen. Religion und Jenseitserwartung galten als Ideal, weltliche Hoffnungen und Lebensentwürfe dagegen als Partikularinteressen, die sich als Illusionen erweisen würden.“; vgl. Kessel, Langeweile, S. 101.

größeren Einheit.<sup>436</sup> Und: „Man erhob sich über das einseitige Verfolgen particularer Bestrebungen in dem Mittelpuncte des Staates zu einer Anschauung der allgemeinen Bedürfnisse und der Mittel, sie zu erledigen. Die Idee der Gesammtheit [sic!] bekam eine Art von Repräsentation.“<sup>437</sup> Für Droysen war die preußische Politik nicht dem Eigeninteresse einer Dynastie oder auch nur dem Selbsterhaltungstrieb eines Staatswesens, sondern einem höheren, allgemeineren Ziel verpflichtet: „Es war klar, daß diese Politik [Preußens, SK] mehr enthielt, als nur die Abwehr der nächsten Gefahr, daß sie mehr mußte enthalten wollen, um hindurchzudringen.“<sup>438</sup> Dieses Ziel, die Verbindung mit einem Höheren, findet sich von Beginn an in Droysens Darstellung:

Dieser Staat begann, als den Hohenzollern das Regiment der Marken übergeben ward. Eine Verbindung, die weder durch Erbrechte des Hauses noch nach Wahl des Landes, weder durch Eroberung und nach dem stolzen Recht der Waffen noch durch innere Umwälzung und krampfige Selbsthülfe herbeigeführt, sondern in Ausführung eines *politischen Gedankens* vollzogen ward.<sup>439</sup>

Schon im Ansatz also beruhe der preußische Staates nicht auf materiellen Interessen und Belangen – dem Zufall einer Erbfolge, gewaltsamer kriegerischer Eroberung, Revolution oder „krampfige[r] Selbsthülfe“<sup>440</sup> – sondern auf der praktischen Umsetzung einer ideellen Absicht („Ausführung eines politischen Gedankens“<sup>441</sup>). Nachhaltigkeit von Handlungen wird hier explizit mit der Handlungsmotivation verknüpft: nur eine Ausrichtung auf das Ganze verbürgt die Dauerhaftigkeit von Handlungen. Auf dieser Grundlage hätten dann alle Hohenzollern weiter agiert, allen voran Friedrich II.: sobald er den Thron betreten habe, sei Friedrich II. nur noch König gewesen und habe sein ganzes Handeln in den Dienst des Landeswohls gestellt: „er [Friedrich II., SK] wolle, daß wenn sein besonderes Interesse mit dem allgemeinen Besten des Landes zu streiten scheine, letzteres jederzeit den Vorzug behalte.“<sup>442</sup> Während seiner Regierungszeit habe Friedrich darüber hinaus nicht nur preußische, sondern immer auch gesamtdeutsche Interessen vertreten: „Er [Friedrich II., SK] sah das Interesse seines Staates *nie anders* als im *Zusammenhange mit dem der anderen, mit dem Gesamtinteresse*“<sup>443</sup>. Auch Treitschke vermerkt in Preußens Geschichte „das stetige Fortschreiten der Monarchie zur Staatseinheit und Rechtsgleichheit“<sup>444</sup> und betont so wiederum Linearität, Entwicklung und Ausrichtung an höheren Idealen. Ziel der preußischen Politik sei „die Idee der

---

<sup>436</sup> PG I, S. 470.

<sup>437</sup> PG I, S. 471.

<sup>438</sup> PP III 1, S. 21.

<sup>439</sup> PP I, S. 4; Hervorhebung SK.

<sup>440</sup> PP I, S. 4.

<sup>441</sup> PP I, S. 4.

<sup>442</sup> PP V 1, S. 42.

<sup>443</sup> PP V 2, S. 646, Hervorhebung SK.

<sup>444</sup> DG I, S. 44.

praktischen deutschen Einheit“<sup>445</sup> gewesen. Die ‚Hingabe‘ der preußischen Herrscher an den Staat und die Idee eines Ganzen ist dabei wörtlich gemeint: „Die Dynastie hatte längst [...] ihr Hausgut an den Staat abgetreten; sie lebte allein dem Ganzen.“<sup>446</sup>

#### *Trennung privat/öffentlich*

Verbunden mit der Orientierung an einem höheren Ziel ist die Trennung zwischen privater und öffentlich-politischer Sphäre, eine Variante der Fähigkeit, partikulare zu Gunsten allgemeiner Interessen hintanzustellen. Die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, die Fähigkeit, von persönlichen Belangen zu abstrahieren und die eigene Stellung im größeren (politischen) Kontext zu betrachten, sind Elemente, die alle drei Historiker für das Handeln der preußischen Akteure reklamieren.

So betont Ranke in der Charakterisierung des Großen Kurfürsten einerseits dessen freundlichen Umgang mit seinem „vertrautesten Rath Otto von Schwerin“<sup>447</sup>. Andererseits hebt Ranke gleich anschließend hervor, dass der Kurfürst stets darauf geachtet habe, diese „Freundschaft“ nicht mit den öffentlichen Angelegenheiten zu vermischen: „Alle öffentlichen Geschäfte und häuslichen Ereignisse werden darin [in den Briefen des Kurfürsten an Schwerin, SK] in den Formen der herzlichsten Freundschaft erörtert [...]. Darum durfte dieser [Schwerin, SK] aber keine persönlichen Interessen in die Verhandlungen mischen“<sup>448</sup>. An anderer Stelle beschreibt Ranke zwar Friedrichs II. Überlegungen in Bezug auf eine schwedische Heiratsverbindung, relativiert aber die Bedeutung, die diese ‚privaten‘ Angelegenheiten für den Preußenkönig gehabt hätten und reklamiert so zugleich wiederum die Fähigkeit zur Trennung von privatem und politischem Bereich für Preußen: „Friedrich war weit entfernt, politische Dinge von Vermählungs-Angelegenheiten abhängig zu machen; aber für ganz bedeutungslos hielt er sie nicht“<sup>449</sup>.

Nach Droysen habe Friedrich Wilhelm I. ausgezeichnet, dass er die Vermischung von Privatmann und Fürst aufgehoben<sup>450</sup> und aus dem Herrscheramt ein rein öffentliches gemacht habe: „Hier und hier zuerst wurde das feudale Gemenge privaten und öffentlichen Rechts [...] durchschnitten; hier und hier zuerst erhob sich ein Fürstenhaus zu der ganzen Höhe seiner

---

<sup>445</sup> DG II, S. 195.

<sup>446</sup> DG II, S. 195.

<sup>447</sup> PG I, S. 71. Otto Freiherr von Schwerin (1616-1679) war ein brandenburgischer Staatsmann.

<sup>448</sup> PG I, S. 71f.

<sup>449</sup> PG III, S. 131. Die schwedische Hochzeit zahlt sich aber später doch aus, denn Friedrich habe durch Berichte schwedischer Diplomaten, „die sich seit jener Heirath seiner Schwester mit besonderer Vorliebe ihm angeschlossen“, Klarheit über die österreichisch-sächsischen Kriegsabsichten erlangt; PG III, S. 320.

<sup>450</sup> „Sah sich der Fürst, so wie es damals in Uebung war, für den Herrn des Staates an, so mußte er auch ganz Herr sein und nichts als Herr sein wollen, er mußte ganz in seine [sic!] öffentliche Stellung aufgehen, er mußte nicht zugleich das Interesse und Behagen eines reichen Privatmannes haben wollen.“; PP IV 2, S. 21.

öffentlichen Pflicht.<sup>451</sup> Im Kontext der preußisch-englischen Heiratsplanungen für Kronprinz Friedrich und dessen Schwester Friederike Wilhelmine unter Friedrich Wilhelm I. betont Droysen, dass der preußische König diese ‚privaten‘ Angelegenheiten von den ‚politischen Fragen habe getrennt halten wollen: Friedrich Wilhelm I. schien es „doppelt nothwendig, diese Frage [der Heiraten, SK] nicht mit der politischen zu vermengen.“<sup>452</sup> Nach dem Regierungsantritt Friedrichs II. stellt Droysen dessen Fähigkeit zur Trennung von öffentlichem Amt und privaten Verbindungen ebenfalls deutlich heraus:

Freilich, wenn der Eine und Andere aus dem Rheinsberger Kreise erwartet hatte, „daß sich nun ein goldener Regen über sie ergießen werde“, so sollten sie bald inne werden, daß sie sich verrechnet hatten. Schon die Versuche, die dort gestattete alte Vertraulichkeit fortzusetzen, schob der König [Friedrich II., SK] mit leichter Hand zur Seite.<sup>453</sup>

Auch Treitschke hebt wiederholt hervor, dass die Hohenzollernherrscher stets zwischen dem privatem und dem politischen Bereich getrennt hätten. So widerlegt Treitschke im Zusammenhang mit dem Frieden von Adrianopel<sup>454</sup> das liberale „Parteimärchen“<sup>455</sup>, „der König von Preußen habe mit der Vermittlung des Friedensabschlusses lediglich seinen Schwiegersohn Zar Nikolaus I. vor der sicheren Niederlage retten wollen“<sup>456</sup>. Stattdessen habe Friedrich Wilhelm III.

seinen Entschluß schon im Juni [gefasst], in einem Augenblicke, da die militärische Lage des russischen Heeres sehr günstig war, und nicht um Rußlands willen schritt er ein, sondern *weil er sein Deutschland vor einem unfruchtbaren und unheilvollen Kriege bewahren wollte*.<sup>457</sup>

Nach der Niederschlagung des polnischen Novemberaufstandes von 1830/31 betont Treitschke abermals, dass Friedrich Wilhelm III. auch von seinem russischen Schwiegersohn die Vertragstreue gefordert und ihm keineswegs Gefälligkeiten erbracht habe:

Wie König Friedrich Wilhelm dergestalt die ehrliche Auslegung des mit Rußland abgeschlossenen Auslieferungsvertrags durchsetzte, so war er auch keineswegs gesonnen, aus Gefälligkeit gegen seinen Schwiegersohn den Westmächten einen Kriegsvorwand zu geben.<sup>458</sup>

Überhaupt hätten beide Höfe private Beziehungen und politische Geschäfte nicht vermischt: „So trat der feine und scharfe Gegensatz, der seit der Julirevolution die preußische von der russischen Politik trennte, in allen Fragen erkennbar hervor. Die persönliche Freundschaft der

---

<sup>451</sup> PP IV 2, S. 21.

<sup>452</sup> PP 2, S. 442.

<sup>453</sup> PP V 1, S. 46.

<sup>454</sup> Beendete 1829 den russisch-türkischen Krieg (1828-1829).

<sup>455</sup> DG III, S. 728.

<sup>456</sup> DG III, S. 728.

<sup>457</sup> DG III, S. 728; Hervorhebung SK.

<sup>458</sup> DG IV, S. 87.

beiden Höfe blieb dabei unverändert.<sup>459</sup> Und: „Die politische Haltung der beiden Mächte [Preußen und Russland, SK] wurde durch dies Verbrüderungsfest [1835 in Kalisch, SK] nicht verändert.“<sup>460</sup> Statt persönliche, durch familiäre Verbindungen entstandene Interessen zu verfolgen, hätten preußische Könige stets im Interesse mindestens ihres Staates bzw. ‚Deutschlands‘ gehandelt. Diese Trennung von Privatem und Politischem sei nicht auf die Herrscherebene beschränkt gewesen; auch auf ministerialer Ebene habe man diese Ordnung in Preußen aufrechterhalten. Treitschke betont, dass die beiden preußischen Minister Humboldt und Hardenberg trotz anderslautender Meldungen der Presse persönlichen Zwist und politisches Handeln auseinander gehalten hätten: „Natürlich, daß die rein persönliche Gegnerschaft der beiden Staatsmänner sofort als politische Feindschaft gedeutet und Humboldt als der geheime Führer der preußischen Umsturzpartei verrufen wurde.“<sup>461</sup> Bei Hardenberg konstatiert Treitschke ausdrücklich, dass dessen persönliche Schwächen keinerlei Auswirkungen auf öffentliche Angelegenheiten genommen hätten: „die persönlichen Schwächen öffentlicher Charaktere sind nur dann unverzeihlich, wenn der Staat darunter leidet, und Hardenbergs politische Haltung war durch seine gemeine Umgebung nie bestimmt worden.“<sup>462</sup>

„Fertilitätsmetaphorik“<sup>463</sup>

Alle drei Historiker verbinden Preußens Herrscher und deren Handlungen mit Fruchtbarkeit, Wachstum und Erfolg und somit wiederum mit Zukunftsorientierung. Wohin Rankes preußische Herrscher auch qua Eroberungen und Besitzergreifungen ihre Füße setzten, dort erblühten Land und Wirtschaft; auf die Dürre vorhergehender Herrschaften folgten fruchtbare Epochen<sup>464</sup>. Unter der österreichischen Herrschaft in Schlesien beschreibt der Historiker die schlesischen Klagen<sup>465</sup>, den heruntergekommenen Zustand des Landes<sup>466</sup>, die Zwietracht und den „unaufhörliche[n] Widerstreit“<sup>467</sup> sowohl innerhalb der Provinz als auch zwischen Schlesien und dem Wiener Hof: „Schlesien [befand sich, SK], in ökonomischer Hinsicht, kurz

---

<sup>459</sup> DG IV, S. 502.

<sup>460</sup> DG IV, S. 503.

<sup>461</sup> DG II, S. 141.

<sup>462</sup> DG III, S. 245.

<sup>463</sup> Urte Helduser, „Hoffnungslose Geschlechter“. „Unfruchtbarkeit“ als Pathologie der Moderne um 1900, in: Ursula Pasero, Anja Gottburgsen (Hg.), *Wie natürlich ist Geschlecht? Gender und die Konstruktion von Natur und Technik*, Wiesbaden 2002, S. 319-333, hier S. 323.

<sup>464</sup> Diese Beschreibungen umfassen auch schon Rankes Schilderung des askanischen Fürstengeschlechts, dem Vorläufer der Hohenzollern und Gründer der Mark Brandenburg: „Die Ascanier waren ein streitfertiges und bildsames, unaufhörlich erwerbendes und zugleich freigebiges Geschlecht, auf dessen Spuren Leben spross.“; PG I, S. 14. Nach dem Abgang dieses Herrscherhauses folgt dann in Rankes Darstellung eine dunkle Zeit für Brandenburg, bis die Hohenzollern die Mark als erbliches Lehen vom Kaiser erhalten und wieder auf die Spur der Ascanier einschwenken; PG I, S. 18f.

<sup>465</sup> PG II, S. 149.

<sup>466</sup> PG II, S. 150.

<sup>467</sup> PG II, S. 148.

vor dem Tode des Kaiser Carl keineswegs in blühenden Umständen.<sup>468</sup> Kaum habe Friedrich II. Schlesien einigermaßen erobert<sup>469</sup>, habe sich dort „*unverzüglich* [...] ein ganz anderer Zustand durch[gesetzt]“<sup>470</sup>.

Fruchtbar und ertragreich sei der Große Kurfürst gewesen, resümiert Droysen, wenn er die „Ergebnisse[...], die seine rastlosen Bemühungen um den inneren Ausbau seines Staates gebracht hatten“<sup>471</sup> aufzählt: neben den „regelmäßigen Einkünften“<sup>472</sup> für seine Kriegskasse nennt Droysen die Anzahl der „Bataillone Fußvolk“<sup>473</sup> und der „Escadrons Reiter“<sup>474</sup>, die Artillerie, „reichgefüllte Zeughäuser“<sup>475</sup>, die Fregatten der afrikanischen Kompagnie und evoziert so allein durch die lange Aufzählung den Eindruck von Fülle und Wohlstand. Für das fruchtbare Schöpfertum Friedrich Wilhelms I. zitiert Droysen ausführlich dessen Sohn, den Kronprinzen Friedrich als Augenzeugen<sup>476</sup>: „Als der Kronprinz 1739 nach Preußen kam, sah er mit Staunen und Stolz, was dort sein Vater geschaffen: [...] das Land sei bestellt, sei *reicher und fruchtbarer* als irgend eine Gegend Deutschlands“<sup>477</sup>.

Treitschke belegt ganz Preußen als „Mehrer des Reichs“<sup>478</sup> mit Fruchtbarkeit. Kriegerische Großtaten des Großen Kurfürsten und unerschöpflicher Arbeitsfleiß König Friedrich Wilhelms I. beschreibt er beide als fruchtbar: „sein [Friedrich Wilhelms I., SK] glanzlos arbeitsames Wirken ward nicht minder *fruchtbar* für das deutsche Leben als die Waffentaten seines Großvaters“<sup>479</sup>. Zugleich erzeugt Ranke durch den Vergleich von Großvater und Enkel die Vorstellung einer sich kontinuierlich linear fortsetzenden Fruchtbarkeit der Hohenzollern<sup>480</sup>. Können preußische Handlungen oder Haltungen ausnahmsweise einmal nicht mit Entschlussfreudigkeit oder nachhaltigen Erfolgen verbunden

---

<sup>468</sup> PG II, S. 150.

<sup>469</sup> Die ‚Eroberung‘ Schlesiens gestaltet Ranke nach dem Muster „Halb zog sie ihn, halb sank‘ er hin“, wenn er konstatiert: „Nicht allein auf Eroberung, sondern zugleich auf Abfall beruhte die Besitzergreifung von Schlesien. [...] Als Brandenburg stark genug geworden war, sein Recht zurückzufordern, und endlich auch das Herz dazu faßte, ging der größere Theil von Schlesien zu ihm über; die Militärische Aufstellung und Macht erweckte das Zutrauen der bisher Bedrückten; die Unterstützung die sie leisteten bahnte wieder den Weg zum Siege.“; vgl. PG II, S. 171. Anders aber als in Goethes Ballade „Der Fischer“ (1779), aus der das oben angeführte Zitat entstammt, führt die von beiden Teilen gewünschte Vereinigung nicht zum Untergang des einen Teils bzw. zum Eingang in ein jenseitiges Paradies, sondern zu (nahezu) paradiesischen Zuständen im Diesseits – aus einer beiderseitig gewollten Vereinigung, aus einer fruchtbaren Allianz entsteht so wiederum Zukunft bzw. ‚Geschichte‘.

<sup>470</sup> Insbesondere in religiöser Hinsicht. PG II, S. 170; Hervorhebung SK.

<sup>471</sup> PP IV 1, S. 5.

<sup>472</sup> PP IV 1, S. 5.

<sup>473</sup> PP IV 1, S. 5.

<sup>474</sup> PP IV 1, S. 5.

<sup>475</sup> PP IV 1, S. 5.

<sup>476</sup> PP IV 3, S. 161.

<sup>477</sup> PP IV 3, S. 161; Hervorhebung SK.

<sup>478</sup> DG I, S. 31.

<sup>479</sup> DG I, S. 36.

<sup>480</sup> Eine Kontinuität, die freilich nur durch die Ausklammerung von König Friedrich I. hergestellt wird.

werden, bemüht Treitschke sich zu betonen, dass Preußen nur „scheinbar“ eine „unfruchtbare[] Haltung“<sup>481</sup> vertreten habe.

### *Entwicklung, Bewegung, Kontinuität*

Preußen wird mit *Bewegung* in Verbindung gebracht: es kann Auslöser von Bewegung und Wandel sein oder aber sich selbst bewegen, entwickeln, flexibel sein. Hierbei ist entscheidend, dass ‚Bewegung‘ nicht beliebig, sondern stets (*ziel*)gerichtet, *bewusst, vernünftig und sittlich geleitet* ist. Preußische Bewegungen können auch einmal zu einem Ausgangspunkt zurückführen, nichtsdestotrotz wohnt ihnen aber in der Regel eine *Zielgerichtetheit* inne: Zukunft, Weiterentwicklung und Wachstum (in gewissen Grenzen) sind die Richtungen, die Preußen nimmt. Die Darstellungen der Historiker verbleiben dabei immer innerhalb gewisser Schranken: Flexibilität bedeutet nicht Beliebigkeit, Wandel nicht Unbeständigkeit, Bewegung nicht Raserei. Preußische Bewegung, Wandel und Veränderung sind maßvoll und kontrolliert, zugleich rückgebunden an Tradition und Herkommen. Selbstkontrolle, die Fähigkeit zum Maßhalten, Ausgewogenheit sind wichtige Elemente in den Darstellungen preußischer Bewegungen. Die Historiker erstellen in den Beschreibungen Preußens und seiner Akteure gewissermaßen selbstreferentielle Verweisketten und greifen auf diese zurück: der Zuschreibung eines Attributs sind gleichsam alle weiteren Attribute inhärent, eine maßvoll sich bewegende Figur beinhaltet gewissermaßen zugleich Selbstständigkeit und Vernunft.

Der Eindruck von preußischer Entwicklung und Fortschritt wird unter anderem durch das Einflechten kleiner Bildungs- oder Entwicklungsgeschichten preußischer Protagonisten in die Historiographien hervorgerufen. Ranke verdeutlicht Friedrichs II. charakterlichen Reifungsprozess anhand von Veränderungen in dessen kriegerisch-militärischer Haltung nach dem Einfall in Schlesien. Ranke beschreibt Friedrich II. zunächst noch als unbalanciert: der junge Monarch sei zwischen zwei gegensätzlichen inneren Richtungen hin und her gerissen gewesen. Diese zwei unterschiedlichen verkörpert Ranke in den Figuren des Grafen Kurt von Schwerin<sup>482</sup> und des Grafen Leopold von Dessau<sup>483</sup>. Ranke stellt die beiden Generäle, zwischen denen „ein merkwürdiger Gegensatz ob[waltet]“<sup>484</sup> habe, einander ausdrücklich gegenüber:

Der alte Fürst [von Dessau; SK] [...] alle äußere Bildung verschmähend, durchaus Militär vom Fach, sparsam in seinem Haushalt, nie seinen Vortheil vergessend; – der Graf Schwerin ein Mann von allgemeiner Bildung, Geist und Gemüthlichkeit; eines

<sup>481</sup> Beide Zitate DG III, S. 36.

<sup>482</sup> Kurt Christoph Graf von Schwerin (1684-1757), preußischer Generalfeldmarschall.

<sup>483</sup> Leopold I., Fürst von Anhalt-Dessau, genannt: „*Der Alte Dessauer*“ (1676-1747), preußischer Generalfeldmarschall.

<sup>484</sup> PG II, S. 220.



heitern und selbst sinnlichen Lebensgenusses bedürftig und gewohnt; immer von häuslichen Unordnungen und Schulden bedrängt; aber dabei von positiv religiöser Überzeugung, aus dem Grunde seiner Seele der vollkommensten Selbstvergessenheit, des freiesten moralischen Schwunges fähig. [...] Jener faßt die Dinge nach den verschiedenen praktischen Möglichkeiten auf, die sie eröffnen, dieser nach dem allgemeinen Eindruck, den sie machen, zuweilen mit Ungeduld und Besorgniß, öfter mit allzulebhafter [sic!] Hoffnung.<sup>485</sup>

Schwerins kühne Erwartungen, feurige Kriegslust und Zuversicht auf schnellen militärischen Erfolg verbindet Ranke hier mit Genussfähigkeit, Selbstvergessenheit und Freigebigkeit, wenn nicht gar Verschwendung. Dagegen verknüpft er den Realitäten und Tatsachen ins Auge fassenden praktischen Ansatz des Dessauers mit Sparsamkeit und Sammlung der Kräfte.

Die Gegensätzlichkeit der beiden Figuren zeigt sich auch in ihren Einschätzungen hinsichtlich der militärischen Lage in Schlesien. So sei Friedrich zu Beginn des Ersten Schlesischen Krieges von der „Zuversicht“<sup>486</sup> seines Oberbefehlshabers in Schlesien, Schwerin, „zu den kühnsten Erwartungen“<sup>487</sup> fortgerissen worden, während der Dessauer diese Zuversicht mit einer realistischeren Sicht der Dinge zu dämpfen versucht habe<sup>488</sup>: „Vornehmlich erklärte er [Graf Leopold von Dessau, SK] sich gegen die *weitläufige* Aufstellung Schwerins [...]; in jedem seiner Briefe ermahnt er den König zur *Sammlung seiner Kräfte*.“<sup>489</sup> Die Warnungen des Dessauers verhallen jedoch im Wind, bis die Realität selbst Friedrich einholt: nur knapp sei der König einem Überraschungsangriff österreichischer Husaren bei Wartha entkommen. Dies Ereignis hätte, so Ranke, Friedrich von der feurigen Kriegslust des Grafen Schwerin wieder mehr zu den warnenden Gedanken Leopolds von Dessau geführt:

Dies Ereigniß [bei Wartha, SK] [...] war aber in seiner nackten Wahrheit ernst und bedeutend genug, um den König auf sich aufmerksam zu machen. Er klagte sich gleich damals der Unvorsichtigkeit an, und gab den Warnungen des alten Dessauers, der sie auf das dringendste wiederholte, mehr Gehör; seine ganze Stellung faßte er mit minderer Zuversichtlichkeit ins Auge.<sup>490</sup>

Zwischen vorsichtigem Abwägen und kühnem Drauflosstürzen gilt es also stets die richtige Balance zu halten – ein Weg, den Friedrich sehr anschaulich dann eben genau *zwischen* seinen beiden Feldmarschällen geht: „Der König hatte etwas von dem einen und von dem andern. *Zwischen ihnen* – und nicht unzutraglich war ihm ihre entgegengesetzte Einwirkung – sollte sein eigenes Selbst emporstreben und reifen.“<sup>491</sup> Die Schlacht von Mollwitz habe Preußen nur gewonnen, weil es Kühnheit und Standhaftigkeit zugleich bewiesen habe: „Doch

---

<sup>485</sup> PG II, S. 220f.

<sup>486</sup> PG II, S. 217.

<sup>487</sup> PG II, S. 218.

<sup>488</sup> PG II, S. 218.

<sup>489</sup> PG II, S. 220; Hervorhebung SK.

<sup>490</sup> PG II, S. 224.

<sup>491</sup> PG II, S. 221; Hervorhebung SK.

war es *noch nicht genug*, daß man sich *nur* vertheidigte und den Feind zurückwies. Zu einer letzten Entscheidung war der *Kriegseifer und Siegesdurst Schwerins nicht minder nothwendig*, als die anhaltische Standhaftigkeit.<sup>492</sup> Liest man die hier anklingende Bewegungsmetaphorik mit, dann erscheint der preußische Sieg ebenfalls in einer Ausgewogenheit – von Vorwärtsdrängen und Stellung halten – begründet. Die von Friedrich am Ende gefundene Balance symbolisiert Ranke dann über das Stilmittel der Parallelisierung in der indirekten Wiedergabe der königlichen Korrespondenz: „Nun aber stehe er für alles gut, schrieb er *dem einen*; jetzt habe er keine Unruhe weiter, *dem andern* seiner Feldmarschälle.“<sup>493</sup>

Ranke schildert diese ‚Bildungsgeschichte‘ Friedrichs sehr ausführlich und behandelt zum einen das Thema der realistischen Weltsicht als Grundlage erfolgreichen Handelns. Zum anderen ist das Thema der Entwicklung deutlich auszumachen, das in diesem Fall dem Schema These-Antithese-Synthese folgt: zunächst Friedrichs einseitiges Folgen der Schwerinschen Richtung bis es fast zur Katastrophe kommt, dann die durch den Schock gewonnene Einsicht des ‚Helden‘ und die Umkehr auf den richtigen Weg. Ähnlich aufgebaute Erzählmuster finden sich immer wieder in den Erzählungen der Historiker<sup>494</sup>.

Auch Droysen hebt, einleitend zur Regierungsgeschichte Friedrichs II., mit Hilfe von Bewegungsmetaphern die stete Kontinuität der preußischen Entwicklung hervor:

Eine Bewegung, die sich rastlos vollzieht, wenn auch oft in langsamen Pulsen, oft unverstanden, verläugnet, da und dort gewaltsamen Hemmungen weichend, als werde Schein, Willkühr, Lüge für immer statt der Wahrheit der Dinge sein. Bis dann von deren Ahnung ergriffen, mächtiges Wollen, Kühnheit des Gedankens und der That die Hemmnisse sprengt, den aufgehäuften Wust durchreißt, das Todte zu den Todten werfend Raum schafft, daß das Neue sich gestalte.<sup>495</sup>

Diese preußische Bewegung sei mit dem Regierungsantritt Friedrichs II. vollkommen freigesetzt worden und habe damit globale Bedeutung gewonnen – nicht nur der Beginn „eine[r] neue[n] Epoche“<sup>496</sup> korrespondiere mit dem Thronwechsel in Preußen, sondern noch grundlegendere, ja die gesamte Weltgeschichte und die Welt selbst umwälzende Entwicklungen:

---

<sup>492</sup> PG II, S. 243; Hervorhebung SK. Graf Leopold von Dessau selbst war an der Schlacht zwar gar nicht beteiligt; Ranke integriert aber die Eigenschaften des Grafen über die explizite Erwähnung seines Sohnes: „Es war der Triumph der von dem alten Dessauer mit so beharrlicher Anstrengung durchgeführten Übungen; sein ihm in Sinnesweise und militärischer Tüchtigkeit verwandter Sohn commandirte das zweite Treffen mit Geistesgegenwart und Nachdruck; vor diesen Neulingen konnten die alten Regimenter, zumal da sie nur mangelhaft zusammengesetzt waren, nicht bestehen.“ (PG II, S. 243). Mit dem erwähnten Sohn meinte Ranke wohl den Erbprinzen von Dessau, Leopold Maximilian (1700-1751).

<sup>493</sup> PG II, S. 228; Hervorhebung SK.

<sup>494</sup> Vgl. Kap. III.1.

<sup>495</sup> PP V 1, S. 5.

<sup>496</sup> PP V 1, S. 5.

Mit einem großen politischen Act, einem Schlage unerhörter Art beginnend, setzt die neue Bewegung ein, die, einmal im Rollen, sich in immer tiefere Schichten hinab, in immer weitere Fernen hinaus fortsetzt, in immer neuen Entfesselungen und Erhebungen, in immer neuen Erschütterungen, endlich den wildesten, sich steigernd, den Wust von Jahrhunderten abzuthun, um aus neuen Gedanken in neuen Formen eine neue Welt aufzubauen.

Der friedericianischen Zeit folgt die Washingtons, die der französischen Revolution.<sup>497</sup>

Preußen und Friedrich II. werden bei Droysen zum archimedischen Punkt<sup>498</sup>, von dem aus sich die Welt aus den Angeln heben lässt. Zudem betont der Historiker die *Nachhaltigkeit und Dauerhaftigkeit* von Friedrichs Handlungen, wenn er ein Ursache-Wirkungsverhältnis zwischen seiner Regierung, der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und der französischen Revolution reklamiert<sup>499</sup>. Der Regierungsantritt des jungen Königs Friedrich II. wird somit zum Ausgang einer Umbruchbewegung erklärt, die nicht nur veränderte monarchische Regierungsformen wie den aufgeklärten Absolutismus, sondern auch bürgerlich-revolutionäre Emanzipationsbestrebungen umfasst und letztere durch die Einbindung in eine lineare Geschichte historisch legitimiert. Die von Droysen hier verwendeten Metaphernsysteme organischer Herkunft wie tektonische Verschiebungen tragen zur Legitimierung dieser Emanzipationsbestrebungen und historischen Entwicklungen bei, indem sie politische Umbruchprozesse naturalisieren.

Beim Übergang von der Regierung Friedrichs I. zu der seines Sohnes Friedrich Wilhelm I. zwei Bände zuvor<sup>500</sup>, nutzt Droysen ebenfalls Bewegungsmetaphern, um die beiden Herrscher antagonistisch und hierarchisch zugleich zu positionieren. So sei die preußische Macht unter Friedrich I. passiv und, gemessen an anderen Staaten, langsam und unbeweglich gewesen, habe „sich mehr und mehr zur Seite schieben, sich schon auch von Kursachsen, von Hannover überholen“<sup>501</sup> lassen. Auch der König selbst sei nicht aus sich heraus aktiv gewesen, sondern, ebenfalls passiv, „ein Spielball in der Hand derer, die seine Gunst suchten, um seine

---

<sup>497</sup> PP V 1, S. 5.

<sup>498</sup> „Und wo war der Punkt, in dem sich die treibenden Elemente, die zerstreute Bewegung vereinigen, wo die Maschine, durch die sie wirken, mit der sie diese Welt von Verkommenheiten und Unmöglichkeiten aus den Angeln heben sollten?“; PP V 1, S. 4f.

<sup>499</sup> Ohne diese „Folgerihe“ erstens Friedrich als Absicht zuzuschreiben, zweitens als Historiker zu betrachten: „Ein Anderes ist die Folgerihe von Wirkungen, zu denen dieser großen Fürst den Anstoß gegeben hat, ein Anderes, was er gewollt und gethan, wie er es gethan. Nur dieß gehört der preußischen Geschichte.“; PP V 1, S. 5.

<sup>500</sup> Den Quellenband zur Geschichte Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I. einmal ausgenommen.

<sup>501</sup> PP IV 2, S. 4.

Großmuth und Schwäche auszubeuten“<sup>502</sup>. „Endlich einmal“<sup>503</sup> habe der König erkannt, „daß nicht Alles auf gutem Wege sei“<sup>504</sup>:

er gab dem Kronprinzen Antheil an den Geschäften, er ließ ihn einzelne Aenderungen einleiten. Sie waren nach des Kronprinzen harter und rücksichtsloser Art; sie widersprachen der Gewöhnung und den Empfindungen des Vaters; mit jedem Schritt weiter wurde er mißmuthiger, misstrauischer; *dann hielt er ganz inne*. Die alten Schäden, nur obenhin berührt, nur aufgestört, wucherten um so üppiger weiter.<sup>505</sup>

In dem Moment, wo der König seinen Thronfolger an der Politik beteiligt, macht sich sofort ein Wandel („Aenderungen“) bemerkbar, doch hätten diese den an das Alte gewöhnten Vater gestört und er habe die eingeleitete Bewegung wieder gestoppt („hielt er ganz inne“). Sobald aber sein Nachfolger, den Droysen im Gegensatz zu seinem großmütigen und schwachen Vater als willensstark beschreibt, das Steuer der Regierung ergriffen habe, sei wieder Bewegung in die Sache gekommen: „Sofort sollte sich zeigen, daß er [Friedrich Wilhelm I., SK] den Willen und die Kraft habe, *Wandel zu schaffen*.“<sup>506</sup> Bewegung und Veränderung werden hier positiv bewertet gegenüber dem Stillstand der väterlichen Regierung.

Erscheint Friedrich Wilhelm I. so in Abgrenzung von seinem Vater als beweglicher, fehlt ihm im Vergleich zu seinem Nachfolger dann aber das gewisse Etwas, das die Staatsmaschine unter Friedrich II. in Bewegung setzt: „Der Körper des Staates, sein Mechanismus, seine Regel und Form war da; ein kunstvolles Wert wie jenes Thonbild des Pygmalion. Es fehlte, was dieser König [Friedrich Wilhelm I., SK] ihm nicht geben konnte, der prometheische Funke.“<sup>507</sup> In dieser stetigen Steigerung von Herrscher zu Herrscher wird die Droysens Darstellung zugrunde liegende Vorstellung einer linear fortschreitenden Entwicklung sichtbar. Zugleich aber erscheint an anderer Stelle Friedrich Wilhelms I. außenpolitische *Unbeweglichkeit* und Festigkeit im Vergleich mit dem chaotischen Kriegstreiben der nicht-preußischen Staaten positiv:

Und so ganz ohne Wirkung war es auch bisher nicht, daß Preußen in Mitten des Gewirres der großen Politik zwischen dem Osten und dem Westen mit seiner Kriegsmacht *fest und geschlossen, auf sich selber ruhend, dastand*. [...] Auch die nicht Wollenden mußten inne werden, daß dieß Preußen Friedrich Wilhelm's I. nicht mehr gleich den andern deutschen Territorien in den Strömungen und Gegenströmungen der großen Politik wie ein Stück Treibeis sei, sondern *feststehe* und die Brandung von hüben und drüben aushalte.<sup>508</sup>

---

<sup>502</sup> PP IV 2, S. 4.

<sup>503</sup> PP IV 2, S. 6.

<sup>504</sup> PP IV 2, S. 6.

<sup>505</sup> PP IV 2, S. 6; Hervorhebung SK.

<sup>506</sup> PP IV 2, S. 7; Hervorhebung SK.

<sup>507</sup> PP IV 3, S. 428.

<sup>508</sup> PP IV 3, S. 427f.; Hervorhebung SK.

Diese Beispiele zeigen die Flexibilität von Metaphernsystemen, die in ihrer Funktion nicht starr und festgelegt sind: zum einen dienen sie zur Abgrenzung Preußens von anderen Staaten. Zum anderen kann der Historiker sie auch zur Binnendifferenzierung innerhalb des preußischen Herrscherhauses einsetzen und so verschiedenartige Herrscherfiguren voneinander absetzen und hierarchisch bewerten: Gegenüber seinem Vater wird der Soldatenkönig als beweglich dargestellt, gegenüber seinem Nachfolger wiederum als uninspiriert. Zudem ist auffällig, dass die Bewegungsmetaphern zur Binnendifferenzierung bei der Darstellung von Regierungswechseln eingesetzt werden: Vorstellungen von biologischen Wachstumsprozessen stützen diese Metaphernverwendung, und lassen den Wechsel von alt zu neu, vom alten, unbeweglichen zum neuen, jungen, beweglicheren Herrscher als organische Entwicklung erscheinen.

Auch Treitschke verknüpft in seinen Beschreibungen preußischer Herrscherfiguren Metaphern von Bewegung, Entwicklung und aktiver Männlichkeit mit dem Zustand des Staatswesens. Ein passiver Herrscher scheint Passivität und Stillstand im Staat zu verursachen: „Noch einmal stürzte der Staat der Hohenzollern von seiner kaum errungenen Machtstellung herab; er trieb dem Untergange entgegen, solange Johann Sigismunds Nachfolger Georg Wilhelm aus matten Augen schläfrig in die Welt blickte.“<sup>509</sup>

Zugleich fügt Treitschke den passiven Georg Wilhelm und den prekären Zustand Preußens zu dessen Regierungszeit nach dem Motto „aller Anfang ist schwer“ in eine letztendlich erfolgreiche Geschichte ein: die *Kontinuität preußischer Entwicklungen* ist ein wichtiges Beschreibungselement, das seinerseits wiederum auf Zukunftsorientierung und Verlässlichkeit verweist – Elemente, die wir im nächsten Unterkapitel unter den Stichworten „Identität und Festigkeit“ noch weiter in den Blick nehmen werden. Treitschke betont wiederholt das kontinuierliche Fortschreiten des preußischen Staatswesens:

seit Friedrich Wilhelm I. arbeitete eine durchdachte Agrargesetzgebung an der Entfesselung des Landvolkes. [...] stetig und unaufhaltsam hat sich der König seinem Ziele angenähert. [...] Die Reformen Steins und Hardenbergs konnten nur darum einen so durchschlagenden Erfolg erringen, weil sie vorbereitet waren durch die Gesetzgebung dreier Menschenalter.<sup>510</sup>

Der Historiker begründet Diskontinuitäten –

[d]er unfertige Staat enthielt in sich die Keime vielseitigen Lebens und vermochte doch mit seiner geringen Macht fast niemals, allen seinen Aufgaben zugleich zu genügen; seine Fürsten haben das Werk ihrer Väter selten in gerader Linie

---

<sup>509</sup> DG I, S. 27.

<sup>510</sup> DG I, S. 43.

weitergeführt, sondern der Nachfolger trat immer in die Bresche ein, welche der Vorgänger offen gelassen<sup>511</sup>

– oder hebt diese durch einen Perspektivwechsel von der Mikro- hin zur Makroebene sogar argumentativ auf: „Zeiten der Erstarrung und Ermattung blieben dem preußischen Staate so wenig erspart wie anderen Völkern [...]. *Wer längere Zeiträume ruhig überblickt, kann gleichwohl das stetige Fortschreiten der Monarchie zur Staatseinheit und Rechtsgleichheit nicht verkennen.*“<sup>512</sup>

Eine andere Art, Kontinuität herzustellen, erfolgt über die Zuschreibung ähnlicher Charaktermerkmale. Dies geschieht quasi implizit, indem Figuren über dieselben Attribuierungen charakterisiert werden. Treitschke schreibt den Hohenzollern explizit eine Art politischer Familienähnlichkeit zu, die der Historiker allerdings dem Verdacht von Eintönigkeit und Nicht-Entwicklung (womöglich gar Degeneration) sogleich durch Abgrenzung von der geistlosen Gleichheit der Habsburger entzieht:

Wie die Bilder der Hohenzollern zwar nicht die geistlos eintönige Gleichheit habsburgischer Fürstenköpfe, doch einen unverkennbaren Familienzug zeigen, so auch ihr politischer Charakter. Alle, die großen, wie die schwachen, die geistreichen wie die beschränkten, bekunden mit seltenen Ausnahmen einen nüchtern verständigen Sinn für die harten Wirklichkeiten des Lebens, der nicht verschmäht, im kleinen groß zu sein, und alle denken hoch von ihrer Fürstenpflicht.<sup>513</sup>

In diesem Zitat zeigt sich, wie Treitschke Elemente von Individualität und Diversität – „die großen, wie die schwachen, die geistreichen wie die beschränkten“<sup>514</sup> – vereint mit Zuschreibungen von Kontinuität über Zeit und Personen hinweg: bei aller individueller Verschiedenheit nämlich, die die Hohenzollern auszeichne, könne man sich auf ihr Pflichtgefühl und auf ihre realistische Weltsicht verlassen.

Auch Droysen betont, wie gezeigt, Unterschiede zwischen Vätern und Söhnen, hebt aber ebenso gute Vater-Sohn-Beziehungen und damit Kontinuität hervor, bspw. wenn er die Reaktionen der ‚Welt‘ und des Kronprinzen beim Tode des Soldatenkönigs kontrastiert:

Es mag am Hofe und im Lande *Wenige* gegeben haben, die um ihn [Friedrich Wilhelm I., SK] trauerten, *Wenige* [...], die sich nicht nach dem Wechsel geseht hätten. Die strenge Ordnung, die Härte, Knappheit, Eigenwilligkeit seines Regiments, der Zwang [...] hatte *Alle* gebunden und *Jeden* gedrückt. [...] *Alle Hoffnung* hatte sich [...] auf den Kronprinzen gerichtet. [...] Der *allgemeine Jubel*, unendliche Erwartung begrüßte seinen Regierungsantritt. Auch er [Friedrich II., SK], meinten *Viele*, werde sich wie aus einem Kerker befreit fühlen.

---

<sup>511</sup> DG I, S. 35.

<sup>512</sup> DG I, S. 43f.; Hervorhebung SK.

<sup>513</sup> DG I, S. 44.

<sup>514</sup> DG I, S. 44.

*Ihn* hatte der Tod des Vaters erschüttert.<sup>515</sup>

Gegen das allgemeine Gefühl einer anonymen Masse setzt Droysen nachdrücklich die Einzigartigkeit der Vater-Sohn-Beziehung. Die hierauf folgende Beschreibung der ersten Regierungstage des neuen Königs scheint dann zunächst wiederum auf eine Entgegensetzung von Vater und Sohn hinauszulaufen: „In Allem schien – geflissentlich, so mochten die Klugen meinen – das dem bisherigen System Entgegengesetzte zu geschehen.“<sup>516</sup> Aber, wie Droysen im darauf folgenden Absatz betont, eine Revision des väterlichen Werkes oder gar dessen Abbau finden bei weitem nicht statt: „Dieser Bau, an dem der Vater treu und rastlos sein Lebelang gearbeitet, stand fest und fertig in sich da; aber er war bisher unscheinbar und schmucklos, schien denen, die darin wohnten, düster und kasernenhaft. Der junge König eilte, Luft und Licht und heitere Wohnlichkeit zu schaffen.“<sup>517</sup> Wiederum betont der Historiker die natürliche, organische (Weiter)Entwicklung; zugleich stellt er gerade die Andersartigkeit zwischen altem und neuem Herrscher wiederum als Ausgangspunkt von Entwicklung dar.

Verschiedenheit, Unterschiedlichkeit, Diversität werden in diesen Erzählungen also verschränkt mit Vorstellungen von Entwicklung und Fortschritt: die selbstständige, eigenverantwortliche Persönlichkeit, die ihre Individualität in den Dienst einer höheren Aufgabe stellt und dennoch bewahrt, wird also zum Ausgangspunkt für ‚Geschichte‘ im Sinne einer kontinuierlich sich fortsetzenden Bewegung. Der Trieb zum Fortschreiten ist im Kern der „Persönlichkeit“ eingeschlossen; wo eine solche eigenständige Persönlichkeit fehlt, Antriebe und Anreize für Bewegung nur von außen kommen, kann Entwicklung allenfalls punktuell und zeitlich begrenzt stattfinden: mit Beendigung des Reizes wird auch die Bewegung stoppen.

### *Identität*

Neben der Evozierung von Linearität und der damit verknüpften Vorstellung gerichteter Bewegung liegt ein weiterer Effekt dieser Kontinuitätsbetonungen aber auch darin, Festigkeit zu betonen und Kontingenz zu negieren – kurz: Identität herzustellen. Identität ist nun aber nach Ricoeur<sup>518</sup> nicht nur als Ipseität auf das Subjekt selbst bezogen, sondern beinhaltet auch eine „alteritäre und soziale Funktion“<sup>519</sup>: Identität verbürge „Beständigkeit und das heißt soziale Verlässlichkeit“<sup>520</sup>. Die preußische Geschichte wird von den Historikern durch die Betonung der Kontinuität bzw. der Identität als nur streckenweise und partiell kontingente

<sup>515</sup> PP V 1, S. 41f; Hervorhebung SK.

<sup>516</sup> PP V 1, S. 45.

<sup>517</sup> PP V 1, S. 45.

<sup>518</sup> Paul Ricoeur, *Das Selbst als ein Anderer* (= *Übergänge*, 26), München 1996.

<sup>519</sup> Müller-Funk, *Kultur*, S. 274.

<sup>520</sup> Müller-Funk, *Kultur*.

dargestellt und interpretiert: über das vereinheitlichende Wesen und Wirken ihrer Herrscherfiguren erhält sie kontinuierliche Elemente, die eine organische, natürliche, harmonische Entwicklung begründen sollen.<sup>521</sup> Folgt man Ricoeur in der Annahme einer durch eine feste Identität verbürgten Kontinuität, so beinhaltet die Zuschreibung einer solchen Identität neben der darin enthaltenen Zukunftsorientierung zugleich eine gesellschaftlich-politisch bedeutsame Komponente: die über die Zuschreibung von Identität ‚garantierte‘ Beständigkeit eines Staatswesens erlaubt dessen Angehörigen Vertrauen in die Zukunft, bürgt für deren Sicherheit und für eine gewisse Berechenbarkeit der Zustände. Innerhalb der hier untersuchten nationalen Geschichtsschreibungen sind feste und beständige Identitäten für Preußen und seine Vertreter reserviert. Eine zentrale Botschaft der historischen Erzählungen lautet somit: auf Preußen kann man vertrauen, mit diesem Staat kann man rechnen, auf diesen Staat kann man (Zukunft) bauen.

Das wird sichtbar, wenn man den Blick wieder auf den oben bereits skizzierten Vergleich mit Österreich lenkt, mit dessen Hilfe Ranke, Droysen und Treitschke ‚Identität‘ entwarfen. Vor allem Ranke nutzt den Vergleich zwischen preußischer Beständigkeit und österreichischer Wechselhaftigkeit auf subtile und zugleich markante Weise: Friedrichs Verlobung mit Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern wird auf Seite 340 des ersten Bandes der *Preußischen Geschichte* vollzogen (10. März 1731), eine Verbindung im Sinne und zu Gunsten Österreichs<sup>522</sup>. Die verwickelte Heiratsgeschichte des Kronprinzen Friedrich scheint hiermit beendet<sup>523</sup>, es folgen sechsunddreißig Seiten außenpolitische Erörterungen. Für den Leser ganz überraschend, kommt Ranke dann aber nochmals auf das Thema von Friedrichs Heirat zu sprechen. Im Sommer 1733 habe die „von dem österreichischen Hofe früher so eifrig unterstützte Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin von Bevern“<sup>524</sup> angestanden, die preußischen Untertanen seien von den Feierlichkeiten unterrichtet gewesen, das Fest ausgerichtet, die Eltern des Bräutigams „schon daselbst [am Ort des Festes, Schloss Salzdahlum, SK] angekommen“<sup>525</sup>. Alle beteiligten Personen hätten sich also vor Ort und in Heiratsbereitschaft befunden, da habe der österreichische Gesandte Seckendorf in letzter Sekunde den Befehl erhalten, „der Sache so möglich noch eine andere Wendung zu

<sup>521</sup> Chaos und Kontingenz sind in Treitschkes Preußen einzig unter Friedrich Wilhelm IV. anzutreffen: hier setzt sich die ‚Familienähnlichkeit‘ nicht fort; vgl. unten Kap. III.3.

<sup>522</sup> PG I, S. 335f.: „es ist kein Zweifel, daß die österreichische Politik [...] den Absichten des Königs diese Richtung zu geben gesucht hat.“; sh. auch S. 342.

<sup>523</sup> „Zwischen den Stürmen, die nun ausgetobt, und dem Antritt seiner Regierung war ihm [Friedrich, SK] noch eine geraume Zeit vergönnt“; PG I, S. 342.

<sup>524</sup> PG I, S. 376.

<sup>525</sup> PG I, S. 376.



geben.“<sup>526</sup> Nochmals betont Ranke, wie „*erst*“<sup>527</sup> der österreichische Hof gegen eine Verbindung Preußens mit England gewesen, „*jetzt*, da er [...] mit England wie mit Preußen wieder gut stand“<sup>528</sup> es ihm aber für sich selbst „vortheilhaft“<sup>529</sup> erschienen sei, „die beiden Mächte [Preußen und England, SK], zunächst die beiden Familien wiederzuvereinigen.“<sup>530</sup> Und so habe Seckendorf am Hochzeitsmorgen dem noch im Bett liegenden König „mit lächelnder Miene“<sup>531</sup> angetragen, „nun doch seinen Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin zu vermählen [...], wogegen die Braut desselben mit dem Prinzen von Wales verlobt werden könne.“<sup>532</sup> Seckendorf macht hier lächelnd gute Miene zum bösen Spiel; dem Leser aber erscheint dieser österreichische Vorschlag, auf Grund der von Ranke schon eingehend beschriebenen Irrungen und Wirrungen rund um das preußisch-englische Heiratsprojekt<sup>533</sup> als unmoralisches Angebot. Die Reaktion des preußischen Königs auf diesen unanständigen Vorschlag sei aber mustergültig ruhig und besonnen gewesen:

Der König hörte Seckendorf ruhig an; er ließ ihn das Schreiben [...] vorlesen; er gerieth auch dann in keine Aufwallung; aber er erklärte mit der größten Entschiedenheit, an eine Sache, wie diese, lasse sich nicht denken, sie sei wohl von seinen Feinden ausgesonnen, um ihn in der Welt als einen *wankelmüthigen Mann* ohne Ehre vorzustellen, aber er wolle diesen Schandfleck nicht haben, noch wider sein Gewissen handeln. Ohne alle Zögerung [...] ward das verlobte Paar [...] eingesegnet.<sup>534</sup>

Ranke beschreibt Österreich als gewissen- und ehrlosen Staat, der allein nach dem Gebot des augenblicklichen Interesses vorgehend, die Annullierung einer schon öffentlich gemachten Vermählung gewissermaßen noch vor dem Traualtar zu stoppen versucht. Während Österreich zwischen Befürwortung und Ablehnung der Heiratskandidatin des preußischen Prinzen schwankt und je nach Gunst des politisch-diplomatischen Augenblicks die eine oder andere Richtung einnimmt, erscheint Friedrich Wilhelm I. nunmehr als ruhiger, standhafter, ehren- und gewissenhaft handelnder Fürst, der seine Entscheidung nach sorgfältiger Abwägung getroffen hat<sup>535</sup> und durch kurzfristige politische Wetteränderungen nicht davon abzubringen ist. Die Schilderung dieser nochmaligen Irritationen angesichts der Heirat des preußischen Thronfolgers dient Ranke erzählerisch dazu, die veränderte politische Haltung

---

<sup>526</sup> PG I, S. 376.

<sup>527</sup> PG I, S. 376; Hervorhebung SK.

<sup>528</sup> PG I, S. 376; Hervorhebung SK.

<sup>529</sup> PG I, S. 376.

<sup>530</sup> PG I, S. 376f.

<sup>531</sup> PG I, S. 377.

<sup>532</sup> PG I, S. 377.

<sup>533</sup> Vgl. unten in Kap. III.1 die detaillierte Analyse dieser Heiratswirren.

<sup>534</sup> PG I, S. 377f.; Hervorhebung SK.

<sup>535</sup> Die Überlegungen Friedrich Wilhelms zur geeigneten Heiratskandidatin nach dem Fluchtversuch Friedrichs und dem Scheitern der englisch-preußischen Heiratspläne nehmen acht Seiten ein, vgl. PG I, S. 333-340.

Friedrich Wilhelms I. gegenüber Österreich zu erklären: „In dem König aber [...] entstand hierüber eine nicht geringe Entfremdung; dieser persönlichen Verletzung bedurfte es nur noch eben, um in ihm das Bewußtsein seiner eigenen Interessen [...] zu erwecken“<sup>536</sup>. Im Leserbewusstsein aber verankert sich, neben dieser Erklärung für den politischen Stimmungswechsel Preußens, der Kontrast zwischen dem ehrenhaften, standfesten und zu seinem Wort stehenden Preußen und einem egoistisch-wankelmütigen Österreich.

Eine ähnliche Kontrastierung preußischer Beständigkeit und nicht-preußischer Wechselhaftigkeit findet sich in einer Textstelle, in der Ranke einen geradezu erzwungenen Wechsel der preußischen Bündnispolitik unter Friedrich Wilhelm I. von Österreich hin zu Frankreich den zum System erhobenen Bündniswechseln Frankreichs gegenüberstellt:

Es war nicht anders: gegen das Ende seiner Tage *mußte* er [Friedrich Wilhelm I., SK] noch einmal eine neue Wendung der Politik versuchen. Auf allen Seiten zurückgestoßen, von dem Kaiser mit französischen Waffen bedroht, entschloß er sich, den ein anderer Ausweg blieb ihm nicht übrig, sich eben an Frankreich zu wenden.<sup>537</sup>

Erst nachdem der preußische König von allen Seiten verlassen, von Österreich geradezu verraten worden sei, habe er in einer ansonsten ausweglosen Situation den Bündniswechsel als einzige ihm verbleibende Alternative gewählt, eine Entscheidung, die „ihm wie eine Nothwendigkeit des Schicksals auferlegt worden“<sup>538</sup> sei. Dagegen habe Frankreichs Minister Fleury bewusst und berechnend ein doppeltes Spiel gespielt<sup>539</sup>.

Auch aus Treitschkes Figurendarstellungen lässt sich das narrativ-erzählerische Angebot eines ‚Identitäts‘-Entwurfes ablesen, dass eine wahre Persönlichkeit – ein ‚echter‘ Mann – einen festen Kern in sich tragen, sich selbst treu bleiben und den Schicksalsschlägen seines Lebens gewachsen sein muss. Ein Beispiel hierfür ist Gneisenau<sup>540</sup>, dessen charakterliche Festigkeit Treitschke im Anschluss an die Schlacht von Belle-Alliance/Waterloo hervorhebt. Nach dem Sieg über die Franzosen sei für Gneisenau „ein böser Tag“<sup>541</sup> gekommen: er sei nämlich „der *eigentliche* Feldherr dieses Krieges gewesen“<sup>542</sup>, habe nun aber hören müssen, „wie die Verbündeten Wellington als den ersten Helden priesen, diesen Briten, der wohl auf dem Schlachtfelde hohe Umsicht und Ausdauer gezeigt, doch bei der Leitung des Feldzugs Fehler

<sup>536</sup> PG I, S. 378.

<sup>537</sup> PG I, S. 436; Hervorhebung SK.

<sup>538</sup> PG I, S. 439.

<sup>539</sup> PG I, S. 436f.: „Indem er scheinbar noch Schritte that, um die Seemächte zu seiner Abkunft mit Östreich herbeizuziehen, ließ er sich schon auf ganz entgegengesetzte Unterhandlungen ein. So war nun einmal die Politik der Zeit und besonders des Cardinals, der es liebte, indem er noch das angenommene System zu verfolgen schien, sich indessen in unterirdischen Hängen nach einer andern Seite hin fortzuarbeiten, wo er dann, wenn seine Zeit gekommen war, plötzlich mit unerwarteten Mitteln hervorbrach.“

<sup>540</sup> August Wilhelm Antonius Graf Neidhardt von Gneisenau (1760-1831), preußischer Generalfeldmarschall und Heeresreformer; als Blüchers Stabschef hatte er wesentlichen Anteil am Sieg bei Waterloo.

<sup>541</sup> DG I, S. 747.

<sup>542</sup> DG I, S. 747; Hervorhebung S.K.

auf Fehler gehäuft hatte.<sup>543</sup> Hierauf sei Gneisenau eine „tiefe Bitterkeit“<sup>544</sup> überkommen, „wenn er sein ruhmlos verborgenes Wirken, alle die so lange schweigsam ertragenen Kränkungen der letzten Jahre überdachte.“<sup>545</sup> Und nicht nur die „letzten Jahre“, nein, „von Kindesbeinen an“ „hatte das Schicksal mit ihm gespielt“<sup>546</sup>. Obwohl die Schilderung der Schicksalsschläge Gneisenaus immerhin eine halbe Seite in Anspruch nimmt – und so Dauer und Ausmaß der Kränkung anschaulich macht –, heißt es im anschließenden Absatz dann schon: „Der Unmut zog nur wie ein flüchtiges Gewölk über Gneisenaus freie Stirne hin. Noch an dem nämlichen 30. Juni [dem Tag seines Unmuts, SK] war der Held wieder ganz bei der Sache“<sup>547</sup>. Selbst angesichts solch einer lebenslangen Kränkung fasst sich der preußische Held schnell wieder und findet in der Hingabe an die „Sache“ seinen inneren Frieden.

Dagegen finden wir auf Seiten der Gegner Preußens Wechselhaftigkeit und unbeständigen Schein. So entwirft Treitschke, kurz bevor er Gneisenaus selbstloses Heldentum schildert, in dem französischen „Imperator“<sup>548</sup> ein eindrückliches Gegenbild. Napoleon habe in seinen letzten Tagen auf Elba die Möglichkeit eines ehrenvollen Gedenkens an sein übermenschliches Dasein selbst zerstört:

Dies titanische Leben nahm ein gaunerhaftes Ende. Mit wüstem Gezänk und der gewerbsmäßigen Verbreitung ungeheuerlicher Lügen füllte er seine letzten Jahre aus; er selber riß den Schleier hinweg von der bodenlosen Gemeinheit des Riesengeistes, der sich einst erdreistet hatte, der Welt den Fuß auf den Nacken zu legen.<sup>549</sup>

Anstatt wie ein wahrhaft großer Mann seine Niederlage und Verbannung in Würde zu ertragen, hätten bei dem Franzosen geänderte äußere Umstände und Schicksalswechsel gleichzeitig eine Änderung bzw. in Napoleons Fall ein Hervortreten des eigentlichen Charakters zur Folge gehabt: in der Schleiermetapher entblößt Napoleon sich als in seiner Gemeinheit kleinen „Riesengeist“, dem es an der Festigkeit mangelt, um im Sturm der Ereignisse inneren Halt und äußere Würde zu behalten.

Ähnlich unbeständig wie seinen Anführer beschreibt Treitschke das französische Heer nach der Niederlage bei Belle Alliance/Waterloo:

---

<sup>543</sup> DG I, S. 747.

<sup>544</sup> DG I, S. 747.

<sup>545</sup> DG I, S. 747.

<sup>546</sup> DG I, S. 747.

<sup>547</sup> DG I, S. 749. Ranke schildert ganz ähnlich, wie sein Sekretär Eichel kurz nach der Kaiserwahl (27. August 1745) angesichts seiner Nachdenklichkeit den Untergang des preußischen Königs gefürchtet habe, weist aber solche Besorgnisse zurück: „doch waren dies bloß *vorübergehende* Stimmungen, welche die Thätigkeit des Herrschers *keinen Augenblick* unterbrachen.“; PG III, S. 300; Hervorhebung SK. Wenig später, PG III, S. 321. vermerkt Ranke, wie Friedrich angesichts der österreichisch-sächsischen Rüstungen im Winter 1745 gegen ihn ein „Klage“ entschlüpft sei, knüpft aber S. 321f. sofort an: „aber in demselben Augenblick war er auch schon mit sich im Reinen, die Gefahr nicht zu erwarten, sondern [...] ihr mit kühnem Muthe entgegenzugehen.“

<sup>548</sup> DG I, S. 746.

<sup>549</sup> DG I, S. 746.

Niemals in aller Geschichte war ein tapferes Heer *so plötzlich* aus allen Fugen gewichen. Nach der übermenschlichen Anstrengung des Tages brach alle Kraft des Leibes und des Willens *mit einem Schlage* zusammen [...]. Entscheidend blieb doch, daß diesem Heere bei all seinem stürmischen Mute die sittliche Größe fehlte. Was hielt diese Meuterer zusammen? Allein der Glaube an ihren Helden. Nun dessen Glücksstern verbleichte, waren sie nichts mehr als eine zuchtlose Bande.<sup>550</sup>

In der Plötzlichkeit, mit der diese Gebilde – Napoleons Ruhm, die Tapferkeit des französischen Heeres – verschwinden, liegt das Wesen des Scheins, der eben deshalb so rasch verschwinden kann, weil er gar nicht wirklich *ist*. Alles Echte, Wahre, Gewachsene dagegen würde Spuren hinterlassen und nicht ‚einfach so‘ weggeblasen werden können<sup>551</sup>. Ähnlich flüchtig und wechselhaft beschreibt Ranke den französischen Kardinal Fleury: „Es ist beinahe schmerzlich wahrzunehmen, wie Cardinal Fleury am Ende eines durch mannigfaltige Erfolge ausgezeichneten politischen Lebens, als dieser ihm fehlte, sich gleichsam wegwarf um den Frieden zu suchen.“<sup>552</sup> Wo die französische Armee Napoleon verlässt, als sein Glücksstern ihm nicht mehr hold ist, habe sich Fleury quasi selbst im Stich gelassen, sei sich selbst untreu geworden, als der gewohnte politische Erfolg ihm nicht mehr vergönnt war. Anstelle innerer Festigkeit unabhängig von äußeren Umständen kennzeichnet Abhängigkeit von Äußerlichkeiten wie Erfolg und Glück die Darstellung dieser französischen Akteure bei Treitschke und Ranke gleichermaßen.

Treitschkes Schilderungen von Gneisenau, Napoleon und dem französischen Heer stehen im Text dicht beieinander: innerhalb von acht Seiten<sup>553</sup> werden sie dem Leser vor Augen geführt und so ein Vergleich nahegelegt, der gerade angesichts der zuerst geschilderten französischen Unbeständigkeit die charakterliche Festigkeit des preußischen Feldherrn besonders hervortreten lässt.

---

<sup>550</sup> DG I, S. 741; Hervorhebung SK. Auffallend ist die *Plötzlichkeit*, mit der das französische Heer sich auflöst – als wäre ein Zauber erloschen. Diese ‚Bild‘sprache ist bis heute gängig und damit auch die Verknüpfung von positiven Helden mit Dauerhaftigkeit sowie negativen Helden mit (letztendlicher) Flüchtigkeit. So werden bspw. die Heerscharen des bösen Zauberers in Tolkiens *Herr der Ringe* am Ende in der ‚großen Schlacht‘ mit Vernichtung des Ringes der Macht allesamt in Sekundenschnelle ausgelöscht.

<sup>551</sup> Ute Gerhard vermerkt dagegen in dem Muster von schnellem Aufstieg und Fall – neben religiösen Applikationen, die negativ besetzt sind („Geißel Gottes“) – eine Übertragung von positiven Deutungsangeboten aus den Schillerschen Dramen für die sinnhafte Wahrnehmung von bspw. aber gerade auch Napoleons Leben – Napoleon als „Schillerscher Held“: „Die extreme Bewegung und Geschwindigkeit ist durch die Glückspielsymbolik mit ihren Elementen Gewinn und Verlust integraler Bestandteil des gesamten Dramas [Wallenstein]. Extremer Aufstieg und Fall werden jedoch zur Tragik des genialen, kalkulierenden Individuums. [...] Die neue Bewegung, die neuen gesellschaftlichen Ereignisse erlangen durch die Applikation dieses Schemas, als durch das geniale Individuum hervorgebracht, einen sinnvollen, durchaus positiven Status.“; vgl. Ute Gerhard, Politik als Dramenkonstellation. Soziale Perspektiven von Mythisierungen im 19. Jahrhundert, in: Jürgen Link, Wulf Wülfing (Hg.), Bewegung und Stillstand in Metaphern und Mythen. Fallstudien zum Verhältnis von elementarem Wissen und Literatur im 19. Jahrhundert (= Sprache und Geschichte, Bd. 9), Stuttgart 1984, S. 226-232, S. 229. Die Glückspielsymbolik scheint auch in dem hier gebrachten Zitat Treitschkes auf („Glücksstern“), jedoch liegt der textnahe Vergleich mit dem Beispiel Gneisenaus naheliegender.

<sup>552</sup> PG III, S. 38.

<sup>553</sup> DG I, S. 741-749.

Treitschke stellt hier die französische Gesellschaft, beispielhaft vertreten durch die Armee und herausragende Individuen, aber nicht nur als unbeständig und flüchtig dar. Zugleich betont er die *Übermenschlichkeit* dieses französischen Daseins („titanisches Leben“, „Riesengeist“, „übermenschliche Anstrengung“). Gneisenau dagegen habe sich gerade durch seine *Menschlichkeit* ausgezeichnet: „Das zieht die Herzen so mächtig zu dem Bilde dieses großen Deutschen hin, daß er in allem so einfach menschlich war und darum auch einmal recht menschlich bitter und ungerecht werden konnte.“<sup>554</sup> Preußen/Deutschland schreibt der Historiker neben Festigkeit und Beständigkeit also auch Menschlichkeit und ein menschliches Maß des Seins zu. Die Franzosen hingegen vollbringen *übermenschliche* Handlungen, verlieren aber auch jedes Maß – auch das für die eigenen Möglichkeiten und Grenzen – und die Haftung auf dem Boden der Realität<sup>555</sup>. In der Beschränkung auf ein menschliches Maß – nicht nur in Bezug auf physische Leistungsgrenzen, sondern auch bezogen auf die Fähigkeit, menschliche Gefühle und Leidenschaften zuzulassen, ohne von diesen Empfindungen überwältigt zu werden –, in der rechten Einteilung der eigenen Kraft und in dem Wissen um die eigenen Grenzen wird eine völlige Verausgabung und Überforderung vermieden und damit zugleich die eigene Identität und Festigkeit bewahrt<sup>556</sup>. So verdüstert Gneisenaus menschlicher Unmut wie der Schatten einer Wolke („flüchtiges Gewölk“) die darunter liegende Charakterlandschaft nur kurzfristig, verändert diese aber nicht dauerhaft in ihrer Daseinsform<sup>557</sup>.

Die feste Identität, die von den Historikern mittels dieser Schilderungen für Preußen reklamiert wird, steht, wie gezeigt, nicht im Gegensatz zu den im vorhergehenden Kapitel beschriebenen Vorstellungen von preußischer Bewegung, Fortschritt und Entwicklung. Eine gewachsene, historisch nachvollziehbare Veränderung ist Bestandteil von Rankes, Droysens und Treitschkes Entwürfen preußischer ‚Identität‘; sie beschreiben Veränderung und Aspekte von Wandel sorgfältig als notwendig und unumgänglich – Entwicklung wird so geradezu zum Garanten für ‚Identitäts‘-Erhalt. Diese Vorstellung von Wandel als Bedingung für Kontinuität und Identität ist seit der Klassik Bestandteil ‚männlicher‘ Erzählmuster:

Für Männer und Frauen wurden unterschiedliche Erfahrungen angenommen, die zu unterschiedlichen Erzählmustern führten. Das entscheidende Kriterium war hierbei,

---

<sup>554</sup> DG I, S. 747.

<sup>555</sup> Vgl. hierzu den Beitrag zur Ballonmetapher, die gerade in Bezug auf Frankreich und die Franzosen verwendet wurde: Jürgen Link, „Einfluss des Fliegens! – Auf den Stil selbst!“ Diskursanalyse des Ballonsymbols, in: Link/Wülfing (Hg.), *Bewegung*, S. 149-14.

<sup>556</sup> Allerdings dürfte Treitschke auf Seiten der Franzosen gar nicht erst ein „Selbst“ angesiedelt haben, dass verloren gehen könnte.

<sup>557</sup> Damit ist aber nicht eine Gleichsetzung Gneisenaus oder anderer preußischer Akteure mit ‚Natur‘ und Unveränderlichkeit gemeint. Solche Formen von Kontinuität waren seit der Klassik für die Darstellung von Frauen reserviert; vgl. Epple, *Geschichtsschreibung*, S. 399.

dass Männern eine Geschichte als Erfahrung von Brüchen attestiert wurde. Angeblich konnten sie diese Brüche aber zu einer höheren Einheit verbinden. [...] Kontinuitäten wurde [sic!] dadurch über Veränderungen hergestellt.<sup>558</sup>

Der plötzliche Wandel hingegen, den Napoleon und das französische Heer vollziehen, gehört nicht in dieses Konzept, sondern wird als Nicht-mit-sich-identisch-Sein dargestellt.

### II.3 Fazit für Preußen: Umfassender Männlichkeitsentwurf<sup>559</sup>

Es lässt sich bilanzieren, dass die Eigenschaften, die Ranke, Droysen und Treitschke Preußen und seinen Akteuren zuschreiben, mit den sogenannten ‚preußischen Tugenden‘ nahezu übereinstimmen. Eigenschaften wie Fleiß, Sparsamkeit, Mut, Ehre, Treue, Schlichtheit, bilden den Grundstock eines ausgefeilten narrativen ‚Identitäts‘-Angebotes. In ihren Beschreibungen preußischer Akteure lassen die Historiker so gut wie keine Lücke; selbst ‚marginal‘ wirkende Phänomene, wie die Handschrift eines Regenten oder die architektonische Gestaltung von Gebäuden werden in das etablierte Zeichensystem eingepasst.

Die für Preußen reklamierten Eigenschaften ähneln denen, die Karen Hagemann in ihren Untersuchungen zum Zusammenhang von Militär, ‚Männlichkeit‘ und Politik als essentiell für Männlichkeitsvorstellungen im 19. Jahrhundert herausgefiltert hat. Für die Zeit der antinapoleonischen Kriege konstatiert Hagemann erstmals die Entstehung eines ‚hegemonialen Leitbildes‘ von ‚Männlichkeit‘, das sie im Entwurf der ‚patriotisch-wehrhaften Männlichkeit‘ mit den zentralen Ehre, Freiheitssinn, Frömmigkeit, Kraft, Mut, Patriotismus, Treue und Wehrhaftigkeit Begriffen fasst.<sup>560</sup> Diesen militärisch dominierten Männlichkeits- und Politikvorstellung können wir nach den vorhergehenden Betrachtungen noch Vernunft, gezügelte Leidenschaften<sup>561</sup> und kreative Schöpferkraft hinzufügen. Dieser mit dem preußischen Staat und seinen Akteuren assoziierte, geradezu ‚universale‘ Männlichkeitsentwurf beschreibt mittels eines breiten rhetorischen Spektrums und narrativer Strategien den Bereich alles Preußischen in Abgrenzung von Nicht-Preußischem. Die in Preußen erzählerisch etablierte Ordnung ihrerseits basiert auf dem bürgerlichen Wertesystem

<sup>558</sup> Epple, Geschichtsschreibung, S. 399. Vgl. auch Müller-Funk, Narrative, S. 276.

<sup>559</sup> DG I, S. 150: Friedrich II. hätte die Preußen einst gewarnt, „sie möchten ihre männlichen Sitten nicht verderben lassen durch Trägheit, Hochmut, Weichlichkeit.“

<sup>560</sup> Vgl. Hagemann, „Männlicher Muth“, S. 272.

<sup>561</sup> „Nur im preußischen Lager lebte das leidenschaftliche Verlangen nach großen, durchschlagenden Entscheidungen und das stolze Selbstvertrauen, das den Sieg verbürgt“; DG I, S. 462. Dagegen die österreichischen Truppen: „Die kaiserlichen Truppen schlugen sich tapfer wie zu allen Zeiten; von der stürmischen Begeisterung des norddeutschen Volkes empfanden sie wenig, weniger sogar als die Russen, die [...] auch durch das lange Zusammenleben mit den Preußen [...] nach und nach Freude gewannen an dem unwillig begonnenen deutschen Kriege.“ Und: „Auch das Volk des Südens wurde von dem Sturme der Begeisterung, der über Norddeutschland dahinbrauste, nur obenhin berührt“; DG I, S. 510, während die norddeutschen Truppen ihren König mit sich reißen

– Selbständigkeit, Arbeit, Rechtschaffenheit werden zu den Grundfesten des preußischen Staates und seiner Akteure und garantieren deren Blüte und Fortbestand.

Zugleich erfüllt dieses Männlichkeitsmodell eine Distinktions- und Exklusionsfunktion, die hier nicht nur nach außen, in Abgrenzung gegenüber anderen Staatswesen, sondern auch gegen Individuen und gesellschaftliche Gruppen *innerhalb* des preußischen Staates gerichtet sein kann. Eine solche innerpreußische Distinktion und Exklusion kann beispielsweise über die Inanspruchnahme von kreativer Schöpferkraft geschehen: im 19. Jahrhundert distanzierte sich beispielsweise eine „Oberschichtenmännlichkeit“ über die (Selbst)Zuschreibung von „ästhetischer Kompetenz“ nicht nur dem weiblichen Geschlecht, sondern auch Männern anderer sozialer Schichten gegenüber<sup>562</sup>: „Die diskursive und symbolische Verknüpfung von Männlichkeit und künstlerischer Schöpferkraft [...] konnte dann umgekehrt den Anspruch männlicher Eliten auf politische und gesellschaftliche Gestaltungskompetenz untermauern.“<sup>563</sup> Ob Treitschke die Turngenossen Friedrich Ludwig Jahns als „prahlerisch“<sup>564</sup> bezeichnet und sich über ihre Realitätsferne lustig macht – „Wer diesen Kraftmenschen glaubte, mußte die Überzeugung gewinnen, daß beim nächsten Einfall der Franzosen die deutsche Turnerschaft nur eine einzige ungeheure Bauchwelle zu schlagen brauchte, um den Feind zu zermalmen.“<sup>565</sup> – oder im Gegensatz zu den Vertretern des „nüchterne[n] Gedanke[ns] des Zollparlaments“ die „leidenschaftlich erregten, nach einem unbestimmten Glücke verlangenden Gemüter [...] der Patrioten“<sup>566</sup> und deren Wunsch nach einem gesamtdeutschen Staatswesen abwertend darstellt – stets dienen nicht erfüllte Elemente eines ‚männlich‘ und allgemeingültig gedachten ‚Identitäts‘-Entwurfs als Exklusionskriterien. Die Historiker ersetzen also inhaltliche Argumentationen durch narrative Strategien<sup>567</sup>. Sie stellen ein preußisch-männliches ‚Identitäts‘-Angebot zur Verfügung und verknüpfen dies mit einer

---

<sup>562</sup> Dass die Stoßrichtung von Exklusionsprozessen nicht nur in Richtung Frauen bzw. weiblichem Geschlecht geht, sondern gerade auch Männer mit einbezieht, betonen auch Dudink/Hagemann/Clark: so habe das *gendering* von ‚Staatsbürgerschaft‘ zwar Frauen exkludiert, „but education, property, ethnicity, race, and religion also excluded many men from citizenship, despite their common manhood.“ Vgl. Stefan Dudink, Karen Hagemann, Anna Clark, Editors’ Preface: Historicizing Male Citizenship, in: dies. (Hg.), *Representing masculinity. Male citizenship in modern Western culture*, New York, Basingstoke 2007, S. ix-xv, S. ix. Zur Distinktionsfunktion von Autobiographien vgl. Epple, *Geschichtsschreibung*, S. 143: „[...] die Selbstdarstellung als Selbstentwicklung des Ich [...] [war] nur bestimmten Menschen möglich: den männlichen Bürgern. Die Abgrenzung war damit nicht nur gegenüber den Frauen gelungen, sondern auch gegenüber niedrigeren sozialen Schichten.“

<sup>563</sup> Martina Kessel, Einleitung, in: dies. (Hg.), *Kunst, Geschlecht, Politik. Männlichkeitskonstruktionen und Kunst im Kaiserreich und in der Weimarer Republik*, Frankfurt a. M., New York 2005, S. 7-16, hier S. 11.

<sup>564</sup> DG II, S. 380.

<sup>565</sup> DG II, S. 380.

<sup>566</sup> DG V, S. 672.

<sup>567</sup> Dies bestätigt nochmals Fulda Feststellung zur Geschichtsschreibung des Historismus im Vergleich zu der aufklärerischen Geschichtsschreibung, die an dem Vorhaben, Geschichte in Form von Ursache-Wirkungs-Verhältnissen darzustellen gescheitert sei. Der Historismus, beginnend mit Ranke, sei deshalb so erfolgreich gewesen, weil seine Vertreter ‚Sinn‘ über die Verwendung literarischer Darstellungsformen hergestellt hätten. Vgl. Fulda, *Wissenschaft*, S. 131.

erfolgreichen ‚Geschichte‘. Exklusionen erfolgen je nach Kontext auf Grundlage eines eher relational oder universal angelegtes Männlichkeitsmodells<sup>568</sup>, das dann entsprechend die Stoßrichtung der Exklusion modifiziert<sup>569</sup>. Exklusionen können dann sowohl innerhalb Preußens als auch außerhalb, gegenüber allem Nicht-Preußischen erfolgen.

### II.3.1 Preußen – Charakterköpfe im Untertanenstatus

Die Selbständigkeit und Autonomie, mit denen die preußischen Akteure über die Zuschreibungen der zentralen bürgerlichen Kategorien Sittlichkeit, Selbstbeherrschung, Arbeit, Selbständigkeit und Zukunftsorientierung ausgestattet werden, lassen diese als autonome Individuen erscheinen. Gerhard/Link haben herausgearbeitet, wie die Kollektivsymbolik im 19. Jahrhundert dem deutschen Nationalcharakter Individualität und den Status eines Subjektes zuschrieb, während andere Nationen desubjektiviert und entindividualisiert wurden:

Wichtiger Effekt dieser Ausformulierungen des Organismussymbols ist die Evozierung eines Subjektstatus als Merkmal des deutschen Nationalcharakters, dessen Individualität dann auch durchgängig betont wird, gegenüber einer Desubjektivierung Frankreichs oder anderer Nationen, wie beispielsweise Rußlands.<sup>570</sup>

Derselbe Effekt lässt sich auch für die historischen Darstellungen von Ranke, Droysen und Treitschke nachweisen – mit dem Unterschied, dass bei den Historikern die desubjektivierende Exklusionsbewegung nicht nur nicht-*deutsche* Akteure, sondern auch nicht-*preußische* erfasst.

---

<sup>568</sup> Ähnlich erläutert Kessel, Langeweile, S. 109 den Wechsel von polarem und ganzheitlichem Männlichkeitsbild. So hätten an Frauen gerichtete Texte aus Publizistik, Trivial- und Verhaltensliteratur teilweise gerade nicht das aufklärerische Ideal des männlichen Lebenskünstlers, sondern explizit „das polare Männlichkeitsbild [beschworen], mit dem die weibliche Kompensationsarbeit eingefordert wurde.“

<sup>569</sup> In ihrer Untersuchung zur „Rhetoric of masculine citizenship“ betont Anna Clark ebenfalls die aus gender-Perspektive doppelte Stoßrichtung rhetorisch eingesetzter ‚Männlichkeit‘: „The masculinity of citizenship has often been used as a way not only of excluding women, but also of excluding categories of men.“ Vgl. Anna Clark, *The rhetoric of masculine citizenship*, in: Stefan Dudink, Karen Hagemann, Anna Clark (Hg.), *Representing masculinity: male citizenship in modern Western culture*, New York, Basingstoke 2007, S. 3-22, Zitat S. 19. Vgl. zur Exklusion außerdem ebd. S. 5 und die Einleitung der Herausgeber: Editors’ preface: *Historicizing male citizenship*, in: Dudink, Hagemann, Clark (Hg.), *Representing masculinity*, S. ix-xv, S. ix: „This gendering of citizenship excluded women, but education, property, ethnicity, race, and religion also excluded many men from citizenship, despite their common manhood.“ Und: „The refusals to grant men full citizenship [...] were couched in political languages that abound with direct, metaphorical, or metonymical references to masculinity. A range of gendered – masculinised – requirements for citizenship, like „independence“, „rationality“, „respectability“, or „fatherhood,“ [sic!] have been invoked at various times to deny categories of men political rights.“; ebd. S. xi. Ein Männlichkeitsmodell, das den ‚politischen‘ und ‚privaten‘ Bereich harmonisch vermittelt, führt Rolf Parr am Beispiel Bismarcks vor, den mythische Narrationen „gleichzeitig als ‚Familienvater‘ und ‚Politiker‘ vorgestellt“ hätten; vgl. Rolf Parr, „Zwei Seelen wohnen, ach! In meiner Brust“: Strukturen und Funktionen der Mythisierung Bismarcks (1860-1918), München 1992, S. 91.

<sup>570</sup> Ute Gerhard, Jürgen Link, *Zum Anteil der Kollektivsymbolik an den Nationalstereotypen*, in: Jürgen Link, Wulf Wülfung (Hg.), *Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen von Konzepten nationaler Identität (= Sprache und Geschichte, Bd. 16)*, Stuttgart 1991, S. 16-52., S. 28.



Insbesondere lässt sich diese Tendenz bei Treitschke nachweisen. Die Entindividualisierung alles Nicht-Preußischen erfolgt bei ihm häufig über die Zuschreibung von Abhängigkeit; Treitschke betont beispielsweise regelmäßig den „Bedientensinn“ und die Willenlosigkeit der Angehörigen nicht-preußischer Staatswesen. So konstatiert er im revolutionären Frankreich ein „sklavisch gehorchende[s] Volk[]“<sup>571</sup> und bezeichnet die Untertanen der katholischen Staatswesen summarisch als das „verkommene Völkchen der Krummstabslande“<sup>572</sup>. In Sachsen verortet Treitschke „niedrige Schmeichelei“<sup>573</sup> und einen „Bedientensinn, der schon den Zeitgenossen auffiel.“<sup>574</sup> Als untertänig, unselbständig und geistlos beschreibt der Historiker auch den hannoveranischen Staatsmann Graf Münster und österreichische Beamten. Ersterer disqualifiziert sich in den Augen Treitschkes und im Vergleich mit den aufrechten preußischen Beamten unter anderem dadurch, „[w]ie er sich den Welfen unentbehrlich machte durch kleine Gefälligkeiten [...] – Kammerherrendienste, zu denen sich weder Steins Stolz noch Hardenbergs Schmiegsamkeit jemals hergegeben hätte“<sup>575</sup>; über die Österreicher bemerkt Treitschke: „allerdings konnten die k. k. Hof- und Gubernialräte unmöglich irgendeines Gedankens verdächtigt werden [...] dies seelenlose, nachlässige, bestechliche Schreibervolk“<sup>576</sup>.

Treitschke wertet aber nicht nur den angeblichen Mangel, sondern auch ein Übermaß an Autonomie und Individualität ab – abermals regiert der Imperativ des Maßhaltens. So schreibt der Historiker über das Geschlecht der deutschen Romantik:

Die völlige Hingebung der freien Persönlichkeit in den Dienst des Staates blieb diesem Geschlechte ebenso widerwärtig wie das politische Parteileben mit seiner freiwilligen Beschränktheit, seinem grundsätzlich ungerechten Hasse. Als höchster Lebenszweck galt dem Deutschen noch immer: sich selber auszuleben, sein Ich nach allen Seiten hin in freier Eigenart zu entfalten und, wie W. Humboldt sagte, mehr auf das Tun als auf die Tat zu sehen.<sup>577</sup>

Freiheit ohne jedwede (selbstgezogene) Grenze schlägt somit um in Unfreiheit. Jegliche Unbeschränktheit – von Freiheit wie Unfreiheit, von Charakterlosigkeit wie Individualität – beurteilt Treitschke, im Sinne der Vorstellung vom richtigen Maß der Dinge, negativ. Dagegen verbürge gerade (Selbst)Beschränkung, beispielsweise die Unterordnung unter einen leitenden Willen oder den Staat, Freiheit. So betont Treitschke die Wahrheit von Burkes Ausführungen über die Revolution in Frankreich: „sie verteidigte die Macht des Staates wider

---

<sup>571</sup> DG I, S. 112.

<sup>572</sup> DG I, S. 115. Wenig später heißt es “[d]as willenlose Volk der geistlichen Lande” (DG I, S. 124).

<sup>573</sup> DG III, S. 485.

<sup>574</sup> DG III, S. 485.

<sup>575</sup> DG I, S. 597.

<sup>576</sup> DG V, S. 699.

<sup>577</sup> DG II, S. 12.

den zügellosen Individualismus des Zeitalters und hielt der Begehrlichkeit des souveränen Ichs die tiefe Wahrheit entgegen: „Politische Freiheit ist politisch beschränkte Freiheit.“<sup>578</sup>

Die Abwertung außerpreußischer Staatsangehöriger über entindividualisierende Zuschreibungen wird beispielsweise in Treitschkes Schilderung des revolutionären Frankreich deutlich:

Die großen Gegensätze, die hier aufeinanderstießen, spiegelten sich getreulich wieder in den Personen der leitenden Männer. *Dort jener eine Mann, der sich vermaß* [Napoleon, SK] [...]; *tief unter ihm ein Dienergefolge* von tapferen Landsknechten und brauchbaren Geschäftsmännern, aber *fast kein aufrechter Charakter*, fast keiner, dessen inneres Leben sich über das platt Alltägliche erhob. *Hier eine lange Schar ungewöhnlicher Menschen*, scharf ausgeprägte, eigensinnige Naturen, jeder eine kleine Welt für sich selber voll deutschen Trotzes und deutscher Tadelsucht, jeder eines Biographen würdig, zu selbständig und gedankenreich, um kurzweg zu gehorchen [...]. *Einer aber stand in diesem Kreise nicht als Herrscher, doch als der erste unter gleichen: der Freiherr vom Stein.*<sup>579</sup>

Treitschke nimmt hier die Gegenstellung von Frankreich und Preußen in den Befreiungskriegen zum Ausgangspunkt für eine weitgehende Kontrastierung der beiden Heere. Die französische Armee schildert er als stark hierarchisch gegliedert, während er auf preußischer Seite Gleichheit unterstellt und sich selbst und potentielle Lesende durch die Verwendung von Lokaladverbien (hier, dort) im preußischen Lager verortet. Napoleon habe über ein charakterloses gleichförmiges „Dienergefolge“ ohne Ideale („fast keiner, dessen inneres Leben sich über das platt Alltägliche erhob“) geboten; das preußische Heer dagegen sei eine Vereinigung selbständiger, charakterstarker, kritisch denkender Individuen gewesen, die keinen Herrscher über sich, sondern nur einen *primus inter pares* geduldet hätten. Frankreich erscheint hier nicht als europäischer Vorreiter demokratischer Staats- und Verfassungsformen, stattdessen konnotiert Treitschke diesen Staat mit geradezu monarchisch-despotischer Herrschaft und Unfreiheit. Die Untertanen der preußischen Monarchie dagegen schildert er als freie, unabhängige Individuen.

### II.3.2 Die bürgerliche Monarchie

Über diese Zuschreibung von Autonomie deutet Treitschke den faktischen Untertanenstatus der Preußen als freiwillige Unterordnung an sich selbständiger Individuen um. Neben diese Deutung des Untertanendaseins als Zeichen echter, sich selbst freiwillig und bewusst zügelnder Männlichkeit tritt die demokratische Interpretation der preußischen Monarchie. So hebt Ranke die bei aller Hierarchie gleichberechtigte Beziehung zwischen Friedrich II. und seinen Untergebenen hervor: „Zwischen dem König und seinen Ministern herrschte ein

<sup>578</sup> DG I, S. 113.

<sup>579</sup> DG I, S. 262; Hervorhebung SK.

Verhältniß gegenseitiger Wahrhaftigkeit, jenseit [sic!] alles hofmännischen Wesens.“<sup>580</sup> Im Zusammenwirken von Friedrich II. und Fürst Leopold I. von Anhalt-Dessau während des Feldzuges nach Sachsen im Zweiten Schlesischen Krieg betont Ranke zwar zum einen, wie sich Friedrich auf seine Autorität berufen habe, um den Fürsten in seinem Sinne zu bewegen<sup>581</sup>, postuliert zugleich aber auch die Gleichrangigkeit, die sich unabhängig von offiziellen Rangunterschieden im Umgang zwischen echten Männern zeige:

Zu einer *männlichen Genossenschaft* gehört nicht allein Anerkennung, sondern auch Eifersucht, die aber auf das Wesentliche der Dinge gerichtet ist, die Aufmerksamkeit des einen auf den andern, der Ehrgeiz eines jeden, seine Sache gut zu machen und sich die verdiente Anerkennung zu erobern.<sup>582</sup>

Treitschke parallelisiert die Entstehung der absoluten Monarchie in Preußen mit der Existenz ‚demokratischer‘ Elemente und definiert Demokratie spezifisch als „Gemeinschaft politischer Pflichterfüllung“:

Jener demokratische Zug, der seit der Befestigung der absoluten Monarchie im preußischen Staate lebendig war, verstärkte sich mächtig während dieses Krieges. Wie vormals die gemeinsame Freude an den Werken der deutschen Dichtung die Unterschiede der Stände etwas ausgeglichen hatte, so fanden sich jetzt alle Klassen zusammen in der ungleich wirksameren Gemeinschaft politischer Pflichterfüllung.<sup>583</sup>

Die Ausübung politischer Pflichten interpretiert Treitschke als gemeinschaftsstiftendes, Klassenunterschiede nivellierendes Moment und evoziert so, ohne die bestehende politische und gesellschaftliche Ordnung (und die ebenfalls hierarchische Ordnung des Militärwesens) in Frage zu stellen, die Vorstellung von Gleichheit. Auch in Abgrenzung von Frankreich betont Treitschke den demokratischen Charakter Preußens: „Man dachte demokratischer als die Erben der Revolution, verlangte kurz und gut die Wehrpflicht für alle – und nicht bloß als ein Kriegsmittel für den Befreiungskampf, sondern als eine dauernde Institution zur Erziehung des Volkes.“<sup>584</sup> Treitschke interpretiert die ‚gleichberechtigte‘ Beteiligung aller (männlichen) Bürger an der militärischen Verteidigung des Staates als ‚Demokratie‘. Zugleich betont er den Aspekt der Persönlichkeitsbildung und verweist auf andere wichtige Elemente der preußischen ‚Identität‘: Kontinuität und Zukunftsorientierung über Nachhaltigkeit

---

<sup>580</sup> PG III, S. 199.

<sup>581</sup> „Wären es ein paar einander gleichstehende Führer gewesen, so dürfte ihr Mißverständniß schlechte Folge gehabt haben; diesmal aber war bei der Raschheit auch die Autorität, und Friedrich zögerte nicht sie geltend zu machen.“; PG III, S. 330.

<sup>582</sup> PG III, S. 331; Hervorhebung SK.

<sup>583</sup> DG I, S. 425.

<sup>584</sup> DG I, S. 287.

(„dauernde Institution zur Erziehung des Volkes“<sup>585</sup>). Demokratie wird somit verstanden als Vollzug von Persönlichkeitsidealen und Verhaltenstugenden („Pflichterfüllung“<sup>586</sup>).

Auch andernorts ist Treitschke bemüht zu zeigen, dass die preußische Krone nicht so absolut gewesen sei, wie der Name vermuten ließe. Da das Staatsschuldengesetz von 1820 auch den jährlichen Unterhalt der königlichen Familie regelte, schließt Treitschke daraus auf Preußens Nähe zu den konstitutionellen Monarchien: „Der absolute König bezog also fortan, gleich den konstitutionellen Fürsten, eine gesetzliche Zivilliste.“<sup>587</sup> Und anlässlich der Steuererhöhung im selben Jahr betont der Historiker, wie gewissenhaft und skrupulös die preußische Monarchie solche innenpolitischen Entscheidungen getroffen hätte: „Unter solchen Zweifeln und Gewissensbedenken entschloß sich diese absolute Krone, deren Härte in der liberalen Welt verrufen war, zu einer Steuererhöhung von 5 Millionen Talern.“<sup>588</sup> Nicht absolute Machtvollkommenheit und despotische Härte, sondern peinliche Bilanzierung, kritische Abwägung und die Orientierung am Notwendigen hätten die finanzpolitischen Entscheidungen der preußischen Regierung bestimmt.

Treitschke assoziiert die mit Demokratie in Verbindung gebrachte gemeinschaftliche Ausübung politischer Pflichten mit der ‚Männlichkeit‘ des neuen Zeitalters im 19. Jahrhundert, während er das 18. Jahrhundert als ‚weiblich‘, dessen Standesdünkel, Formalitäten und ‚Äußerlichkeit‘ als ‚Zierlichkeit‘ beschreibt:

Mochte man immerhin sorgsam die Türen schließen und das laute Anklopfen des demokratischen neuen Zeitalters überhören, ganz geheuer fühlte man sich doch nicht mehr. [...] Die weibliche Zierlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts verriet sich noch, wengleich Zopf und Puder nicht wieder auferstanden, in den bartlosen Gesichtern, den Tabaksdosen, den Schuhen und seidenen Strümpfen, in der gesuchten Eleganz der männlichen Kleidung; doch war der Ton des Umgangs schon um vieles freier und formloser geworden.<sup>589</sup>

‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ dienen somit nicht nur zur Abgrenzung von Preußen gegenüber anderen Staatswesen – die Korrelierung von ‚Weiblichkeit‘ mit Ancien Regime, adliger Feudalherrschaft und einer hierarchischen Gesellschaftsordnung grenzt zugleich ganze Epochen voneinander ab. Ein solchermaßen ‚männlich‘ und ‚demokratisch‘ konnotiertes Preußen wird parallel gleichgesetzt mit einer als männlich-brüderlich beschriebenen Moderne. Treitschke reklamiert also Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit für Preußen und formuliert somit einen Suprematsanspruch gegenüber Frankreich, der in einer vollendeten *Deutschen*

---

<sup>585</sup> DG I, S. 287.

<sup>586</sup> DG I, S. 425.

<sup>587</sup> DG III, S. 75.

<sup>588</sup> DG III, S. 92.

<sup>589</sup> DG I, S. 584.

*Geschichte* sicherlich seinen Höhepunkt und zugleich historisch-faktischen ‚Beweis‘ in der Schilderung des preußischen Sieges 1871 gefunden hätte.

## **II.4 Österreich – unter anderem: ‚Weiblichkeit‘ und Unmännlichkeit**

Wie wir an den Beispielen von Viktoria, Maria Theresia und Katharina der Großen bereits gesehen haben, konnotieren die Historiker dieser kleindeutsch-preußischen Nationalhistoriographien Österreich und andere Staatswesen in mit ‚Weiblichkeit‘, ‚Unmännlichkeit‘ oder auch maßloser Männlichkeit. Die Habsburgerdynastie gründet Treitschke geradezu auf Weiberherrschaft: „Fortan sollte wieder das Thronfolgerecht der Weiber gelten, das altnationale Recht, dem einst die katholische Isabella und nachher die Habsburger ihre Herrschaft verdankt hatten“<sup>590</sup>. Die Zuschreibung von Herrschaftsfähigkeit oder gar ‚Männlichkeit‘ an Frauen französischer und österreichischer Dynastien betont im Umkehrschluss qua implizitem Vergleich die Schwachheit und Unmännlichkeit der ‚echten‘ (biologischen) Männer dieser Familien. So bezeichnet Treitschke Madame Adelaide, die Schwester Ludwig Philipps, als „einzigem Mann der Familie Orleans“<sup>591</sup> oder bezeichnet Erzherzogin Sophie als „den Mann der kaiserlichen Familie.“<sup>592</sup>

Die folgenden Unterkapitel analysieren, wie Ranke, Droysen und Treitschke mit immer wiederkehrenden, geschlechtlich konnotierten Elementen nichtpreußische Staatswesen und deren Akteure charakterisieren. Zu den wesentlichen narrativen Konstrukten gehören hier Verlogenheit, Maßlosigkeit, Irrationalität, Unfruchtbarkeit und Unbeweglichkeit. Die Kapitelüberschriften unternehmen dabei den Versuch, diese Elemente unter Gegenbegriffe zu den im vorigen Kapitel in den Blick genommenen Männlichkeitselementen preußischer Beschreibungen zu fassen: Preußischer Selbstkontrolle, Arbeit, Selbständigkeit und Zukunftsorientierung werden nicht-preußische Unkontrolliertheit, Passivität, Abhängigkeit und Vergangenheit oder Geschichtslosigkeit gegenübergestellt. Dass eine solche diametrale Anordnung möglich ist, verdeutlicht nochmals die erzählerische Grundstruktur der Historiographien: alle drei basieren auf einer Aufteilung der narrativen Welt in Preußisch und Nicht-Preußisch, Schwarz und Weiß, Gut und Böse.

### II.4.1 Unkontrolliertheit

Als Gegenpol zur Preußen zugeschriebenen Selbstbeherrschung werden, wie schon gezeigt<sup>593</sup>, außerpreußische Herrscherfiguren häufig als von ihren Leidenschaften und Gefühlen

---

<sup>590</sup> DG IV, S. 490.

<sup>591</sup> DG IV, S. 15.

<sup>592</sup> DG IV, S. 513.

<sup>593</sup> Vgl. Kap. II.1.

beherrscht gezeigt – beispielsweise die nicht-preußischen Akteuren zugeschriebene Angst oder die dem stets maßvollen Vorgehen Preußens gegenübergestellte nichtpreußische Maßlosigkeit.

### *Maßlosigkeit*

So habe sich der österreichische Hofkanzler Graf Sinzendorf laut Ranke „in einer Genußsucht“ gefallen, „die sich als Talent gebehdete [sic!]“<sup>594</sup>. Carl XII. von Schweden sei „unversöhnlich“<sup>595</sup>, rachlustig und kriegssüchtig<sup>596</sup> gewesen und Preußen in den Krieg gegen ihn nur deshalb eingetreten, weil „man einen auf Eroberung berechneten Kriegsstaat, mit einem nur auf Waffenthaten sinnenden König an seiner Spitze, nicht länger neben sich dulden konnte.“<sup>597</sup> Im direkten Vergleich mit Carl XII. charakterisiert Ranke Friedrich Wilhelm IV. als friedvollen, maßvollen, überlegt handelnden Fürsten, „dessen Sinn an sich nicht auf Eroberungen gerichtet war, der nur Schritt für Schritt die ihm erwünschteste Erwerbung ins Auge faßte, mit seinem Gewissen lange zu Rathe ging: aber nun auch wohlvorbereitete und überlegene Kräfte ins Feld führte.“<sup>598</sup>

Die Kräfte der nordischen Alliierten Preußen, Sachsen und Dänemark beschreibt der Historiker als geordnet, wohlausgerüstet und zahlreich<sup>599</sup>, die schwedische Armee dagegen als ungenügend<sup>600</sup> und vor allem ihren Anführer als strategisch untalentierte<sup>601</sup>, erfolglos<sup>602</sup> und langsam<sup>603</sup>. In dieser Rolle des preußischen Verbündeten integriert Ranke Sachsen durchaus einmal in dessen positive Beschreibung. An solchen Beispielen zeigt sich, wie die faktischen Grundlagen von dem Historiker überformt und in die Narration eingepasst werden: je nach faktischer Konstellation (Sachsen als Verbündeter, Sachsen als Gegner Preußens) wird die Figurendarstellung und -charakterisierung zur Unterstützung der Erzählung gewählt. Außerhalb solcher Verbündungszenarien nämlich verbindet Ranke den sächsischen Hof mit Genußsucht und Verschwendung<sup>604</sup>. So habe der unter Friedrich Wilhelm I. entlassene Zeremonienmeister Friedrichs I., der, wie Ranke ironisierend-herablassend vermerkt, „sein

<sup>594</sup> PG II, S. 186.

<sup>595</sup> PG I, S. 169.

<sup>596</sup> PG I, S. 166 und 173.

<sup>597</sup> PG I, S. 169.

<sup>598</sup> PG I, S. 169.

<sup>599</sup> „Die Armee erschien in neuen, saubern Monturen, mit geputztem Gewehr, in schönster Ordnung und gewährte zugleich einen sehr kriegerischen Anblick. [...] Man hatte eine Macht von 60000 Mann beisammen.“; PG I, S. 171.

<sup>600</sup> „[N]icht mehr als 14000 Mann“, PG I, S. 171.

<sup>601</sup> „Einen Vertheidigungskrieg, mit Benutzung der strategisch wichtigsten Punkte, zu führen, war aber überhaupt nicht sein Talent.“; PG I, S. 171.

<sup>602</sup> PG I, S. 171: So habe er wichtige Pässe und Plätze unbesetzt gelassen. „Auch die Landung auf Rügen, welche für seinen Hauptplatz Stralsund entscheidend werden mußte, verstand er nicht zu verhindern.“; PG I, S. 172.

<sup>603</sup> „Erst als sie [eine Besetzung Stralsunds, SK] geschehen [...] langte er an“, er handelt „zu spät und vergebens“; beide Zitate PG I, S. 172.

<sup>604</sup> Vgl. unten Kapitel III.1.

Leben der Wissenschaft von den Äußerlichkeiten einer Hofhaltung gewidmet<sup>605</sup> habe, am sächsischen Hofe „eine Stelle seiner Wissenschaft gemäß“<sup>606</sup> gefunden. August II. von Sachsen seinerseits habe sich „in den Aussichten eines unbeschränkten Ehrgeizes“<sup>607</sup> bewegt. Mit dem preußischen General Grumbkow habe König August II. im Jahr 1733 bezüglich der Teilung Polens in Crossen eine „Conferenz“<sup>608</sup> gehalten, die, wie Ranke schreibt, „sehr charakteristisch“<sup>609</sup> gewesen sei. Unter anderem kontrastiert der Historiker die beiden Konferenzteilnehmer anhand ihres unterschiedlichen Trinkverhaltens:

Auf altdeutsche Weise setzte man die Berathung beim Gelage fort, wo der König den Champagner nicht sparte. [...] Grumbkow hatte sich bei Tisch sehr in Acht genommen und mehr Wasser als Wein getrunken. Der König erstaunte, als er ihn den andern Morgen frisch und munter bei sich eintreten sah; während er sich den Kopf wüste fühlte.<sup>610</sup>

Während der preußische General durch sein kontrolliertes und maßvolles Vorgehen glänzt, springen dem Leser auf Seiten des sächsischen August dessen weitreichende Eroberungspläne, maßloser Ehrgeiz und dazu passend ausufernden Alkoholgenuss ins Auge. Auch Frankreich wird von Ranke wiederholt als machthungrig über seine Ländergrenzen ausgreifend dargestellt. Im Jahr 1733 kontrastiert der Historiker im Kontext des polnischen Erbfolgekrieges<sup>611</sup> Kardinal de Fleurys scheinbare Friedfertigkeit mit den eigentlichen Plänen Frankreichs: „So friedfertig Cardinal Fleury auch erschien, so erbten sich doch in ihm, – es wird uns noch oft entgegnetreten, – die alten Grundsätze der französischen Politik fort, die auf ein allgemeines Übergewicht gerichtet waren“<sup>612</sup>. Ranke verknüpft hier Vergangenheit, (historische) Gegenwart und vergangene Zukunft miteinander, indem er die alte Tradition und das Fortdauern der machtgerigen französischen Politik betont und den Leser in seiner Erwartungshaltung („es wird uns noch oft entgegnetreten“) entsprechend einstimmt. Zudem beschreibt Ranke Fleurys Verhalten als trügerisch (*scheinbare* Friedfertigkeit) – eine Zuschreibung, die sich häufig für nichtpreußische Akteure findet<sup>613</sup>. Diese proleptische Einstimmung des Lesers auf weitere Beispiele französischer Maßlosigkeit wird im Text später dann auch eingelöst. So greift Ranke nach dem Tode Kaiser Karls VI. die Rhetorik der maßlosen Welteroberungspläne wieder auf, wenn er von Plänen des Grafen von Belleisle

---

<sup>605</sup> PG I, S. 146.

<sup>606</sup> PG I, S. 147.

<sup>607</sup> PG I, S. 358.

<sup>608</sup> PG I, S. 360.

<sup>609</sup> PG I, S. 360.

<sup>610</sup> PG I, S. 361.

<sup>611</sup> Nach dem Tode August II., 1733-1738.

<sup>612</sup> PG I, S. 391.

<sup>613</sup> Vgl. Kap. II.4.3.

berichtet: Frankreich hätte in einem groß angelegten Bündnis<sup>614</sup> Österreich überwältigen, dessen Erblande unter den Alliierten aufteilen und sich damit zum Herrscher Europas machen wollen.

Und sei es einmal dahin gebracht, wer werde dann jemals Kraft genug haben sich mit Frankreich zu messen? [...] Es schien ihm nicht anders [...] als daß die Vorsehung die Lage dieser Dinge hervorgerufen habe, um *das Schicksal der Welt* in die Hand des Hauses Bourbon zu legen.<sup>615</sup>

Die leitenden Minister am österreichischen Hof unter Maria Theresia, Graf Sinzendorf, Graf von Stahremberg, Graf Königsegg und Johann Bartenstein<sup>616</sup>, charakterisiert Ranke anhand ihres Mangels an, beziehungsweise ihrem Überfluss an männlich besetzten Eigenschaften: „Was den Anderen [Sinzendorf, Stahremberg, Königsegg, SK] fehlte, Energie und Selbstvertrauen, davon wohnte ihm [Bartenstein, SK] ein fast zu großes Maß bei.“<sup>617</sup> Eine Seite später verknüpft Ranke Bartenstein mit Irrationalität, wenn er ihn als realitätsfern beschreibt: „Er war ohnehin kein Mann von dem ächten Scharfsinn, der die Dinge sieht, wie sie sind, nicht wie er wünscht, daß sie seien.“<sup>618</sup> Ebenfalls als irrational charakterisiert Ranke Österreichs Reaktion gegen Preußens diplomatische Anerbietungen nach dem Einfall in Schlesien im Jahr 1740: „in einer Verblendung, die man nicht einmal gutmüthig nennen kann, denn sie beruhte auf rechthaberischem Eigensinn und alten Antipathien, hielten Bartenstein und seine Freunde an ihrem falschen Zutrauen [zu Frankreich, SK] fest.“<sup>619</sup> Während also den Ministern Österreichs einerseits männlich besetzte Energie und Selbstvertrauen vollkommen gefehlt hätten, sei bei Bartenstein zu diesen im Überfluss vorhandenen Eigenschaften noch weiblich besetzte Irrationalität getreten – insgesamt beschreibt Ranke die männlichen Akteure Österreichs hier als maßlos, unkontrolliert, irrational, kurz: unmännlich oder gar weiblich. Droysen betont ebenfalls mehrfach die Maßlosigkeit außerpreußischer Staatswesen. So seien die schwedischen Forderungen an Brandenburg in den Osnabrücker Friedensverhandlungen maßlos und wechselhaft gewesen<sup>620</sup>. Droysen beschreibt Schweden als unersättliches, gieriges

<sup>614</sup> Spanien, Bayern, Sardinien und Preußen, möglicherweise Sachsen.

<sup>615</sup> PG II, S. 207; Hervorhebung SK. Auch Spanien wird mit Maßlosigkeit in Verbindung gebracht: „Beim letzten Friedensschluß hatte der spanische Hof kaum bemerken wollen, daß er zwei herrliche Königreiche [...] gewann, sondern sich nur beschwert, daß er den Garten Italiens Toskana und das alte Erbtheil der Farnesen, Parma und Piacenza [...] wieder aufgeben müsse.“; PG II, S. 203.

<sup>616</sup> PG II, S. 189-191.

<sup>617</sup> PG II, S. 190f.

<sup>618</sup> PG II, S. 192. Und nimmt damit die auch streckenweise sehr positive Darstellung des Ministers – „trefflich unterrichtet, im höchsten Grade arbeitsam [...], unbestechlich zuverlässig“ (PG II, S. 191)– wieder zurück.

<sup>619</sup> PG II, S. 210.

<sup>620</sup> PP III 1, S. 226: „Schon forderte Oxenstjerna auch Gollnow, Garz, einen Strich Landes am rechten Oderufer hinab, ja Pyritz, Colbatz“; S. 228: „Am 28. Januar (7. Februar) wurden die festgestellten Punkte [...] schriftlich verfasst und von den beiden Parteien [Brandenburg und Schweden, SK] unterzeichnet [...]. Tags darauf kamen neue Forderungen aus Stockholm“; S. 229f.: Der französische Vermittler „hatte [...] den immer neuen



Raubtier: „Und Schweden, von der Beute und dem Ruhm des deutschen Krieges nicht gesättigt, nach neuem Raub so viel gieriger als es mächtiger geworden war, stand wie zum Sprunge bereit gegen Dänemark, Deutschland, Polen.“<sup>621</sup> Frankreichs König Ludwig XIV. habe an Holland eine „maaßlose Gegenforderung“<sup>622</sup> gestellt. Andernorts belegt Droysen die Maßlosigkeit der nichtpreußischen Welt, indem er deren Meinungsäußerungen als maßlos übertrieben bewertet: „Die Welt *draußen* hat vor Allem von seiner [Friedrich Wilhelms I., SK] Armee und von seinem Schatz gesprochen, mit wachsender Misgunst [sic!], mit ungeheuerlichen Uebertreibungen.“<sup>623</sup>

Die polnische Nation charakterisiert Droysen als unbeherrscht und anmaßend: „Gegen ihre Nachbarn immer anmaßlich und aufgeregte, [...] schien sie [...] nur ungeduldiger und herausfordernder zu werden [...]. In ihren lärmenden Land- und Reichstagen, die immer ohne irgend ein [sic!] sachliches Ergebnis, [...] endeten, erhitzte man sich mit wilden Phrasen“<sup>624</sup>. Droysen veranschaulicht die unterstellte Ungeordnetheit und Irrationalität des polnischen Agierens durch die Schilderung lärmender Landtage, räuberischer Übergriffe auf benachbarte Landstriche<sup>625</sup> oder aus der Luft gegriffener Eroberungspläne<sup>626</sup> – insgesamt ergibt sich das Bild einer halbstarke „polnischen Nation“<sup>627</sup> ohne staatliche Führung.

Treitschke verknüpft das (habsburgische) Kaisertum weniger mit Größe, als mit Maßlosigkeit: „In den weltumspannenden Kämpfen ihrer großen Kaiser ging die Macht der deutschen Monarchie zugrunde.“<sup>628</sup> Die Habsburger hätten das Maßhalten nie gelernt: „Gleichwohl lernte das Kaiserhaus niemals, in weiser Selbstbeschränkung die gesammelte Kraft des Staates gegen den Südosten zu wenden.“<sup>629</sup> Stattdessen gehöre Maßlosigkeit in Form von planloser Begehrlichkeit zu den Gründungsfesten der Habsburgerdynastie: „Die Macht des Hauses war einst gegründet worden durch eine schlaue und kühne Familienpolitik, die planlos begehrlich nach allen Seiten hin um sich griff [...] – ein Übermaß unsteter Herrschsucht, das den mächtigen Staat von einer Niederlage zur anderen führt.“<sup>630</sup> Anderswo spricht Treitschke

---

Forderungen der Schweden gegenüber die Punctationen [...] mit Entschiedenheit festgehalten, hatte auch heftige Worte nicht gespart, den Launen und Maaßlosigkeiten der Schweden entgegenzutreten“.

<sup>621</sup> PP III 2, S. 4.

<sup>622</sup> PP III 3, S. 264.

<sup>623</sup> PP IV 3, S. 414; Hervorhebung SK. Mit der Formulierung „die Welt draußen“ inkludiert der Historiker die Lesenden in die Gemeinschaft derer, die über die ‚wirklichen‘ Leistungen und die angemessene Würdigung des Soldatenkönigs informiert sind – alle ‚echten‘ Preußen und die, die durch die Lektüre von Droysens *Preußischer Politik* zu solchen geworden sind. Zur Inklusion in die Gemeinschaft der Informierten, historisch Gebildeten gehört dann gleichzeitig die Exklusion aller anders Denkenden.

<sup>624</sup> PP IV 3, S. 143.

<sup>625</sup> PP IV 3, S. 144.

<sup>626</sup> PP IV 3, S. 144.

<sup>627</sup> PP IV 3, S. 143 und 144.

<sup>628</sup> DG I, S. 3.

<sup>629</sup> DG I, S. 14.

<sup>630</sup> DG I, S. 14.

einfach von „Österreichs Ländergier“<sup>631</sup>. Auf den „persönliche[n] Haß“ Maria Theresias spielt Treitschke an, wenn er schreibt: „Alle Nachbarmächte im Osten und um Westen grollten dem Glücklichen [Friedrich II., SK], der aus den Wirren des österreichischen Erbfolgekrieges allein den Siegespreis davongetragen, und wahrlich nicht nur der persönliche Haß mächtiger Frauen wob an dem Netze der großen Verschwörung, das sich über Friedrichs Haupte zusammenzuziehen drohte.“<sup>632</sup> Nach den Befreiungskriegen beschreibt Treitschke die „Ländergier“<sup>633</sup> des holländischen Prinzen von Oranien<sup>634</sup> ebenfalls als maßlos: „Der Prinz von Oranien, also mit Geschenken verschwenderisch überschüttet, fand sich noch immer nicht genug belohnt für seine unbekanntenen Verdienste um Europa, entwarf mit unbeschämter Stirn neue Vergrößerungspläne“<sup>635</sup>: er habe verschiedene Gebiete benannt, die nach seinen Vorstellungen „in den unersättlichen Schlund seines Hauses fallen“<sup>636</sup> sollten. Ungezügelter Leidenschaft hätten auch die kleinstaatlichen Machthaber innerhalb des Deutschen Bundes geleitet: „[D]er Haß der rheinbündischen Höfe gegen das preußische Deutschtum [kannte] keine Grenzen mehr.“<sup>637</sup>

Auch in Englands Könighaus habe Maßlosigkeit regiert. Während der englische König Georg sich angesichts der Vorwürfe des Neffen seiner Frau und ihm anvertrauten Mündels, Herzog Karl von Braunschweig, maßlosem Hass hingeeben habe – er „verlor [...] alle Haltung und ließ sich von dem alten Hasse gegen die Sippe seiner Gemahlin gänzlich übermannen“<sup>638</sup> –, habe Graf Münster<sup>639</sup> in königlichem Auftrag ein Libell zur Widerlegung der herzoglichen Angriffe geschrieben, „dessen maßlose Sprache den braunschweigischen Brandschriften nichts nachgab.“<sup>640</sup> Treitschke wertet die öffentliche Austragung dieser familiären Streitigkeiten als Pietätlosigkeit, die wiederum eine Destabilisierung der Monarchie zur Folge gehabt habe: „Was mußte die radikale Jugend, die schon längst an der monarchischen Ordnung zu zweifeln begann, jetzt empfinden, wenn diese beiden Fürsten [...] also vor aller Welt ihre schwarze Wäsche wuschen“<sup>641</sup>.

### *Angst*

---

<sup>631</sup> DG I, S. 32.

<sup>632</sup> DG I, S. 56.

<sup>633</sup> DG I, S. 518.

<sup>634</sup> Wilhelm Friedrich Prinz von Oranien-Nassau (1772-1843) war als Wilhelm VI. Prinz von Oranien (1795–1813), und als Wilhelm I. Souveräner Fürst der Niederlande (1813–1815) bzw. König der Niederlande (1815–1840).

<sup>635</sup> DG I, S. 518.

<sup>636</sup> DG I, S. 518.

<sup>637</sup> DG I, S. 510.

<sup>638</sup> DG III, S. 548.

<sup>639</sup> Graf Ernst Friedrich Herbert zu Münster, (1766-1839), deutscher Staatsmann und Politiker im Dienste des Vereinigten Königreiches und des Hauses Hannover.

<sup>640</sup> DG III, S. 548.

<sup>641</sup> DG III, S. 548.

Angst als Gefühlszustand wird hier neben Maßlosigkeit ebenfalls unter den Punkt ‚Unkontrolliertheit‘ gefasst – als nicht kontrollierte Emotion versetzt die zugeschriebene Angst nichtpreußische Subjekte in eine weiblich konnotierte Position der Schwachheit. Neben Angst als Gefühlszustand aber finden wir in den Texten der Historiker auch Angst als Effekt von Handlungen: nicht-preußische Staatswesen, insbesondere Österreich, werden häufig mit Handlungsweisen in Verbindung gebracht, die bei anderen einen Angstzustand hervorrufen. Jene Angst erzeugenden Akteure werden dann im Umkehrschluss als brutal oder gewalttätig beschrieben beziehungsweise wahrgenommen. Staaten, die und deren Akteure dergestalt handeln, erscheinen als despotisch oder tyrannisch und stehen damit wiederum der als demokratisch beschriebenen preußischen Monarchie diametral gegenüber – während in Preußen Unterordnung auf Freiwilligkeit und letztlich Gleichheit beruht und der König quasi als *primus inter pares* gesehen wird, regiert in jenen Staatswesen Macht und Brutalität, die Unterordnung und Gehorsam auf aus bürgerlicher Sicht illegitime Art und Weise erzwingen. Während Staaten als Urheber oder Verursacher von Angst eine brutal-männliche Position zugeschrieben bekommen, werden als ängstlich charakterisierte Akteure weiblich und schwach konnotiert<sup>642</sup>.

Insbesondere Österreich beschreibt Treitschke als ängstlich und gleichzeitig Angst erzeugend. So weist der Historiker beispielsweise die Verantwortung für die im Zuge der Karlsbader Beschlüsse folgende „Politik blinder und roher Verfolgung“<sup>643</sup> Österreich und dessen partikularistischem Denken zu<sup>644</sup>. Kaiser Franz wird als ängstlich und skrupellos zugleich dargestellt: einerseits sei nämlich „[die] treibende Kraft der Konferenzen“<sup>645</sup> in Karlsbad „die Angst des Kaisers Franz vor jeder Beunruhigung seiner Erblände“<sup>646</sup> gewesen. Andererseits habe er aus der Angst anderer deutscher Staatswesen skrupellos Profit geschlagen: „Dazu kam [...] daß er [Kaiser Franz II./I., SK] an die große deutsche Verschwörung selber nicht recht glaubte und nur die Angst der anderen Höfe ausbeuten wollte“<sup>647</sup>. Zunächst noch gezügelt durch die mäßigende Wirkung seiner europäischen Bündnispartner habe Österreich in Karlsbad sein wahres Gesicht gezeigt:

---

<sup>642</sup> In der Darstellung von Kurhessen und Hannover wird deutlich, wie Treitschke die Extreme zweier Verhaltensweisen – maßlose Machtausübung vs. Willenlosigkeit – miteinander kontrastiert: „Kurhessen litt unter der Willkür seiner Fürsten; die kaum minder krankhaften Zustände des Königreichs Hannover entsprangen dem entgegengesetzten Grunde, der Schwäche der monarchischen Gewalt.“ (DG III, S. 521). Auch hier schwingt das Thema ‚Maßlosigkeit‘ wieder mit.

<sup>643</sup> DG II, S. 546.

<sup>644</sup> DG II, S. 544 und S. 552.

<sup>645</sup> DG II, S. 552.

<sup>646</sup> DG II, S. 552.

<sup>647</sup> DG II, S. 555.

Die Politik der Mäßigung, welche der Vierbund [d. i. die Quadrupelallianz zwischen Österreich, Russland, Großbritannien und Preußen, SK] bis zum Aachener Kongresse eingehalten, ging zu Ende; die Macht, welche die Führerrolle in der europäischen Allianz errungen hatte, bekannte sich fortan offen zu den Grundsätzen der Unterdrückung.<sup>648</sup>

Diese Politik habe Österreich auch im Bundestag fortgesetzt: „Die Hebel der Angst und Einschüchterung [...] mußten in Frankfurt nochmals angesetzt werden.“<sup>649</sup> Metternich „wollte wie jener [Kaiser Franz II./I., SK] die revolutionären Ideen der Völker durch eine scharfe polizeiliche Aufsicht bändigen, den Ehrgeiz der beiden aufstrebenden jungen Ostmächte unter dem Scheine zärtlicher Freundschaft zügeln“<sup>650</sup>. Obwohl faktisch Preußen an der Politik der Restauration maßgeblich beteiligt war, erreicht Treitschke es, die restriktiven Maßnahmen ganz aufs österreichische Konto zu verbuchen, indem er die Handlung in dem Abschnitt zu den Karlsbader Beschlüssen vorrangig von österreichischen Akteuren vorantreiben lässt, insbesondere Metternich und Kaiser Franz. Zudem betont Treitschke die Unnatürlichkeit des deutschen Dualismus und des Zusammengehens von Österreich und Preußen<sup>651</sup> und schmettert ein „Los von Österreich“ als Allheilmittel für deutschnationale Wunden in den Text<sup>652</sup>.

Österreich habe aber nicht nur mittels Angst und Gewalt regiert, der Staat und seine Vertreter hätten auch selbst Angst gehabt, beispielsweise vor dem Patriotismus ihres norddeutschen Nachbarn: „die natürliche Angst vor der nationalen Leidenschaft der norddeutschen Patrioten.“<sup>653</sup> Auch vor kriegerischen Auseinandersetzungen hätte Österreich (und England) sich gefürchtet, beispielsweise am Ende der Befreiungskriege 1814: „Preußen und Rußland forderten eine entschlossene Kriegführung, Österreich und England wichen der Entscheidung ängstlich aus.“<sup>654</sup> Verborgener hinter einer Maske aus Stolz und Zuversicht habe sich diese Angst auch bei Metternich gezeigt, der um die Schwäche des österreichischen Staates, insbesondere seiner Armee gewusst habe: „Und doch verbarg sich hinter der stolzen Zuversicht die stille Angst: Metternich fürchtete den Krieg, weil er die Schwäche des vernachlässigten österreichischen Heerwesens kannte, er fürchtete mehr noch die Revolution.“<sup>655</sup> Metternichs Angst habe stetig zugenommen und sei zu einer geradezu krankhaften Fixierung geworden:

---

<sup>648</sup> DG II, S. 559.

<sup>649</sup> DG II, S. 559.

<sup>650</sup> DG I, S. 590.

<sup>651</sup> DG I, S. 558.

<sup>652</sup> DG III, S. 671.

<sup>653</sup> DG I, S. 400.

<sup>654</sup> DG I, S. 521.

<sup>655</sup> DG II, S. 124.

Je klarer jedes neue Jahr bewies, daß die lebendigen Kräfte der Geschichte vor den Schranken der Wiener Verträge nicht stillstehen konnten, um so krampfhafter ward die Furcht des Ruheseligen [Metternich, SK] vor der Revolution, bis endlich fast in allen seinen Sendschreiben das sorgfältig ausgemalte Schreckbild des drohenden allgemeinen Weltbrandes wie die fixe Idee eines Geisteskranken wiederkehrte.<sup>656</sup>

Indem Treitschke in den Beschreibungen Österreichs beide Positionen, die des Angst Machens und die des Angst Habens, vereint, stellt er diesen Staat sowohl männlich-aggressiv als auch unmännlich-ängstlich dar. Aus der Angst kann dann in der Leserwahrnehmung eher unmännliche Feigheit denn weibliche Ängstlichkeit werden: nur feige Menschen sind gegenüber Schwächeren brutal und gegenüber Stärkeren ängstlich. Zugleich bestärkt dieses Schwanken von Zuschreibungen den Eindruck von Unbeständigkeit und Nicht-Identität Österreichs.

#### II.4.2 Passivität

Während die Historiker Preußen mit Aktivität, Tatkräftigkeit und Arbeit verbinden, beschreiben sie nicht-preußische Staatswesen eher als unbeweglich, tatenarm, bequem. Auf darstellerischer Ebene entsteht diese Wirkung allein schon durch die Perspektivierung. Die hier untersuchten kleindeutsch-preußischen Geschichten erzählen ‚Geschichte‘ aus preußischer Perspektive – Preußen ist, narratologisch gesprochen, als ‚runder‘ Charakter angelegt. So werden die Leser beispielsweise detailreich über wirtschaftlich-ökonomische Anstrengungen, militärisch-taktische Überlegungen etc. der politischen Akteure Preußens informiert<sup>657</sup>, während nichtpreußische Charaktere, ihre Handlungen und deren Beweggründe vergleichsweise ‚flach‘ verbleiben. Aus dieser Schiefelage der Darstellung heraus kann bereits in Teilen ein Eindruck von Untätigkeit oder auch Passivität entstehen. Zugleich erwecken diese punktuell erfolgenden Schilderungen den Eindruck von Inkohärenz, Zerrissenheit oder

---

<sup>656</sup> DG II, S. 125.

<sup>657</sup> So beschreibt Ranke ausführlich die Wirkung außerordentlicher Ausgaben unter Friedrich Wilhelm I. in den vom Dreißigjährigen Krieg besonders betroffenen Gebieten wie der Provinz Preußen: er betont die häufige Anwesenheit des Königs – „in den Jahren 1721, 24, 26, 28, 31, 36 ist er selber in Preußen gewesen“ –, die Kontrolle, die Friedrich Wilhelm über die Verbesserungen gehabt habe – „er hat die Pläne entworfen und ihre Ausführung überwacht“ – die Zügigkeit der Handlungen – „Im Jahre 1722“, „*schon* waren die Häuser gebaut“, „Im Jahre 1736 zählte man *schon* 332 mit bäuerlichen Wirthen neu besetzte Dörfer“ – die Fülle der neu angesiedelten Menschen – „Schwaben, Franken, Niedersachsen in guter Zahl“, „die Anzahl dieser Colonisten mochte sich gegen das Jahr 1730 auf 17,000 belaufen. Eine ungefähr gleiche machten die Salzburger aus“; alle Zitate PG I, S. 476; Hervorhebungen SK. Die Beschreibung wirtschaftlicher und militärischer Verhältnisse und Bestrebungen findet man bei Ranke bspw. PG I, S. 143-155, S. 440-484. Ausführungen zu Bildung und Wissenschaft unter Friedrich I. bzw. unter Friedrich Wilhelm I. auf S. 110-123 sowie S. 485-489. Die Detailliertheit dieser Ausführungen verstärkt sich dann noch für die Schilderung der Regierung Friedrichs II., wo nicht nur die ersten Handlungen seiner Regierung ausführlich beschrieben werden (PG II, S. 45-79), sondern auch die „Einrichtung der preußischen Regierung in Schlesien“ auf gut 30 Seiten (PG II, S. 459-490) sowie Kapitel zur „Coccejische[n] Justizreform“ (PG III, S. 383-400), „Administration und Armee“ (PG III, S. 401-427), „Kirche, Wissenschaften“ (PG III, S. 428-446), zur „Gesellschaft in Sanssouci“ (S. 447-464) und zu „Meinungen und Regierungsweise des Königs“ (PG III, S. 465-492).

auch Beliebigkeit. Während der erzählerische Fokus auf Preußens Handlungen liegt und dessen kontinuierlich dargestellte Aktivität, Selbstständigkeit und (wirtschaftlichen wie historischen) Erfolg narrativ kohärent miteinander verknüpft, ergibt die auf darstellerischer Ebene entstehende Inkohärenz und ‚Flachheit‘ nichtpreußischer Staatswesen in Kombination mit negativen inhaltlichen Schilderungen den Konnex von Inkohärenz, Passivität, Niedergang und Verfall.

Dieser quasi non-deskriptive, schon allein durch die Erzählstruktur hervorgerufene Eindruck von Passivität wird auf der Darstellungsebene noch gestützt durch direkte Zuschreibungen von Untätigkeit, Inaktivität und Unbeweglichkeit an nichtpreußische Akteure, bspw. über Figurenbeschreibungen. So können Treitschkes Schilderungen eines unmilitärischen Österreich als Beschreibungen von dessen Untätigkeit gelesen werden; zugleich verweist der Historiker die Habsburgerdynastie auf eine unmännlich-weibliche Position: Treitschke konstatiert im Kontext der Debatten über die Bundeskriegsverfassung am Frankfurter Bundestag 1818: „ohnehin fehlte dem Wiener Hofe gänzlich der militärische Sinn, das Verständnis für die sittliche Bedeutung der Heeresverfassung“<sup>658</sup>. Allerdings habe der „entschieden militärische[] Charakter“<sup>659</sup> der „neue[n] Zeit“<sup>660</sup> sogar hier Zugeständnisse erzwungen:

Selbst dies Österreich, damals der am wenigsten militärische unter den großen Staaten des Festlandes, durfte die ungeheure Macht der neuen massenhaften Heere nicht ganz verkennen. Vor fünfzig Jahren hatte man noch über den militärischen Anstrich des preußischen Hofes vornehm gespottet, jetzt war die preußische Sitte allgemein eingebürgert, und auch der waffenscheue Kaiser Franz mußte zuweilen in der Uniform erscheinen.<sup>661</sup>

Dass Arbeit für Preußen reserviert wird und kaum bis gar nicht mit nicht-preußischen Staaten in Verbindung gebracht wird, haben wir oben bereits gesehen<sup>662</sup>. Hier sei nochmals an die Schilderungen von Kaiser Franz II./I erinnert, der in Mußestunden Vogelbauer lackiert habe. Vor allem aber geschieht die Ausgrenzung Nichtpreußens aus dem Bereich ‚Arbeit‘ über die

---

<sup>658</sup> DG II, S. 155.

<sup>659</sup> DG I, S. 584.

<sup>660</sup> DG I, S. 584.

<sup>661</sup> DG I, S. 584. Hier klingt ein größerer Zusammenhang an: der Wechsel der Zeiten. An anderer Stelle beschreibt Treitschke den Kampf zwischen Preußen und Österreich als den „große(n) Kampf zweier Jahrhunderte, der alte unversöhnliche Gegensatz österreichischer und preußisch-deutscher Politik“. „Dort“ (auch räumlich zu sehen, aus Sicht des – norddeutsch-preußischen – Lesers) „das *Haus Österreich* mit der dichten Schar der Enthusiasten und der Partikularisten, jubelnder Beifall der liberalen Welt, tönende Worte, [...] ein unbestimmtes Glück [...] hohle Phrasen“. „Hier Preußen *allein*, verwünscht von der Nation, ein kaltes Nein den hochfliegenden Plänen der Gegner entgegensetzend. Und doch barg sich hinter dieser ablehnenden, scheinbar unfruchtbaren Haltung der einzige *Gedanke*, der uns retten konnte. Die ganze *Zukunft* deutscher Politik hing daran, daß Preußens verständige Redlichkeit triumphierte über dies Bündnis der *Unklarheit* und der *Lüge*.“ Preußen hält den einzig rettenden Gedanken bereit, dagegen stimmen „die Gegner nur in ihrem Hasse, nicht in irgendeinem politischen Gedanken überein[]“; DG III, S. 36; Hervorhebungen SK.

<sup>662</sup> Kap. II.2.3.

Nichterwähnung derselben und den gerade geschilderten, strukturell bedingten Informationsmangel in Bezug auf ‚flache‘ Charaktere. Dagegen erfolgt die Zuschreibung von Passivität bei den Historikern sehr viel direkter.

Passivität kann auf (weiblich konnotierter) Schwäche oder fehlendem (männlichen) Willen beruhen. Ranke stellt die österreichischen Minister Starhemberg, Sinzendorf und Königsegg beim Thronwechsel 1840 als schwache Männer dar, die einen Wechsel des politischen Systems nicht hätten durchsetzen können:

Bei dem Tode Carls VI [sic!] erwartete man nun eine Veränderung seines Systems um so mehr, da der Gemahl der Nachfolgerin, der Großherzog von Toskana, sich von jeher zu den älteren Ministern gehalten hatte. Wären diese nur auch Männer gewesen, die sich selber geltend zu machen vermocht hätten.<sup>663</sup>

Im Folgenden charakterisiert er die drei österreichischen Minister dann noch näher. Während der alternde Sinzendorf gar nicht mehr ernsthaft gearbeitet hätte, sei es dem Grafen Starhemberg „mit den eigentlichen Geschäften bei weitem ernster“<sup>664</sup> gewesen. So habe er sich als Bankpräsident „den Anforderungen des Hofes nachdrücklich“<sup>665</sup> widersetzt und anders als Sinzendorf auch nicht versucht „mit mancherlei Wissen zu glänzen“<sup>666</sup>, stattdessen mehr seinen Scharfsinn und seine Urteilskraft geschärft<sup>667</sup>. „[A]llein“<sup>668</sup> zum richtigen Mannsein habe es ihm dann aber doch an Stehvermögen gemangelt, habe er doch nicht die Energie besessen, seine Meinungen standhaft zu verteidigen: „Es genügte ihm, sie auszusprechen; hierauf schien er zu erschlaffen oder machte seinem Unwillen in unfruchtbaren Sarkasmen Luft.“<sup>669</sup> Sein Kollege Graf Königsegg „galt“<sup>670</sup> „als gebildeter Weltmann mit „Talent“<sup>671</sup> aber ohne „Wärme und Thatkraft“<sup>672</sup>, er habe sich im Hintergrund gehalten, möglicherweise „aus Schwäche des Charakters oder aus Vorsicht und vermeinter Klugheit“<sup>673</sup>. Der Historiker verbindet also die Passivität dieser unmännlich schwachen Männer mit einer daraus resultierenden Starrheit des politischen Systems – Unmännlichkeit und Schwäche erzeugen hier Unbeweglichkeit, Passivität und Starrheit. Umgekehrt macht Ranke aber wiederum die Starrheit des politischen Systems für die Passivität dieser Akteure

---

<sup>663</sup> PG II, S. 186.

<sup>664</sup> PG II, S. 186.

<sup>665</sup> PG II, S. 186.

<sup>666</sup> PG II, S. 187.

<sup>667</sup> PG II, S. 187.

<sup>668</sup> PG II, S. 187.

<sup>669</sup> PG II, S. 187.

<sup>670</sup> PG II, S. 187.

<sup>671</sup> PG II, S. 187.

<sup>672</sup> PG II, S. 187.

<sup>673</sup> PG II, S. 187.

verantwortlich. Die Antriebslosigkeit der drei Minister sei nämlich in der fehlenden Mitsprachemöglichkeit im österreichischen Regierungssystem begründet gewesen:

Das vergebliche und kaum eingestandene Widerstreben gegen einen höheren Willen den sie nicht bekämpfen durften, und den sie doch nicht für wohlgeleitet hielten, hatte in ihnen allen eine Anspannung hervorgebracht, welche die Dinge gehen läßt wie sie mögen.<sup>674</sup>

Was hier Ursache, was Wirkung ist, lässt sich kaum entscheiden – als ‚Botschaften‘ vermittelt der Text aber zum einen, dass wahre Männer tatkräftig die Welt verändern würden; zum anderen, dass Zwang zur Unterordnung aktive Partizipation verhindere und möglicherweise vorhandene männliche Energien negativ binde. Auch dies steht wieder im Gegensatz zu der freiwilligen Einordnung in die Unterordnung unter einen höheren Willen, wie die Historiker sie für die preußische Gesellschaftsordnung beschreiben.

### *Unbeweglichkeit*

Passivität kann auch als Unbeweglichkeit beschrieben werden. Im 19. Jahrhundert zählten Fortschritt und Entwicklung zu zentralen Kategorien von Männlichkeit – Stillstand oder sogar Rückschritt wurde für den männlichen Identitätsentwurf geradezu zu einer Bedrohung<sup>675</sup>. Indem Treitschke mehrfach gleich zu Beginn seiner *Deutschen Geschichte* die Unbeweglichkeit des (habsburgischen) Kaiserhauses betont<sup>676</sup>, legitimiert er retrospektiv die Exklusion Österreichs durch die kleindeutsche Reichsgründung. Aus kleindeutsch-protestantischer Geschichtssicht heraus trug auch die Nähe Österreichs zu Rom und dem katholischen Glauben zu dieser Legitimation bei; diese Wesensverwandtschaft habe sich u. a. in der unbeweglichen Starrheit beider Herrschaftssysteme gezeigt: „Hier [in Wien, SK] wie dort [in Rom, SK] dieselbe starre Unbeweglichkeit in allen Stürmen der Jahrhunderte“<sup>677</sup>. An anderer Stelle bezeichnet Treitschke den kaiserlichen Hof als „Macht des Beharrens“<sup>678</sup>. Die Bequemlichkeit des kaiserlichen Regiments habe auch auf dessen Untertanen abgefärbt: „Die Völker Österreichs sahen sich nur ungerne aufgestört aus der bequemen Ruhe der jüngsten vier Jahre“<sup>679</sup>; im Breisgau habe man sich unter der badischen Regierung „zurück nach dem schlaffen, bequemen Regimente“<sup>680</sup> von Kaiser Franz II./I. geseht. Dieser pflegte „alle

---

<sup>674</sup> PG II, S. 187.

<sup>675</sup> Kessel, Langeweile, S. 79: „Das Deutungsmuster Zukunft kann im Nachdenken über (männliche) Identität seit dem 18. Jahrhundert kaum überschätzt werden. Die redundante Bewegungsmetaphorik des 18. und 19. Jahrhunderts assoziierte Stillstand [...] mit Tod“. Vgl. auch ebd., S. 181.

<sup>676</sup> „Das Kaisertum hielt in allem Wandel der Zeit die alten Ansprüche monarchischer Machtvollkommenheit fest und gestattete niemals, daß ein Reichsgesetz ihm den Umfang seiner Rechte fest begrenzte.“; DG I, S. 9.

<sup>677</sup> DG I, S. 12.

<sup>678</sup> DG I, S. 32.

<sup>679</sup> DG I, S. 461.

<sup>680</sup> DG I, S. 520.



Neuerungsvorschläge beseitezuschieben [...] mit der gelassenen Bemerkung: „Darüber muß man schlafen.“<sup>681</sup>.

Der österreichische Stillstand gerät Treitschke zu einem Moment der Kontinuitätserzeugung, wenn er das Fortbestehen von Franz' Passivität über dessen Tod hinaus betont: so sei zwar mit dem Ableben Kaiser Franz' die „mechanisch leitende und hemmende Kraft des monarchischen Willens“<sup>682</sup> weggefallen. Trotzdem habe Metternich, selbst „eine ruheselige Natur“<sup>683</sup>, die „jede Neuerung verabscheute“<sup>684</sup>, „dem preußischen Hofe erhaben [versichert]: alles bleibe unverändert, Österreichs großartige Ruhe sei eine Lehre für alle vom Fortschritt gepeinigten Völker“<sup>685</sup>. In Franz II./I. politischem Testament für seinen Nachfolger Ferdinand I. habe sich „obenan natürlich der bewährte Grundsatz“<sup>686</sup> befunden: „Regiere und verändere nicht.“<sup>687</sup> Als Berater sei dem Nachfolger sein Onkel Ludwig<sup>688</sup> empfohlen worden, den Treitschke wie folgt charakterisiert: „Im Kleinen emsig, im Großen völlig urteilslos, ähnelte er dem alten Kaiser sehr und machte, obwohl er erst fünfzig Jahre zählte, schon den Eindruck eines *erstarrten Greises*.“<sup>689</sup> Im Rahmen der Befreiungskriege kontrastiert Treitschke mehrfach die Unbeweglichkeit Österreichs direkt mit preußischer Aktivität: Während „die Hofburg den Krieg nur mit halbem Herzen führte“<sup>690</sup> und „[d]ie altgewohnte, unbehilfliche Schwerfälligkeit der Führung und Verwaltung des österreichischen Heeres [...] wieder den Spott der französischen Soldaten“<sup>691</sup> erregt habe, habe Preußen vor Energie und Tatendrang nur so gestrotzt: „Nur im preußischen Lager lebte das leidenschaftliche Verlangen nach großen, durchschlagenden Entscheidungen und das stolze Selbstvertrauen, das den Sieg verbürgt“<sup>692</sup>. Anderswo vergleicht der Historiker den österreichischen Oberbefehlshaber Schwarzenberg mit dem preußischen Generalquartiermeister Gneisenau: „In Schwarzenbergs schlaffer Bedachtsamkeit und Gneisenaus genialer Kühnheit fand der Gegensatz der österreichisch-englischen und der preußisch-russischen Politik seinen getreuen Ausdruck.“<sup>693</sup> Wiederholt habe in diesen Kriegen preußische Spannkraft erfolglos versucht, österreichische Schlaffheit zu Taten zu

---

<sup>681</sup> DG IV, S. 509. Anderswo bezeichnet Treitschke Kaiser Franz als „staaren Despoten“, seine Haltung als „pedantisches Haften am Althergebrachten“; DG I, S. 555.

<sup>682</sup> DG IV, S. 509.

<sup>683</sup> DG I, S. 702.

<sup>684</sup> DG I, S. 702.

<sup>685</sup> DG IV, S. 510.

<sup>686</sup> DG IV, S. 511.

<sup>687</sup> DG IV, S. 511.

<sup>688</sup> Ludwig von Habsburg-Lothringen (1784-1864).

<sup>689</sup> DG IV, S. 511; Hervorhebung SK.

<sup>690</sup> DG I, S. 461.

<sup>691</sup> DG I, S. 461.

<sup>692</sup> DG I, S. 462.

<sup>693</sup> DG I, S. 477.

bewegen: Napoleons Auftauchen bei der Schlacht von Dresden 1813 habe „im Kriegsrate der Monarchen [...] Kleinmut und Schrecken“<sup>694</sup> erregt, nur Preußen habe noch den Mut zum Schlagen gehabt: „die gelehrten Kriegskünstler des österreichischen Hauptquartiers dachten schon ohne Schlacht abzuziehen, nur der entschiedene Widerspruch des Königs von Preußen zwang sie, den Angriff zu wagen.“<sup>695</sup> Im Winterfeldzug 1814 habe „der alte Held“<sup>696</sup> Blücher gehofft, „den zaudernden Schwarzenberg mit sich zum gewissen Siege fortzureißen.“<sup>697</sup> Während Blücher zügig und zielstrebig, „[o]hne ernsten Widerstand zu finden“<sup>698</sup>, durch Lothringen gezogen sei, „sich in kühner Schwenkung südwestwärts“<sup>699</sup> wendend, seien die Alliierten zerrissen gewesen: „Im großen Hauptquartier [...] herrschte wieder Zwietracht und Ratlosigkeit“<sup>700</sup>. Durch die Einnahme der Festung Langres sei „gar nichts gewonnen“<sup>701</sup> gewesen, die Kriegführung der Alliierten in Don Quichottescher Manier „gegen Berge und Flüsse gerichtet[]“<sup>702</sup> und von „jedem unbefangenen Kopfe“<sup>703</sup> unschwer als „Torheit“<sup>704</sup> erkennbar, aber: „Nur umso zäher hielten die gelehrten Strategen“<sup>705</sup> an ihren Prinzipien fest<sup>706</sup>. Die Kriegshandlungen auf deutschem Boden während der Napoleonischen Kriege, „das Eingreifen ausländischer Gewalten“<sup>707</sup> in Deutschland erklärt Treitschke mit der Passivität der deutschen Staaten, die sich Veränderung in Form von Reformen widersetzt hätten<sup>708</sup>. Nur durch eigenständige Aktivität wird man also unangreifbar; weiblich besetzte Passivität öffnet das (Staats)Subjekt und erlaubt das ungewollte Eindringen fremder Mächte. Neben Unbeweglichkeit und Starrheit wird aber auch eine zu große Beweglichkeit, die in Richtung Unruhe oder Unbeständigkeit geht, von den Historikern negativ gewertet. So schreibt Ranke zu den polnischen Eroberungsplänen August II.: „Eben um der *anstößigen Beweglichkeit der sächsischen Politik* ein Ende zu machen, waren die Mächte [Preußen und

---

<sup>694</sup> DG I, S. 472.

<sup>695</sup> DG I, S. 472.

<sup>696</sup> DG I, S. 524.

<sup>697</sup> DG I, S. 524.

<sup>698</sup> DG I, S. 524.

<sup>699</sup> DG I, S. 524.

<sup>700</sup> DG I, S. 524.

<sup>701</sup> DG I, S. 524.

<sup>702</sup> DG I, S. 524.

<sup>703</sup> DG I, S. 524.

<sup>704</sup> DG I, S. 524.

<sup>705</sup> Treitschke nennt den mit dem Oberbefehl betrauten österreichischen Generalfeldmarschall Karl Fürst zu Schwarzenberg; Knessebeck und die österreichischen Generäle Friedrich Karl Freiherr von Langenau und Duca die er zuvor schon als „Theoretiker“ (DG I, S. 461; auch DG I, S. 514) charakterisiert hat, „denen nichts schrecklicher war als das Wagnis der Feldschlacht“ (DG I, S. 461); ihr Kriegsplan sei dementsprechend „[k]lättern, mattherzig“ gewesen“ (DG I, S. 514).

<sup>706</sup> DG I, S. 524.

<sup>707</sup> DG I, S. 141.

<sup>708</sup> „Deutschland aber war, da alle seine Staaten sich dem unabweisbaren Werke der Reform versagten, wieder in der gleichen Lage wie zur Zeit Gustavs Adolfs“; DG I, S. 141.

Russland und Österreich, SK] seit einiger Zeit in Unterhandlungen begriffen“<sup>709</sup>. Nach dem Tod Augusts resümiert Ranke: „Es war an sich von Bedeutung, daß diese unaufhörlich unruhige Kraft verschwand, welche Osten und Westen zu bewegen, die verschiedenen Systeme der Politik umzugestalten sich vermaß“<sup>710</sup>. Nicht nur habe August sich in seiner Absicht, den Lauf der Welt zu ändern, vermessen. Auch sein Bewegungsverhalten wird als unaufhörlich unruhig beschrieben und erscheint damit wiederum maßlos und unkontrolliert.

#### II.4.3 Heimlichkeit und Lüge

Spätestens seit dem 18. Jahrhundert sind verborgenes Handeln und listiges Sprechen weiblich konnotiert. Christine Garbe hat für das Frankreich des 18. Jahrhunderts die Verbindung von Weiblichkeit und Heimlichkeit oder List am Beispiel von Rousseaus wirkmächtiger Unterscheidung von weiblicher und männlicher *Sprache* gezeigt:

Im Gegensatz zum Jungen dient dem Mädchen die Sprache nicht primär dazu, sich verständlich zu machen, sondern „zu gefallen“, das heißt: zu verführen. Die Bedeutung des Wortes ist dabei zweitrangig gegenüber ihrer Wirkung [...]. Die Rede des Jungen wird strukturiert durch das Gebot der Nützlichkeit und der Transparenz; ihm geht es um Wissen, nicht um Wirkung. Folglich wird seine Rede bestimmt durch das Verhältnis von Sprecher – Zeichen – Sache; er soll sich ausschließlich auf die Dingwelt beziehen. Die Rede des Mädchens dagegen ist strukturiert durch das Gebot der Wirkung auf andere. Dadurch tritt das Verhältnis Signifikant – Signifikat – Referent in den Hintergrund gegenüber dem Verhältnis von Sprecher – Zeichen – Adressat. Letzterer wird zum eigentlichen Objekt weiblichen Erkenntnisinteresses: Dessen Neigungen, Vorlieben, Schwächen, Charakterzüge etc. muß die Frau erforschen, um kalkulieren zu können, welche Wirkung eine von ihre ausgesandte Botschaft auf andere ausüben wird.<sup>711</sup>

Bedeutung und Inhalt von Sprache also würden nach Rousseau beim weiblichen Sprechen gegenüber der Wirkung des Gesagten auf den Adressaten zurücktreten. Dem „direkten, unverstellten Sprechen des Mannes“ stehe die „List als genuine Kommunikationsstrategie der Frau“<sup>712</sup> gegenüber, mit der „sie ihre Absicht zu verbergen weiß“<sup>713</sup>: „Weder teilt es [das Mädchen, SK] mit, daß es begehrt, noch, was es begehrt.“<sup>714</sup>

Die Nachhaltigkeit dieser Weiblichkeitsvorstellungen belegen Studien wie die von Urte Helduser zum literarischen Thema der „Maskerade“ als „weibliche Natur“<sup>715</sup>: in medizinischen und anthroposophischen Diskursen um 1900 wurde die „Eigenschaft der

<sup>709</sup> PG I, S. 363.

<sup>710</sup> PG I, S. 370.

<sup>711</sup> Christine Garbe, Die ‚weibliche‘ List im ‚männlichen‘ Text. Jean-Jacques Rousseau in der feministischen Kritik. Stuttgart, Weimar 1992 (zugl.: Berlin, Freie Univ., Diss., 1990), S. 103f.

<sup>712</sup> Garbe, List, S. 104; Hervorhebung SK.

<sup>713</sup> Garbe, List, S. 104.

<sup>714</sup> Garbe, List, S. 106.

<sup>715</sup> Urte Helduser, „Maskerade“ als „weibliche Natur“. Literatur und Geschlechterdiskurs um 1900, in: Der Deutschunterricht 2 (2000), S. 15-26.

„Verstellung“ [...] als Charakteristikum des Weiblichen erörtert<sup>716</sup>. In der Literatur sei Maskerade zu einem Schlüsselmotiv der Weiblichkeitsdarstellung geworden<sup>717</sup>.

In den Ausführungen zu Preußen haben wir gesehen, welchen zentralen Platz die Offenheit des preußischen Handelns, die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit preußischen Sprechens und Tuns in den Charakterisierungen von Ranke, Droysen und Treitschke einnimmt. Die Handlungen und Äußerungen nichtpreußischer Staatswesen erhalten dagegen häufig Zuschreibungen aus dem Feld der Heimlichkeit und Lüge<sup>718</sup>.

Ranke bezweifelt beispielsweise Österreichs Aufrichtigkeit im den Allianzen von Wien (1725) und betont zugleich dessen eindeutig weiblich konnotierte Schwäche: „Bei alle dem möchte man beinahe zweifeln, ob es dem Wiener Hofe rechter Ernst damit gewesen ist, ob er nicht bloß [sic!] dem stürmischen Verlangen der Spanier nachgegeben hat.“<sup>719</sup> Englands Politik im Vorfeld des Zweiten Schlesischen Krieges – einerseits Annäherung an Preußen, andererseits Subsidienzahlung an Sachsen und Österreich – beschreibt Ranke als ähnlich widersprüchlich wie die österreichische<sup>720</sup> und paraphrasiert resümierend Friedrich II.: „dem König Friedrich erschienen sie [die Widersprüche, SK] entweder als Schwäche oder als Zweizüngigkeit.“<sup>721</sup> Die Unglaubwürdigkeit Englands veranschaulicht Ranke auch an anderer Stelle, etwa wenn er von den Übertreibungen des englischen Hofes berichtet<sup>722</sup>. August II. von Sachsen wird von Ranke wenn nicht direkt mit Verlogenheit, so aber mit Geheimniskrämerei und weiblich konnotierter List in Verbindung gebracht, wenn Ranke von dessen „Vorliebe für die geheimen Wege der Politik“<sup>723</sup> berichtet: „wie er denn in Wien den Prinzen Eugen lieber vorbeiging, in Petersburg sich durch die Gemahlin seines Gesandten einen Zugang zu der weiblichen Umgebung der Kaiserin suchte.“<sup>724</sup> Auch der französische Kardinal Fleury wird von Ranke mit Listen und Ränken assoziiert: „Er besaß eine einzige Geschicklichkeit, die Fäden der Politik in seiner Weise fortzuspinnen“<sup>725</sup>. Die Metapher des

---

<sup>716</sup> Helduser, Maskerade, S. 20.

<sup>717</sup> Helduser, Maskerade, S. 19.

<sup>718</sup> Zum Thema Täuschung und Schwindel vgl. Christina von Braun, Versuch über den Schwindel. Religion, Schrift, Bild, Geschlecht, Zürich u. a. 2001.

<sup>719</sup> PG I, S. 199.

<sup>720</sup> Und verbindet dies mit einer Spekulation über mögliche verfassungsmäßige Ursachen: so sei diese Widersprüchlichkeit „[v]ielleicht [...] in einer parlamentarischen Regierung [...] nicht zu vermeiden“; PG II, S. 269. Vgl. auch PG II, S. 250: „In denselben Tagen des Februar [1741, SK], in welchen der preußische Gesandte Versicherungen erhielt, die ihm genügend erschienen, gingen dem Wiener Hofe viel bestimmtere Erklärungen zu“.

<sup>721</sup> PG II, S. 269.

<sup>722</sup> So habe England Klage gegen die preußische Rekrutierungspraxis erhoben; anstatt wie angegeben mehrerer hundert gepresster hannoverischer Untertanen seien jedoch nur zwanzig gefunden worden; PG I, S. 276.

<sup>723</sup> PG I, S. 357f.

<sup>724</sup> PG I, S. 358.

<sup>725</sup> PG II, S. 90.

Spinnens rührt an eine weibliche Tätigkeit, die Fingerspitzengefühl erfordert und im (geheimen) Kämmerlein stattfindet.

Insbesondere die Beziehungen zwischen Preußen und Österreich zeichnet Ranke als Gegensatz von gehaltenem Wort und gebrochenem Versprechen. Im Kontext der preußischen Ansprüche auf Jülich-Berg betont der Historiker die preußischen Zweifel gegenüber einer Vereinbarung mit dem Kaiser, und somit an der Glaubwürdigkeit habsburgischer Verabredungen<sup>726</sup>. Diese Zweifel seien durch ein kaiserliches Versprechen im Vertrag von Berlin<sup>727</sup> ausgeräumt worden: „Die Hauptsache ist, der Kaiser versprach, der König solle zum Besitz und Genuß von Berg gelangen“<sup>728</sup>. Dies Versprechen hätte sogar den sonst so misstrauischen preußischen König vertrauensvoll gestimmt: „Sonst so eifersüchtig auf deutliche und unzweifelhafte Bestimmungen für die Zukunft, entschloß sich Friedrich Wilhelm diesmal, die Erwähnung eines Äquivalents fallen zu lassen. Es schien ihm unmöglich, daß sich Östreich jemals von der Verbindung mit ihm lossagen sollte.“<sup>729</sup> Ranke betont die ergebene Freundschaft, die Friedrich Wilhelm gegenüber Österreich empfunden<sup>730</sup> und mit Taten bezeugt habe<sup>731</sup>; dem gegenüber stellt er die nur verbalen Beteuerungen des gegebenen Versprechens von Seiten Österreichs<sup>732</sup>. Als aber Friedrich Wilhelm schließlich Österreich zur Einlösung des Versprechens auffordert<sup>733</sup> habe der österreichische Sinzendorf eine eingehende Erörterung des Themas vermieden und sich in beredtes Schweigen gehüllt<sup>734</sup>. Vom Kaiser im Stich gelassen und betrogen<sup>735</sup>, muss der Preußenkönig gezwungenermaßen eine nochmalige politische Wende vollziehen<sup>736</sup> – was man hier auch als Unbeständigkeit Preußens auslegen könnte, verknüpft Ranke ursächlich mit dem österreichischen Wortbruch, verlagert also die Unbeständigkeit nach Österreich und spricht Preußens so von diesem Vorwurf frei. Am Ende dieser Episode lässt Ranke den König seinen Wunsch nach Rache und Gerechtigkeit prophezeiend aussprechen und zugleich die spätere Eroberung Schlesiens durch

<sup>726</sup> PG I, S. 234: so hätten Ilgen und Borcke für die Freundschaft mit dem Kaiser geraten, „wenn es dieser nur ernstlich meine.“

<sup>727</sup> 23. Dezember 1728.

<sup>728</sup> PG I, S. 236.

<sup>729</sup> PG I, S. 240.

<sup>730</sup> PG I, S. 344: „Der König von Preußen war ein so warmer Freund von Östreich, daß er ein Ereigniß, das ihm bedenklich scheinen konnte, als ein glückliches begrüßte“.

<sup>731</sup> PG I, S. 345: „Und sogleich gewährte dieser [Friedrich Wilhelm, SK] nochmals seine Unterstützung in der wichtigsten Angelegenheit“, nämlich der Garantie der Pragmatischen Sanktion durch das Reich.

<sup>732</sup> PG I, S. 344 und 345.

<sup>733</sup> „Der König forderte den Wiener Hof auf [...] seinen Versprechungen in der jülich-bergischen Angelegenheit nachzukommen“; PG I, S. 423.

<sup>734</sup> PG I, S. 423.

<sup>735</sup> „Es scheint beinahe, ruft der König aus, als habe man in Wien Treue und Glauben, wenigstens in Bezug auf uns, gänzlich bei Seite gesetzt; man will nach der Lehre Macchiavells nicht halbwegs böse sein, sondern ganz und gar; aber vielleicht kommt einmal eine Zeit, wo der Kaiser bereuen wird, daß er seinen besten Freund so empfindlich beleidigt und Andern aufopfert.“; PG I, S. 436.

<sup>736</sup> PG I, S. 436.

Friedrich II. als Ehrenrettung des Vaters erscheinen: „In dieser Stimmung [der Reue, SK] ist der Blick Friedrich Wilhelms eines Tages auf seinen Sohn gefallen, und er hat das prophetische Wort gesagt: „da steht Einer, der mich einmal rächen wird.“<sup>737</sup> Die Österreich zugeschriebene Unehrllichkeit, der Verrat und Wortbruch am preußischen ‚Freund‘ sowie die Treue eines Sohnes gegenüber dem Vater begründen und legitimieren schon an dieser Stelle proleptisch Friedrichs späteren Einfall in Schlesien<sup>738</sup>.

Auch bei Droysen werden nicht-preußische Akteure mit Verstellung, Schauspielerei und Verlogenheit in Verbindung gebracht, wie beispielsweise der Pfalzgraf von Neuburg, Gegner des Großen Kurfürsten im Jülich-Klevischen Erbfolgestreit. Die Schwierigkeiten, die der Pfalzgraf bezüglich der konfessionellen Bestimmungen in den die Erbmasse bildenden Herzogtümern Jülich, Kleve, Berg, den Grafschaften Mark und Ravensberg sowie der Herrschaft Ravenstein gemacht habe, deklassiert Droysen als „angebliche[] Gewissensscrupeln“<sup>739</sup>. Auch die Schweden, brandenburgische Gegner in Bezug auf Pommern, hätten sich der Verstellung bedient, um auf dem Friedenskongress zu Osnabrück ihre Interessen durchzusetzen: „Die Schweden glaubten, oder gaben vor zu glauben, daß der Kurfürst entschlossen sei, ihnen Pommern mit Gewalt zu entreißen“<sup>740</sup>. Österreich überbietet in seiner Verlogenheit auch in Droysens *Preußischer Politik* andere Staatswesen, wenn es versucht, Betrug auf Betrug zu häufen: „so würde die österreichische Politik verstanden haben zugleich mit dem Betrüge gegen den Vater [den Großen Kurfürsten, SK] den Sohn [Kurprinz Friedrich, SK] für den Betrug, den sie durch ihn gespielt, mit gleichem Betrüge zu strafen.“<sup>741</sup> Anderswo spricht Droysen vom „Trugspiel des Kaiserhofes“<sup>742</sup> und seinen „zweideutige[n] Wege[n]“<sup>743</sup>.

---

<sup>737</sup> PG I, S. 427.

<sup>738</sup> Zunächst setzt Friedrich zwar die Unterhandlungen mit Frankreich in Bezug auf Berg fort (PG II, S. 86-92), wobei Ranke die Kontinuität zwischen Vater und Sohn betont: „Der Auftrag, den er ihm [dem Gesandten Camas am französischen Hof, SK] gab, ging nun aber ganz nach dem Rathe seines Vaters dahin, die angebahnte Verbindung mit Frankreich noch weiter zu entwickeln“; PG II, S. 86. Nachdem die Verhandlungen mit Frankreich scheitern, wendet Friedrich sich an England (PG II, S. 92f.), Russland (PG II, S. 93-95) und Österreich (PG II, S. 97f.). Dann aber zeigt Ranke mit einigem Textaufwand (PG II, S. 116-123), dass das nicht gehaltene Versprechen bezüglich Berg die (ohnehin recht einseitige) Freundschaft zwischen Preußen und Österreich beendet und somit ganz andere, ältere und weitreichendere Ansprüche, nämlich auf Schlesien, wieder an die Oberfläche gebracht habe – allerdings unter Zurücknahme der zuvor angesprochenen Rachegelüste und ähnlicher leidenschaftlicher Emotionen preußischerseits: „Von Haß und persönlicher Rachsucht ist nicht die Rede, aber den Ehrgeiz hatten der Vater und der Sohn [Friedrich Wilhelm I. und Kronprinz Friedrich, SK] im höchsten Grade, und mußten ihn haben, sich nicht vernachlässigen und mißachten zu lassen. Da die bisherige Freundschaft aufhörte, so gab es wenigstens kein Hindernis mehr, die alten Ansprüche zur Sprache zu bringen, welche Brandenburg von jeher an Östreich erhoben hatte Es waren Forderungen von ganz anderer Bedeutung, als jene bergischen; auf einen nicht geringen Theil von Schlesien.“; PG II, S. 118. Der Übergang der Forderungen von Berg zu Schlesien habe demnach schon unter Friedrich Wilhelm stattgefunden, auch hier habe Friedrich II. die väterliche Politik fortgeführt.

<sup>739</sup> PP III 1, S. 225.

<sup>740</sup> PP III 1, S. 226.

<sup>741</sup> PP III 3, S. 546.

Treitschke bemerkt über Hortense de Beauharnais<sup>744</sup> und ihre Kinder: „Eugens Schwester Hortense [...] *spielte* mit bezaubernder Anmut die Rolle der bürgerfreundlichen Fürstin und wob noch eifriger als der Bruder an den Fäden der napoleonischen Verschwörung.“<sup>745</sup> Katharina von Russland habe ebenfalls nicht offen agiert, allerdings „bemühte [sie] sich kaum ihre Hoffnungen zu verbergen“<sup>746</sup> und so kommt es, dass trotz ihrer „unbestimmten Worte[]“<sup>747</sup> Preußens Minister Alvensleben „die *Hintergedanken* der Zarin sofort durchschaute“<sup>748</sup>. Treitschke beschreibt das Vorgehen der „fünf bayrischen Schwestern“<sup>749</sup> – Kaiserinwitwe Karoline Auguste, Erzherzogin Sophie, Prinzessin Elisabeth von Preußen, Königin Marie von Sachsen und Prinzessin Amalie Auguste von Sachsen – als verdecktes, maskiertes Agieren. So hätten die Fünf nach dem Tod Kaiser Franz’ I. eine „*stille, verhängnisvolle Wirksamkeit*“<sup>750</sup> aufgenommen, indem sie ihre Machenschaften hinter einem Schleier von Liebenswürdigkeit verborgen hätten: „Alle fünf zeichneten sich aus durch reiche Bildung und lebendiges Verständnis für ernste Gedanken; sie konnten, jede nach ihrer Weise, ungemein liebenswürdig *erscheinen*.“<sup>751</sup> Die bayerische Elisabeth von Preußen habe, „seit sie zur evangelischen Kirche übergetreten war, die Bestrebungen der Klerikalen nicht mehr *offen unterstützen*“<sup>752</sup> dürfen – es aber, so der Umkehrschluss auf Leserseite, verdeckt wohl durchaus getan. Auch sei „allen fünf [...] jene hochkonservative, „bourbonische“ Gesinnung gemein, welche an dem Hofe des alten Aufklärers Max Joseph *insgeheim* immer gepflegt wurde. [...] So entspann sich in der Hofburg ein *gefährlicher stiller Parteikampf*“<sup>753</sup>. Kaum treten also die Damen auf den Plan, wird unter der Maske höfischer Liebenswürdigkeit im Geheimen agiert.

Aber nicht nur das Verhalten von Frauen, auch das Handeln und Sprechen ganzer Staatswesen stellt Treitschke als hinterhältig und heimlich dar. Österreichs Herrschaft in Italien bezeichnet der Historiker als „Lüge der verhüllten Fremdherrschaft“<sup>754</sup>; eine staatstreue Presse habe „ungezählte k. k. Lügen über das verworfene italienische Sklavenvolk“<sup>755</sup> verbreitet.

---

<sup>742</sup> PP IV 3, S. 151.

<sup>743</sup> PP IV 3, S. 151.

<sup>744</sup> Hortense de Beauharnais (1783-1837). Sie war zeitweise Königin von Holland und Mutter des Kaisers Napoleon III.

<sup>745</sup> DG II, S. 334.

<sup>746</sup> DG I, S. 117.

<sup>747</sup> DG I, S. 117.

<sup>748</sup> DG I, S. 117; Hervorhebung SK.

<sup>749</sup> DG IV, S. 512.

<sup>750</sup> DG IV, S. 512.

<sup>751</sup> DG IV, S. 512; Hervorhebung SK.

<sup>752</sup> DG IV, S. 512; Hervorhebung SK.

<sup>753</sup> DG IV, S. 513; Hervorhebung SK.

<sup>754</sup> DG V, S. 703.

<sup>755</sup> DG V, S. 703.

Metternich schließt Verträge, die in ihren „nichtssagenden gewundenen Sätzen“<sup>756</sup> nur wenig Klares aussagen. Englands Politik habe „immer verstanden, ihre Absichten hinter großen Worten [...] zu verbergen.“<sup>757</sup> Über England und Frankreich schreibt er im Kontext des portugiesischen Thronfolgestreits: „Eine offene Intervention zugunsten des legitimen Rechts durften die Westmächte jetzt noch nicht wagen, nachdem sie soeben den Grundsatz der Nichteinmischung feierlich verkündigt hatten, *doch auf Schleichwegen* konnten sie ihr Ziel leicht erreichen.“<sup>758</sup> Nicht nur, dass England und Frankreich hier verdeckt agiert hätten, zudem hätten sie einen „Grundsatz“<sup>759</sup> propagiert, um im nächsten Moment völlig konträr zu handeln – neben die Heimlichkeit tritt Doppelzüngigkeit bis hin zur platten Verlogenheit. Treitschke spricht von der „Falschheit der Orleans“<sup>760</sup>; im Anschluss an den Befreiungskrieg lässt er Hardenberg voraussehen, „daß Frankreich im Vereine mit seinen alten Bundesgenossen auf dem Kongresse [von Châtillon<sup>761</sup>, SK] ein hochgefährliches Ränkespiel anzetteln würde“<sup>762</sup>. Frankreich und Österreich „betrügen“<sup>763</sup> beide den Großen Kurfürsten. In Württemberg konstatiert der Historiker „das der Stuttgarter Politik eigentümliche Halbdunkel.“<sup>764</sup>

Nicht nur Handeln und Sprechen, auch die ganze Daseinsform eines Staatswesens kann bei Treitschke auf Lug und (Be)Trug gegründet sein. So seien das (habsburgische) Kaisertum und das alte Reich im Anschluss an die Reformation selbst zu einer Lüge geworden: „Die alte [...] Reichsverfassung wurde seit dem Eindringen des Protestantismus zu einer hässlichen Lüge.“<sup>765</sup> Und: „Nur ein revolutionärer Entschluß, nur die Umwandlung des Heiligen Reichs in einen Bund weltlicher Staaten konnte die Nation erretten aus solcher Unwahrheit ihres politischen Lebens“<sup>766</sup>, die eben darin bestanden habe, dass ihre Regierung und Verwaltung („das amtliche Deutschland“<sup>767</sup>) katholisch blieb, während die deutsche Nation sich größtenteils dem protestantischen Glauben anschloss<sup>768</sup>.

---

<sup>756</sup> DG I, S. 508.

<sup>757</sup> DG I, S. 516.

<sup>758</sup> DG IV, S. 489; Hervorhebung SK.

<sup>759</sup> DG IV, S. 489.

<sup>760</sup> DG IV, S. 505.

<sup>761</sup> 5. Februar–19. März 1814.

<sup>762</sup> DG I, S. 532.

<sup>763</sup> DG I, S. 31.

<sup>764</sup> DG III, S. 313.

<sup>765</sup> DG I, S. 7.

<sup>766</sup> DG I, S. 8.

<sup>767</sup> DG I, S. 8.

<sup>768</sup> Solche Ausführungen sind im Kontext des Kulturkampfes zu lesen. Vgl zum Kulturkampf Borutta, Manuel, Antikatholizismus. Deutschland und Italien im Zeitalter der europäischen Kulturkämpfe. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2011 (zugl. Berlin, Diss. 2005).



Die Verbindung von Lüge und Heimlichkeit mit dem Katholizismus einerseits und weiblichem Agieren andererseits zeigt sich in der Episode des Glaubensübertritts von Friedrich Wilhelms III. Halbschwester Herzogin Julia von Anhalt-Köthen. Julia und ihr Gemahl seien, so berichtet Treitschke, 1825 in aller Heimlichkeit<sup>769</sup> zum Katholizismus konvertiert. Dass das herzogliche Ehepaar seine Untertanen von dem Übertritt nicht in Kenntnis gesetzt hatte, verbindet der Historiker nun nicht mit einem individuellen Hang zur Lüge – Heimlichkeit und Verlogenheit erscheinen in Treitschkes Darstellung als dem römisch-katholischen Glauben inhärent: „Nach dem altem Brauche römischer Ehrlichkeit [...] dachten die Bekehrten den Glaubenswechsel vor ihrem evangelischen Lande zunächst geheimzuhalten, was der Papst gern gestattete.“<sup>770</sup> Nachdem der „Vorfall [...] ruchbar“<sup>771</sup> geworden ist, habe Julia ihrem Halbbruder, dem preußischen König „in einem schwülstigen Briefe, dessen hohle Phrasen nur den phantastischen Rauch dieser romantischen Tage, nirgends den tiefen Ernst einer schwer erkämpften Überzeugung erkennen ließen“<sup>772</sup> den Übertritt mitgeteilt. In dieser Zitatstelle finden sich gleich mehrere Elemente der für die Darstellung nichtpreußischer Figuren reservierten Semantik: Inhaltslosigkeit, Flüchtigkeit von (romantischen) Ideen im Gegensatz zu festen Überzeugungen, Leichtfertigkeit statt tiefer Ernst. Alldem und insbesondere der Verlogenheit gegenüber steht dann die Antwort Friedrich Wilhelms III., die „mit schonungsloser Aufrichtigkeit“<sup>773</sup> auf Grund seiner „feste[n] evangelische[n] Überzeugung“<sup>774</sup> erfolgt und sogar, ganz entgegen der Heimlichkeit des schwesterlichen Schreibens, „mit Genehmigung des Königs“<sup>775</sup> veröffentlicht worden sei. Neben dem Gegensatz Evangelismus/Katholizismus steht hier wieder ein geschlechtlich konnotierter Gegensatz: während die Frau heimlich agiert und in schwülstigen Phrasen kein klares Bekenntnis ihres Glaubens ablegen kann, legt der Mann offen „vor der Welt ein Zeugnis“<sup>776</sup> ab „von der unveränderten Gesinnung seines Hauses“<sup>777</sup>. Zugleich tritt neben die Verbindung Frau–Katholizismus–Lüge noch die Verkehrung der Geschlechterverhältnisse: Bis auf seine Erwähnung beim Übertritt kommt Julias „Gemahl“<sup>778</sup>, der namentlich auch gar nicht genannt wird, nicht weiter in Erscheinung – als aktiv handelnde erscheint hier nur die Frau. Dieser aktive weibliche Part steht im Gegensatz zum bürgerlichen Weltbild und passt

<sup>769</sup> Allerdings mit Wissen Österreichs: „Kaiser Franz war in das Geheimnis eingeweiht“; DG I, S. 385.

<sup>770</sup> DG III, S. 385.

<sup>771</sup> DG III, S. 385.

<sup>772</sup> DG III, S. 385.

<sup>773</sup> DG III, S. 386.

<sup>774</sup> DG III, S. 386.

<sup>775</sup> DG III, S. 386.

<sup>776</sup> DG III, S. 386.

<sup>777</sup> DG III, S. 386.

<sup>778</sup> DG III, S. 385.

sich in Treitschkes Aufspaltung der erzählten Welt ein. Dieselbe Verbindung trat dem Lesenden schon bei den ultramontanen Damen am österreichischen Hof unter Ferdinand entgegen: mit der Schwäche des Mannes steigt die Macht der Frauen und der Kirche. Oder, im Umkehrschluss: sind weiblicher und kirchlicher Einfluss groß, handeln diese sogar selbst, dann hält kein starker Mann sie in Schach<sup>779</sup>.

Wiederum stellt Treitschke insbesondere die Politik Österreichs als eigennützig Ränke schmiedend, hinterlistig und unehrlich dar. „Hintergedanken Österreichs“<sup>780</sup>, „Gaunerkünste einer verlogenen Diplomatie“<sup>781</sup>, „die vollendete Verlogenheit der Wiener Politik“<sup>782</sup> und „österreichische[] Tendenzlügen“<sup>783</sup> hätten das Vorgehen einer „heimtückischen Hofburg, die ohne den Mut zu schlagen nach Ländergewinn trachtete“<sup>784</sup>, geprägt. „[F]rech und schamlos log“ nach Treitschke die „Hofburg“<sup>785</sup>, deren „Zweizüngigkeit“<sup>786</sup> er betont. Auf dem Wiener Kongress habe die Hofburg ein „treulose[s] Doppelspiel“<sup>787</sup> gespielt, ebenso Metternich: dessen Politik sei zwar „die Ausgeburt eines ideenlosen Kopfes“<sup>788</sup> gewesen, „aber diese Politik [...] verstand sich meisterhaft auf jene kleinen Künste gemütlich lächelnder Verlogenheit, worin von altersher die Stärke der habsburgischen Staatskunst lag.“<sup>789</sup> Österreichs Gesandter beim Bundestag in Frankfurt, Rudolf Graf Buol-Schauenstein<sup>790</sup> sei „ein mittelmäßiger Kopf ohne Urteil und Haltung, doch immerhin schlau genug, um in aller Gemütlichkeit ein kleines Ränkespiel anzuspinnen oder die Diplomaten der Kleinstaaten durch überströmende Schmeichelei und gelegentliche Lügen zu gewinnen.“<sup>791</sup> Auf den Karlsbader Konferenzen habe Österreich vergeblich versucht, „jene Krone, welche sich Kaiser Franz einst selber vom Haupte gerissen hatte, durch die Gaunerkünste einer verlogenen Diplomatie“<sup>792</sup> wiederzugewinnen. Die Annahme der Karlsbader Beschlüsse durch den

---

<sup>779</sup> Zur Verbindung von Frauen und Religion vgl. Monika Mommertz, Claudia Opitz-Belakhal (Hg.), Das Geschlecht des Glauben. Religiöse Kulturen Europas zwischen Mittelalter und Moderne, Frankfurt a. M. u. a. 2008. Zum protestantischen Milieu in Ostwestfalen bspw. vgl. Jüttemann, Veronika, Im Glauben vereint: Männer und Frauen im protestantischen Milieu Ostwestfalens 1845-1918 (= L'Homme Schriften, 16) (zugl. Univ. Bielefeld, Diss. 2006), Köln u.a. 2008.

<sup>780</sup> DG I, S. 638.

<sup>781</sup> DG II, S. 558.

<sup>782</sup> DG III, S. 728.

<sup>783</sup> DG III, S. 625.

<sup>784</sup> DG I, S. 451.

<sup>785</sup> DG I, S. 773.

<sup>786</sup> DG II, S. 132; auf Seite 162 ist es die "Zweizüngigkeit der Wiener Politik".

<sup>787</sup> DG I, S. 617.

<sup>788</sup> DG I, S. 591.

<sup>789</sup> DG I, S. 591.

<sup>790</sup> Rudolf Graf Buol-Schauenstein (1763-1834), Diplomat. Gesandter im Haag, in München, Florenz und Dresden sowie beim Bundestag in Frankfurt, 1823 Staatsminister und Präsident der Hofkammer.

<sup>791</sup> DG II, S. 134. Dagegen ragen fast alle Mitglieder des preußischen Staatsrates zumindest "irgendwie über die Mittelmäßigkeit" hinaus; DG II, S. 195.

<sup>792</sup> DG II, S. 558.

Bundestag sei Österreich nur mittels „Schlichen und Lügen“<sup>793</sup> und einer „letzten Fälschung“<sup>794</sup> gelungen, die Treitschke symbolhaft für das österreichische Vorgehen insgesamt deutet: „Unter solchen Anzeichen, mit einer gefälschten Abstimmung, begann die Herrschaft des Hauses Österreich am Deutschen Bundestage.“<sup>795</sup> Schließlich seien „Österreichs Ränken Tür und Tor geöffnet“<sup>796</sup> gewesen<sup>797</sup>.

Zum Exponenten österreichischer Verlogenheit gerät Treitschke Klemens Fürst von Metternich, seit 1809 Außenminister und ab 1821 als Hof- und Staatskanzler der Leiter der österreichischen Politik bis 1848. Schon während des Befreiungskrieges sei Metternich „ein Freund der sanften Mittel und der kleinen Ränke“<sup>798</sup> gewesen. Im Rahmen des Wiener Kongresses erwähnt Treitschke „Metternichs Arglist“<sup>799</sup> – „Niemand verstand wie er, in der Pause zwischen Diner und Maskenball eine diplomatische Intrigue einzufädeln [...] oder mit dem Ausdrucke wärmster Zärtlichkeit in den schönen blauen Augen einen Herzensfreund recht gründlich anzulügen.“<sup>800</sup> – und „seine angeborene Vorliebe für krumme Wege“<sup>801</sup>. Der österreichische Staatskanzler habe in Wien ein „unredliches Spiel“<sup>802</sup> gespielt, „nicht ehrlich“<sup>803</sup> vermittelt und die Aufgabe gehabt „zu täuschen, [...] hinauszuschieben und [...] zu widersprechen“<sup>804</sup>. Im Kontext der Gebietsverhandlungen zwischen Bayern und Österreich, die zum Vertrag von München führten, „gestand [Metternich, SK] mit gewohnter Gewissensruhe ein, daß er [...] seine bayrischen Freunde durch unerfüllbare Versprechungen betrogen hatte.“<sup>805</sup> „Metternich log mit Bewußtsein“<sup>806</sup> über das Ausmaß revolutionärer Umtriebe in Preußen und habe somit unter Vorspiegelung falscher Tatsachen zur preußischen Demagogenverfolgung angestiftet. Als „[u]nglaublich“

<sup>793</sup> DG II, S. 562. U. a. durch „die Lüge, daß Deutschland vor einer eingebildeten Gefahr gerettet worden sei“; DG II, S. 558.

<sup>794</sup> DG II, S. 562.

<sup>795</sup> Alle Zitate DG II, S. 562.

<sup>796</sup> DG IV, S. 117.

<sup>797</sup> DG III, S. 36. Diese Darstellung Österreichs steht wieder deutlich im Kontrast zur proklamierten preußischen Offenheit und Ehrlichkeit: "Die ganze Zukunft deutscher Politik hing daran, daß Preußens verständige Redlichkeit triumphierte über dies Bündnis der Unklarheit und der Lüge." Dieses "Bündnis" besteht aus dem Hause Österreich "mit der dichten Schar der Enthusiasten und der Partikularisten" (DG III, S. 36).

<sup>798</sup> DG I, S. 400.

<sup>799</sup> DG I, S. 631.

<sup>800</sup> DG I, S. 590.

<sup>801</sup> DG I, S. 454.

<sup>802</sup> DG I, S. 635.

<sup>803</sup> DG I, S. 764.

<sup>804</sup> DG I, S. 610.

<sup>805</sup> DG II, S. 131. An anderer Stelle heißt es: "In der Tat hielt er [Metternich, SK] auch diesmal nicht Wort."; DG III, S. 324.

<sup>806</sup> DG II, S. 531.

schließlich vermerkt Treitschke, „welche selbstgefälligen Lügen er [Metternich, SK] seinem Monarchen [Kaiser Franz I., SK] [...] ins Gesicht zu sagen wagte“<sup>807</sup>.

Während also, wie wir gesehen haben, Preußen als offen und ehrlich handelnder Staat dargestellt wird, dessen Akteure nur unter Gewissensskrupeln und äußerem Druck zum Gelingen einer höheren Sache ausnahmsweise listig vorgehen, scheinen nicht-preußische Akteure gewohnheitsmäßig und berechnender Weise zu lügen und zu betrügen. Letztlich wird durch dieses unterstellte Verhalten die Legitimationsbasis dieser Staaten unterhöhlt, scheinen diese Staatswesen auf Lug und Trug gebaut – eine ‚falsche‘ politische Ordnung, die nur durch List und Tücke aufrechterhalten werden kann.

#### II.4.4 Zukunftslosigkeit und Unfruchtbarkeit

‚Entwicklung‘, ‚Fortschritt‘ u. ä. waren, wie wir oben gesehen haben, zentrale Zuschreibungen, um Preußen zu charakterisieren, sowohl auf der Ebene individuellen Handelns als auch auf Staatsebene; Zukunftsorientierung wurde als Kernbestand eines politisch ernst zu nehmenden Gemeinwesens gesetzt. Ähnlich markant ist der Entwurf des österreichischen (Staats)Lebenslaufs über Zuschreibungen von Verfall und Niedergang. Über diese Zuschreibungen wird Österreich retrospektiv aus nationalen Zukunftsentwürfen heraus geschrieben als ein Staat, der selbst nicht lebensfähig gewesen sei – im Nachhinein wird so die Option einer großdeutschen Lösung abgewertet bzw. gar nicht mehr als mögliche nationale Lösung zugelassen.

Den Eindruck von Niedergang und Verfall erreicht Treitschke u. a. durch den Vergleich zwischen einem immerhin an großen, wenn auch der Nation fremden Ideen orientierten Kaisertum der Reformationszeit und der ‚kleinen‘ Gegenwart:

Jener große Kaiser, der einst in Augsburg den Protestantismus bändigen wollte, bot den Deutschen immerhin einen Ersatz für die verlorene Freiheit, einen mächtigen Gedanken [...], die grandiose Idee des katholischen Weltreichs. Was aber vermochten diese kleinen Seelen, die jetzt in Kaiser Karls Fußstapfen zu treten versuchten, der Nation zu bieten?<sup>808</sup>

Im Vergleich mit einer größeren Vergangenheit ermittelt Treitschke sogar „habsburgische Helden“, die die Entwicklung zum (historischen) Heute umso mehr als Niedergang erscheinen lassen:

Und wie die neuen Beherrscher Deutschlands unvergleichlich kleiner und nichtiger waren als weiland die habsburgischen Helden des Schmalkaldener und des Dreißigjährigen Krieges, wie sie ihren Erfolg nicht der Macht siegreicher Waffen, sondern allein der törichten Angst der deutschen Höfe verdankten, so trat auch der

---

<sup>807</sup> DG III, S. 330f.

<sup>808</sup> DG II, S. 558.

unvermeidliche Rückschlag nicht jäh und gewaltsam ein, wie einst in den Tagen Moritz' und Gustav Adolfs; er erfolgte langsam, unmerklich, aber um so sicherer.<sup>809</sup>

Während Preußens Handeln erfolgreich ist und allgemein Früchte trägt, preußische Herrscher geradezu schöpferisch tätig werden, wird Österreich mit Zerstörung und Unfruchtbarkeit assoziiert: „*Unfähig zum Schaffen*, war die Hofburg um so tätiger im Hetzen und Stören.“<sup>810</sup> Auch an anderen Stellen benutzt Treitschke die Metapher der Unfruchtbarkeit, um das (politische) Handeln Österreichs zu kennzeichnen: so bezeichnet er die „Tätigkeit der [österreichischen, SK] Staatsgewalt“ als „Systeme der unfruchtbaren Ruheseligkeit“<sup>811</sup> und redet von der „unfruchtbare[n] Wiener Staatsweisheit“<sup>812</sup>. Metternich, der erste Staatsmann Österreichs, ist bei Treitschke „bei aller Schlaueit völlig unfruchtbar“<sup>813</sup>, an anderer Stelle heißt es: „Jedes schöpferischen Gedankens bar lebte seine [Metternichs, SK] Politik aus der Hand in den Mund“<sup>814</sup>. Eine solch unfruchtbare Politik kann, auf diesen Schluss bauen die hier vorgestellten Analogien, nicht erfolgreich sein: eine Erkenntnis, die durch den tatsächlichen Verlauf der Geschichte – die Reichseinigung unter preußischer Führung – bestätigt zu werden scheint. Die Unverwertbarkeit österreichischer Politik in Hinblick auf eine nationale Zukunft Deutschlands behauptet Treitschke auch in folgendem Zitat: „Österreich hatte den Deutschen einen Stein statt eines Brotes gereicht.“<sup>815</sup> Hier schwingt wieder die Betrugsmetaphorik mit; vor allem aber auch die Idee, dass Österreichs Gaben und Handlungen nicht nahrhaft und nährend, d. sind.

#### *Persönliches vermischt mit Politischem*

Während Ranke, Droysen und Treitschke für Preußen die Ausrichtung auf höhere Ziele, auf Pflichterfüllung und allgemeines Wohl reklamieren, beschreiben sie das Handeln nicht-preußischer Staatswesen als egoistisch: beständig habe man ‚allgemeine‘ Politik mit dem privatem Interesse vermischt. Außerpreußische Staatswesen werden als auf die eigene Existenz und den momentanen Vorteil beschränkt beschrieben anstatt auf die Zukunft orientiert und so im Augenblick einer geschichtslosen Gegenwart verankert. Über die Schilderung spezifischer, nämlich auf den Augenblick und das persönliche Interesse gerichteter Handlungsmotivationen erfolgt dergestalt zugleich wiederum ein Herausschreiben aus dem Bereich kontinuierlicher und fortschrittlicher Geschichte.

---

<sup>809</sup> DG II, S. 558.

<sup>810</sup> DG IV, S. 378; Hervorhebung SK.

<sup>811</sup> DG I, S. 339.

<sup>812</sup> DG III, S. 96.

<sup>813</sup> DG I, S. 480.

<sup>814</sup> DG II, S. 125.

<sup>815</sup> DG II, S. 558.

So betont Ranke, dass König Georg II. von England seine Absichten im deutschen Reich und europäischer Politik „niemals rein aufgefaßt“<sup>816</sup>, sondern immer persönliche Interessen, insbesondere Gebietserweiterungen damit verknüpft und diese in wechselnden Bündnissen durchgesetzt habe. Droysen hebt die partikularistische Ausbeutung der kaiserlichen Privilegien durch die Habsburger hervor: „Am 6. October wurde der Reichskrieg erklärt – der Reichskrieg für die spanische Succession des Hauses Oestreich.“<sup>817</sup>

Treitschke arbeitet ebenfalls mit Zuschreibungen egoistischer Beschränktheit. Schon in der Einleitung zu seiner *Deutschen Geschichte* charakterisiert er die Regierungsweise der Habsburger generell als egoistisch und willkürlich: „Die europäische Stellung des Staates ward jederzeit allein durch das persönliche Belieben seiner Herrscher bestimmt.“<sup>818</sup> Indem der Historiker von der „trivialen Gedankenlosigkeit“<sup>819</sup> der Habsburger spricht, versetzt er diese *de facto* Regierenden eines Großreichs aus der Sphäre vernunftgeleiteter Politik in die verantwortungsloser Leichtsinngkeit: ernsthafte politische Entscheidungen können von solchen Mächtegegn-Herrschern nicht erwartet werden. Insbesondere über die Zuordnung des Staats Österreich zur Privatsphäre der Familie erreicht Treitschke den Eindruck einer auf das rein Private und Häusliche, also den ‚weiblich‘ konnotierten Bereich beschränkten österreichischen Politik. Er kontrastiert beispielsweise den *Staat* der Hohenzollern mit der *Hausmacht* der Habsburger: „Während die Hausmacht der Habsburger aus Deutschland hinauswuchs, drängte ein stetig waltendes Schicksal den Staat der Hohenzollern tief und tiefer in das deutsche Leben hinein“<sup>820</sup>. Anderswo spricht Treitschke vom Wiener Hof als „dem Mittelpunkte des ungeheuren Familiengutes, das man Österreich nannte“<sup>821</sup>, und nutzt zur Kennzeichnung der österreichischen Politik in der Regel Komposita, die die angeblich partikularen Interessen der Habsburgerdynastie offenbaren, beispielsweise „Familienpolitik“<sup>822</sup>, „Hauspolitik“<sup>823</sup> und „Parteipolitik“<sup>824</sup>.

Die vorausgesetzte Begrenztheit eines auf die Familie beschränkten Gesichtskreises wird der Weit- und Umsicht des nach allgemeinen Interessen handelnden Preußen dabei nicht nur *gegenüber*, sondern zugleich hierarchisch *unterstellt*, wenn Treitschke in Bezug auf Österreich eine angeblich lombardische Redensart erwähnt: „Es ist kein Staat, sondern *nur*

---

<sup>816</sup> PG II, S. 270.

<sup>817</sup> PP IV 1, S. 161.

<sup>818</sup> DG I, S. 14.

<sup>819</sup> DG I, S. 588.

<sup>820</sup> DG I, S. 32.

<sup>821</sup> DG I, S. 584.

<sup>822</sup> DG I, S. 14.

<sup>823</sup> DG I, S. 14, 18, 210, 773.

<sup>824</sup> DG I, S. 18.

*eine Familie.*<sup>825</sup> Der dualistischen Gesellschaftssicht des 19. Jahrhunderts entsprechend wird mit der österreichischen „Familie“ Beschränktheit, Privatheit, Egoismus, mit dem preußischen Staat Weite, Öffentlichkeit, Allgemeinwohl assoziiert.

Ebenso wie der Staat, seien auch Österreichs Vertreter in ihrem Handeln und Denken auf ihr eigenes Wohlergehen bedacht und beschränkt gewesen. So habe beispielsweise Metternich auf dem Wiener Kongress „erbärmliche persönliche Ränke“<sup>826</sup> verfolgt. Bei der abwartenden Haltung Österreichs zu Beginn des Befreiungskrieges ein Kriegsbündnis mit Preußen einzugehen, bemerkt Treitschke zu den Beweggründen der Österreicher: „Auch persönliche Rücksichten spielten mit.“<sup>827</sup> Auf ganz ähnliche Weise verbindet Treitschke auch Russland und die Kleinstaaten mit dem Bereich der Familie und rückt letztere in eine weiblich besetzte Abhängigkeitsposition:

Über diese durchlauchtigen Familienverbindungen, die bis zum heutigen Tage die stärkste Stütze der deutschen Kleinstaaterei bilden, sprach sich der Zar in Frankfurt offenherzig aus, als er einmal in einem unbewachten Augenblicke zu Stein sagte: „Woher sollte ich Gemahlinnen für meine Großfürsten bekommen, wenn alle diese kleinen Fürsten entthront würden?“ Zornig fuhr der Freiherr heraus: „Das habe ich freilich nicht gewußt, daß Ew. Majestät Deutschland als eine russische Stuterei betrachten.“<sup>828</sup>

Die Beschränktheit des politischen Blicks kritisiert Treitschke auch bei den deutschen Kleinstaaten: „Das wettinische Haus war ein „Haus“ wie das wittelsbachische und württembergische auch, und in der Wahrung der Hausmacht gingen alle Gedanken der kleinen Herren auf.“<sup>829</sup> Darüber hinaus hätten sich diese Fürstentümer nicht offen und ehrlich über divergierende politische Ansichten auseinander gesetzt: „Jeder politische Streit ward hier zum persönlichen Zanke“<sup>830</sup>, weil sie auf Grund ihrer Unselbständigkeit und Abhängigkeit gar nicht zu großen politischen Fragen und damit über persönliche Ansichten hinaus gekommen seien:

Die schwere Schicksalsfrage des festländischen konstitutionellen Staatslebens – die Frage, wie sich die parlamentarischen Formen mit der Macht eines streitbaren Heeres und dem stetigen Gange einer großen europäischen Politik vereinigen lassen – konnte in so abhängigen Gemeinwesen gar nicht aufgeworfen werden.<sup>831</sup>

---

<sup>825</sup> DG V, S. 693; Hervorhebung SK.

<sup>826</sup> DG I, S. 633.

<sup>827</sup> DG I, S. 401.

<sup>828</sup> DG I, S. 507.

<sup>829</sup> DG I, S. 607.

<sup>830</sup> DG II, S. 292.

<sup>831</sup> DG II, S. 292.

Die Folge einer solchen „Stellung ohne ernste Verantwortlichkeit“<sup>832</sup> ist der „politische[] Dilettantismus“<sup>833</sup>. Die Vermischung von privaten und politischen Angelegenheiten zeigt sich schon in den Verfahrensweisen, wie beispielsweise im ersten württembergische Landtag: „die Machtfragen des konstitutionellen Lebens wurden nach den Regeln des Zivilprozesses beurteilt“<sup>834</sup>. Treitschke verbindet die Kleinheit der staatlichen Verhältnisse symbolisch mit der Kleinheit des Denkens und Handelns, unterstellt Abhängigkeiten und schließt ernsthafte Politik in den kleinen Fürstentümern aus. Sein semantisch-narratives Festschreiben verläuft parallel zu einer Argumentationslinie, mit der Frauen, aber auch Teilen der männlichen Bevölkerung im 19. Jahrhundert der Zugang zur Politik versagt wurde<sup>835</sup>.

Die Vermischung von privatem Interesse mit allgemeiner Politik kritisiert Treitschke auch bei anderen Staaten: „seit der Koburger [Leopold I. von Belgien, SK] *mit zur Familie gehörte*, stand der alte Plan der Teilung Belgiens nicht mehr im Einklang mit den kaufmännischen Geschäftsregeln des Hauses Orleans.“<sup>836</sup> Das Handeln der Koburger, insbesondere Leopolds I., sei lediglich darauf beschränkt gewesen, Familienangehörige gut unter die Haube zu bringen: „Von großen Gedanken war in dieser [koburgischen, SK] Familienpolitik nichts zu spüren; gut bürgerlich ging sie nur darauf aus, die Angehörigen vorteilhaft unterzubringen“<sup>837</sup>. In seiner Kritik an Napoleon verbindet Treitschke dann diese Form der ‚Familienpolitik‘ mit dem Zeitalter des Ancien Régime:

Der Erbe der Revolution [Napoleon, SK] betrachtete, genau wie die Kabinettspolitik des alten Jahrhunderts, den Besitz von Land und Leuten nur als eine persönliche Versorgung für seine Angehörigen und Getreuen; als er das Großherzogtum Berg vergrößerte, sagte er amtlich, das geschehe, um der Prinzessin Karoline [Napoleons Schwester, SK] einen angenehmen und vorteilhaften Dienst zu erweisen.<sup>838</sup>

Die Vorstellung, das Ancien Régime sei die Zeit der Kabinetts- und Heiratspolitik gewesen, in der die persönliche Auffassung der Dinge auch das politische Geschäft bestimmt hätte, könnte man als Beleg dafür ansehen, dass Treitschke nicht nur Personen und Staaten, sondern auch ganze Zeitalter ‚geschlechtlich‘ interpretierte. Auf das ‚weibliche‘ 18. Jahrhundert folgt in seiner Darstellung ein nüchterneres, männlicheres, und zugleich ‚gerechteres‘, weil am allgemeinen Wohl orientiertes, letztendlich bürgerliches 19. Jahrhundert – sofern ‚preußisch‘ gemacht.

---

<sup>832</sup> DG II, S. 292.

<sup>833</sup> DG II, S. 292f.

<sup>834</sup> DG II, S. 293.

<sup>835</sup> Ute Frevert, „Mann und Weib, und Weib und Mann“. Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München 1995, S. 109-125, insbes. S. 117.

<sup>836</sup> DG IV, S. 91; Hervorhebung SK.

<sup>837</sup> DG IV, S. 83.

<sup>838</sup> DG I, S. 344. Caroline Bonaparte (1782-1839), eigentlich *Maria Annunziata Carolina Buonaparte*, 1806 Großherzogin von Cleve und Berg, 1808 Königin von Neapel; jüngste Schwester von Napoléon Bonaparte.



## II.5 Fazit für Österreich: Unmännlichkeit oder sogar ‚Weiblichkeit‘

Ranke, Droysen und Treitschke stellen nichtpreußische Staatswesen und deren Akteure als unkontrolliert maßlos, unmilitärisch, unschöpferisch, despotisch, ängstlich und egoistisch dar. Im Vergleich mit Preußen erscheinen Österreich und andere Staaten unbeständig, verlogen, unberechenbar, listig und Ränke schmiedend. Bezogen auf den Ehrenkodex des 19. Jahrhunderts ist dies eine unehrenhafte, somit unmännliche Position<sup>839</sup>. ‚Echte‘ Ehrenmänner treten einander offen im Kampf gegenüber, nur Feiglinge und Betrüger meiden die öffentliche Auseinandersetzung.

Es ließe sich fragen, wieso diese Beispiele für die ‚Weiblichkeit‘ Österreichs sprechen sollen – Kurzsichtigkeit, Egoismus, Treulosigkeit sind nicht per se ‚weiblich‘ konnotiert. Der Konnex zu ‚Weiblichkeit‘ entsteht dann, wenn dieses fehlende Verständnis für allgemeine, höhere, ideale Ziele sich verbindet mit einem Kreisen um das eigene Ich: hier entsteht eine Analogie zur Ausgestaltung des weiblichen Geschlechtscharakters im 18. und 19. Jahrhundert<sup>840</sup>. In Absetzung vom männlichen Geschlechtscharakter, der im medizinisch-anthropologischen Diskurs mit Eigenschaften wie Weltoffenheit, Autonomie und Individuierung gleichgesetzt wurde<sup>841</sup>, und vom autonomen, mit sich selbst identischen, implizit männlichen Subjekt des philosophischen Diskurses der Aufklärung, das „als alleiniger Träger von Wissen und Erkenntnis, als Begründer moralischer Werte sowie als Gestalter von Kultur und Gesellschaft“<sup>842</sup> aufgefasst wurde, entsteht das Bild vom Gattungswesen Frau:

[Der] anatomisch fundierten Bestimmung des Mannes als Individuum entspricht auf der anderen Seite die Fixierung der Frau auf den Status als Gattungswesen, dessen physiologisch-organische Sensibilität für die Aufgaben als Hausfrau und Mutter qualifizieren.<sup>843</sup>

Und, im philosophischen Diskurs:

<sup>839</sup> Frevert, „Mann und Weib...“, S. 212-218 zu den männlichen Ehrritualen; für den hier angesprochenen Kontext v. a. S. 215.

<sup>840</sup>Vgl. hierzu Sabine Mehlmann, Das vergeschlechtlichte Individuum – Thesen zur historischen Genese des Konzeptes männlicher Geschlechtsidentität, in: Hannelore Bublitz (Hg.), Das Geschlecht der Moderne: Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz, Frankfurt a. M., New York, 1998, S. 95-118, S. 102: Im Zuge einer "Neukodierung der Geschlechterdifferenz und der Geschlechterordnung" im 18. Jahrhundert wurde ein "biologisch-soziales Zweigeschlechtermodell" ausformuliert und damit das "'alte', theologisch-metaphysisch begründete Ein-Geschlecht-Modell" abgelöst. Auf dieser biologischen Basis, auf der sichtbaren Ordnung der Körper, wurden sodann die sozialen Bestimmungen und Geschlechtscharaktere von Männern und Frauen aufgebaut. Ende des 18. Jahrhunderts wird also der "Körper als bedeutungstiftendes Substrat für die Begründung des sozialen Geschlechts eingesetzt."; Mehlmann, Individuum, S. 99. Zur Ablösung des Ein-Geschlecht-Modells durch das Zweigeschlechtermodell vgl. Thomas Laqueur, Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, Frankfurt a. M. 1992 (engl. Making Sex, 1990). Zur biologisch-anthropologischen Fundierung der Geschlechterdifferenz und der darauf aufbauenden Setzung vom männlichen als dem 'allgemeinen' Geschlecht, der Frau dagegen als "Gattungswesen" vgl. Claudia Honegger, Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, Frankfurt a. M. 1991.

<sup>841</sup> Honegger, Ordnung, S. 4.

<sup>842</sup> Mehlmann, Individuum, S. 101.

<sup>843</sup> Mehlmann, Individuum. S. 103.

Das „Ich“ als geschlechtsneutrales allgemeines wird in Abgrenzung zum 'Weiblichen', 'Anderen' formuliert, das gleichzeitig den Status des 'Nicht-Ich' erhält und mit Natur assoziiert wird. In der Setzung des Allgemeinen Ich [sic!] die den Dualismen Kultur/Natur, Geist/Körper, Transzendenz/Immanenz, Vernunft/Gefühl, Öffentlichkeit/Privatheit etc. folgt, ist die Geschlechterdifferenz also immer schon mitgedacht. In dieser Ausgrenzungsbewegung ist der metaphorische Ausschluss von Frauen aus dem Bereich der selbstreflexiven Vernunft und zugleich deren Abordnung in den Bereich der Familie und zur Reproduktion der Gattung fixiert.<sup>844</sup>

Der Entwurf von Weiblichkeit entsteht somit aus der Vernetzung von zirkulär aufeinander verweisenden Zuschreibungen: Die Fixierung auf den Körper, auf Reproduktion und Naturhaftigkeit, die Unfähigkeit zu Selbstreflexion und Transzendenz. Dieselbe zirkuläre Vernetzung organisiert die beschriebenen Darstellungsformen Österreichs. Dergestalt wurden, auch wenn gar nicht von Männern und Frauen die Rede ist, doch entscheidende Phänomene des Politischen als unpolitisch und zugleich weiblich markiert.

Zum anderen werden, wie gezeigt, die staatspolitischen Aktivitäten eines egozentrisch nur um sich selbst und die eigenen Interessen kreisenden Österreich metaphorisch als unfruchtbar gekennzeichnet. Hier ergibt sich eine Analogie zur sogenannten Onanie-Debatte im 18. und 19. Jahrhundert, in der das Thema der Masturbation zum Krankheitsbild der Onanie und damit „zu einem zentralen Element der Erziehungsliteratur und des entstehenden bürgerlichen Diskurses über den Sex“<sup>845</sup> wurde: Bei der egozentrierten Tätigkeit des Onanierens, die den fruchtbaren männlichen Samen dem kurzlebigen Vergnügen opfert, entsteht in der zeitgenössischen Vorstellung der von der Lust mit sich selbst „besessene, effeminierte Weichling“<sup>846</sup> – wiederum eine, wenn auch „innergeschlechtliche“, „Negativfigur“<sup>847</sup> zum männlichen Mann. Vielleicht wäre es hier angebrachter, nicht von einer Strategie der Verweiblichung, sondern von Entmännlichungsstrategien zu sprechen<sup>848</sup> – entscheidend scheint zu sein, dass Männlichkeit abgesprochen, nicht, was stattdessen zugeschrieben wird. Ent-Mannung beinhaltet die Unfähigkeit zur (biologischen) Zeugung beziehungsweise (geistigen) Schöpfung, mithin auch die Unfähigkeit zur Fortsetzung und

<sup>844</sup> Mehlmann, Individuum, S. 101. Rainer Hülse vertritt die These, dass Metaphern "Produzenten sozialer Wirklichkeit" sind, "indem sie alltagsweltliche Vorstellungen (z.B. über Familien) auf abstrakte Phänomene [...] projizieren."; Rainer Hülse, Sprache ist mehr als Argumentation. Zur wirklichkeitskonstituierenden Rolle von Metaphern, in: Zeitschrift für Internationale Beziehungen 10/2 (2003), S. 211-246.

<sup>845</sup> So Philipp Sarasin, Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914, Frankfurt a. M. 2001, S. 405. Zur Onanie-Debatte vgl. ferner und vor allem: Karl Braun, Die Krankheit Onania: Körperangst und die Anfänge moderner Sexualität im 18. Jahrhundert (= Historische Studien, Bd. 16), Frankfurt u.a. 1995. Thomas Laqueur, Solitary sex. A cultural history of masturbation, New York 2003, bietet einen Überblick über die Geschichte und den Umgang mit Masturbation seit der Antike.

<sup>846</sup> Mehlmann, Individuum, S. 109.

<sup>847</sup> Mehlmann, Individuum, S. 109.

<sup>848</sup> Ähnlich formuliert Florian Buch, dass in der bürgerlichen Diplomatiekritik die Diplomatie „wenn schon nicht als weiblich, so doch zumindest als ‚unmännlich‘ erschien“; Florian Buch, Friedfertige ‚Männlichkeit‘ und ‚Große Politik‘ in der Reichsgründungszeit. Über eine Codierung des liberalen außenpolitischen Diskurses, in: Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte 47 (2005), S. 26-31, S. 27.

Tradition, Vererbung und Fortpflanzung, also zum Fortschreiben der individuellen wie der allgemeinen Geschichte. Eine Ent-Männung kommt somit einem Festschreiben im Augenblick, im Momentanen, im Flüchtigen und in der Selbstbezogenheit gleich<sup>849</sup>. Die Folge einer derart auf das eigene, individuelle Wohl beschränkten Regierung sei Unfreiheit für die Angehörigen dieser Staatswesen. Anstatt also die Möglichkeiten politischer Teilhabe an der jeweiligen Staatsform festzumachen, beschreiben die Historiker nach dem Motto „wie der Herr, so’s Gescherr“, Staaten wie Familien, in denen der Charakter und das Verhalten des Hausvaters maßgeblich für das Verhalten und die Entfaltungsmöglichkeiten aller anderen Familienangehörigen sind.

## **II.6 Familienalbum – Beziehungen zwischen Herrschenden und Beherrschten, Männern und Frauen, Alt und Jung in Preußen und den anderen Staaten**

Wie wir gesehen haben, beruht die Ordnung der erzählten Welten in den hier untersuchten Historiographien auf einer einfachen Zweiteilung: grundlegendes Strukturprinzip bei Ranke, Droysen und Treitschke ist die Trennung zwischen Preußisch und Nicht-Preußisch. Zuordnungen zu dem einen oder anderen Bereich können durch Nennung der staatlichen Zugehörigkeit (Adjektivierung als österreichisch/französisch vs. Preußisch/deutsch etc.), der Zuschreibung bestimmter Charaktereigenschaften (vernünftig/mutig/sittlich vs. verschwenderisch/maßlos/unsittlich etc.), der religiösen Zuordnung (katholisch/protestantisch) erfolgen – wobei im Fall der religiösen Zuordnung der Inklusionsraum ‚Preußen‘ sich öffnet für nicht-preußische aber protestantische Staatswesen und deren Angehörige. Ebenso findet sich eine erweiterte Inklusion, wenn die Historiker entlang einer imaginären Linie zwischen Nord- und Süddeutschland differenzieren: der Norden gehört dann auch ‚irgendwie‘ zu Preußen. In diesem Kapitel nehmen wir noch zwei weitere Elemente in den Blick, die diese Zweiteilung stützen: Familienbeschreibungen und Darstellungen nicht-herrschender Männer und Frauen.

Wir haben bereits gesehen, wie die Aufteilung der erzählten Welt durch narrative Mittel, insbesondere die Figurendarstellung, gestützt wird. Dabei haben wir bislang vor allem die Darstellung von Männern und Frauen in den Blick genommen. Aber auch die Darstellungen familiärer Verhältnisse, insbesondere der Beziehungen zum Familienoberhaupt – in der Regel der Vater –, unterstützten den dualistischen Aufbau der Erzählungen. So trifft für alle drei Historiker zu, dass die Schilderung zerrütteter Familienverhältnisse, aufsässiger Ehefrauen, liebloser Väter oder renitenter Töchter in der Regel für außerpreußische Staatswesen reserviert ist. Die Schilderungen Preußens dagegen zeigen häufig geordnete Familien, in

<sup>849</sup> Hier ließe sich die Frage anschließen, ob Entmännlichung und Entpolitisierung gleichzusetzen wären.

denen harmonische Verhältnisse herrschen, Gefühle wie Treue, Liebe und Vertrauen überwiegen und Hierarchien klar gegliedert sind. Die preußischen Familienoberhäupter erscheinen als stark und gerecht<sup>850</sup>, in außerpreußischen Familien werden diese als schwach oder tyrannisch gekennzeichnet. Die Schilderung solcher Un-Ordnungen wirkt im Kontext nationaler Geschichtserzählungen symbolisch, ganz nach der Vorstellung, dass die Familie die Keimzelle des Staates sei<sup>851</sup>: ein Staatswesen, wo (familiäre) Un-Ordnungen auftreten, erscheint nicht nur im Einzelnen sondern auch als Ganzes ungeordnet, die monarchisch-staatliche Autorität erscheint als zu schwach und unmännlich zur Durchsetzung ihrer Macht – oder als zu despotisch, um seitens ihrer Untertanen als legitime Macht anerkannt zu werden. Auch hier treffen wir wieder auf eine dahinter liegende Vorstellung von Maßhalten: zu viel Weichheit oder Schwäche in der Führung von Staaten oder Familien ist genauso schädlich wie zu viel Härte – jeweils geraten die Autoritäten ins Wanken.

Treitschke beispielsweise beschreibt das Verhältnis von Monarch und Volk unter Friedrich Wilhelm III. als familiär. In der Charakterisierung Friedrich Wilhelms III. zu Beginn der Schilderungen seiner Regierung wird bereits der *Hof* zur Familie<sup>852</sup>. Nach der Niederlage bei Jena weitet sich dieses familiäre Verhältnis auf die Beziehung zum Volk aus: „jetzt standen Fürst und Volk zueinander wie eine große Familie.“<sup>853</sup> Die „Masse des Volkes“ habe „mit kindlicher Treue an dem königlichen Hause“<sup>854</sup> gehangen. Über die „Berliner Geselligkeit“ schreibt Treitschke: „die Berliner lebten mit ihrem Monarchen, sie redeten von „unserem Schwiegersohn“ in Petersburg, von „unserer Alexandrine“ in Schwerin und jubelten aus vollem Herzen als ihr alter Herr nach seiner Genesung zum ersten Male wieder im Theater erschien.“<sup>855</sup> Zur Regierungszeit von Friedrich Wilhelm III. sei die „Macht der Liebe“<sup>856</sup> in Preußen lebendig geworden: „Dem Könige zeigte das Volk der alten Provinzen eine zutrauliche Herzlichkeit, die sich unter den beiden gewaltigen Herrschern des achtzehnten Jahrhunderts nie recht herausgewagt hatte.“<sup>857</sup> Als Beleg für diese innige, geradezu familiäre Beziehung zwischen Volk und Regent evoziert Treitschke das Friedrich Wilhelm-Denkmal des Bildhauers Friedrichs Drake<sup>858</sup>: „Bald nach dem Tode des dritten

---

<sup>850</sup> Historisch-faktische ‚Ausnahmen‘ werden über ähnliche narrative Mittel der Ausgrenzung störender oder abweichender Elemente wiederum integriert; vgl. hierzu Kapitel III.

<sup>851</sup> „Nur wenige erkannten, daß die Ehe die sittliche Grundlage alles menschlichen Gemeinwesens ist und darum auch dem Staatsrechte und dem Kirchenrechte angehört.“; DG V, S. 245.

<sup>852</sup> DG I, S. 151.

<sup>853</sup> DG I, S. 269.

<sup>854</sup> DG III, S. 381.

<sup>855</sup> DG III, S. 420.

<sup>856</sup> DG IV, S. 712.

<sup>857</sup> DG IV, S. 712.

<sup>858</sup> Friedrich Drake (1805-1882), deutscher Bildhauer. Das Denkmal für Friedrich Wilhelm III. wurde 1849 enthüllt.

Friedrich Wilhelm schuf Drake das andere der beiden Hohenzollerndenkmäler, welche das Volk allein wirklich liebt und täglich betrachtet: ein Bild der Güte und der Treue erschien der anspruchslose König in seinem einfachen Uniformüberrocke, [...] und unter seinen Füßen spielten glückliche Kinder.“<sup>859</sup> Die Stimmung nach dem Befreiungskrieg in Preußen beschreibt Treitschke als großes Familienfest: die westlichen Provinzen hätten die Wiederkehr ihres angestammten Herrn bejubelt („überall derselbe jubelnde Empfang“<sup>860</sup>), unter Brüdern ein „großes häusliches Fest“<sup>861</sup> gefeiert und sich wie treue Söhne freiwillig dem Heerdienst untergeordnet<sup>862</sup>.

Im direkten Vergleich dazu diskreditiert Treitschke die Beziehungen zwischen Herrschenden und Beherrschten in den Kleinstaaten: Hier seien nicht moralisch-sittlich legitimierte Monarchen zurückgekehrt, die die alte Ordnung wieder hergestellt hätten, sondern Könige von Volkes Gnaden, die von ihren Untertanen geradezu in Schildbürgermanier geliebt worden seien – was in den preußischen Provinzen sich an echter Untertanenliebe gezeigt habe, erscheine hier in einem Zerrspiegel. Angesichts der untreuen Wechselhaftigkeit Friedrich Wilhelms von Braunschweig<sup>863</sup>, der Einseitigkeit der hannoveranischen Königs- und Landesliebe – fühlten sich die Hannoveraner doch „wieder stolz als Großbritannien und begeisterten sich für den geisteskranken englischen König, der während einer halbhundertjährigen Regierung ihr Land niemals eines Besuches gewürdigt hatte.“<sup>864</sup> – und der unsäglichen Zustände blinder Untertanenliebe in Kurhessen – „In Kassel zog der böse Kurfürst Wilhelm wieder ein [...]; die Bürger spannten ihm die Pferde vom Wagen ab und fuhren den Landesvater mit dem dicken Kropfe und dem langen Zopfe jauchzend vor das Schloß seiner Ahnen.“<sup>865</sup> –, wo die Untertanen zwar die Unzulänglichkeit ihres Königs erkennen, aber nichtsdestotrotz am *status quo* unverändert festhalten – „doch er war der angestammte Herr, und was fragt die Liebe nach Gründen?“<sup>866</sup> –, resümiert Treitschke über die „Familiengefühle dieser verkommenen kleinstaatlichen Welt“<sup>867</sup> mit den „unwiderleglichen Worten“<sup>868</sup> eines alten Bauern: „„Und ob er schon ein alter Esel ist, wir wollen ihn doch

---

<sup>859</sup> DG IV, S. 712f.

<sup>860</sup> DG I, S. 499.

<sup>861</sup> DG I, S. 499.

<sup>862</sup> DG I, S. 500.

<sup>863</sup> „Vor den Toren von Braunschweig prangte ein festlich geschmückter Tempel auf der Stelle, wo „Braunschweigs Welfe“ Friedrich Wilhelm vier Jahre zuvor mit seiner schwarzen Schar gelagert hatte.“; DG I, S. 505.

<sup>864</sup> DG I, S. 505.

<sup>865</sup> DG I, S. 505.

<sup>866</sup> DG I, S. 505.

<sup>867</sup> DG I, S. 505.

<sup>868</sup> DG I, S. 505.

wieder haben!“<sup>869</sup> Andererseits sei in den Rheinbundstaaten eine „Volksbewaffnung nach preußischer Weise [...] unmöglich“ gewesen, „da die Gewalthaber ihrem eigenen Volke nicht trauten.“<sup>870</sup> Wo in Preußen gegenseitiges Vertrauen und Treue die Beziehungen zwischen Volk und Regierenden bestimmt hätten, konstatiert Treitschke in diesen Staaten Misstrauen. Insbesondere Treitschke gibt in seiner Darstellung nichtpreußischer Staatswesen und deren Herrscher der Schilderung von Skandalen breiten Raum und übernimmt die öffentliche Verhandlung von Familienangelegenheiten in seine Geschichtsschreibung<sup>871</sup>. So hätten bspw. in Kurhessen „die zerrütteten Familienverhältnisse d[es] Fürstenhauses [...] schon soviel Elend über das hessische Land gebracht“<sup>872</sup> – Verhältnisse, auf deren Schilderung Treitschke einige Seiten verwendet<sup>873</sup>, indem der Historiker dem Leser die kurhessischen Verhältnisse an anderen Stellen wieder in Erinnerung ruft, macht er sie zum charakterisierenden Thema dieses Fürstenhauses: „Unterdessen begannen wieder jene häuslichen Zänkereien, welche jeden Schicksalswechsel der hessischen Landesgeschichte unfehlbar begleiteten.“<sup>874</sup> In Band I der *Deutschen Geschichte* beschreibt Treitschke Großbritannien nach dem Befreiungskrieg als egoistisch agierenden Vormund, der seinen Aufgaben nicht gerecht geworden sei, sondern seinem niederländischen Mündel und „Schützling“ gegenüber geheime persönliche Interessen verfolgt habe:

So hat auch die englische Handelspolitik immer verstanden, ihre Absichten hinter großen Worten von Freiheit und Gleichheit zu verbergen. Sie wollte ihrem niederländischen Schützling die Hälfte seiner Kolonien vorenthalten; Lord Castlereagh aber erklärte stolz, sein Staat sei hochherzig bereit einen Teil seiner Eroberungen herauszugeben, er könne jedoch dies Opfer nur bringen, wenn die Niederlande auf dem Festlande vergrößert und also in den Stand gesetzt würden, den zurückgewonnenen Teil ihres Kolonialreiches gegen Frankreich zu verteidigen. England beraubte die Niederlande jenes überseeischen Besitzes, worauf ihre alte Machtstellung beruht hatte, und beanspruchte dann noch den Dank Europas für seine Großmut.<sup>875</sup>

Das Motiv des schlechten Vormunds nimmt Treitschke im fünften Band wieder auf, wo er König Georg IV. – „der letzte und wichtigste der nichtigen vier George“<sup>876</sup> – nicht nur in

---

<sup>869</sup> DG I, S. 505.

<sup>870</sup> DG I, S. 509.

<sup>871</sup> Bspw. der Skandal um Königin Karoline von England (DG III, S. 144-146, 541, 543, 546, 548); die Schilderungen des Verhältnisses von Herzog Karl von Braunschweig und seinem Vormund König Georg IV. von England (DG III, S. 544, 545, 547, 548, 549, 550, 551, 552, 557); die Schilderung des „gierige[n] Regiment[s] der Reichenbach“ im Kurherzogtum Hessen, DG IV; S. 123-128, S. 133-136, Zitat S. 123; das Verhältnis zwischen König Ludwig I. von Bayern und der Tänzerin Lola Montez, DG V, S. 636-648.

<sup>872</sup> DG IV, S. 124.

<sup>873</sup> DG III, S. 517-521; DG IV, S. 123-139.

<sup>874</sup> DG V, S. 652. Eine Seite schreibt Treitschke später: „So ging es weiter, immer im gewohnten kurhessischen Familienstile.“ (DG V, S. 653).

<sup>875</sup> DG I, S. 517.

<sup>876</sup> DG III, S. 144.

seiner Eigenschaft als Ehemann als „Treulose[n]“<sup>877</sup> bezeichnet, „dessen ganzes häusliches Leben nur ein fortgesetzter Ehebruch gewesen“<sup>878</sup> sei, sondern betont, wie „gleichgültig [...] König Georg die persönlichen Pflichten seiner Vormundschaft“<sup>879</sup> gegenüber den kurhessischen Prinzen vernachlässigt habe<sup>880</sup>. Auch im Kontext der Gründung der griechischen Monarchie bemüht Treitschke Familienmetaphern, wenn er die Haltung der drei Schutzmächte, Frankreich, Großbritannien und Russland, die „drei Mächte, die sich wie zum Hohne die *puissances créatrices*, die Erzeuger des jungen Königreichs nannten“<sup>881</sup>, mit dem Stilmittel der Ironie als egoistisch kennzeichnet: „Ihr gemeinsames Kind sollte in seiner Nichtigkeit verharren – in diesem Gedanken fanden sich die drei liebevollen Erzeugermächte zusammen“<sup>882</sup>. Ranke charakterisiert König Georg II. von England als unbeständigen Halodri, wenn er schreibt, dieser habe „immer ein oder das andere ungesetzliche Verhältnis“<sup>883</sup> unterhalten. Es fällt auf, dass die Historiker immer wieder auch auf Selbst- und Fremdbeschreibungen der Staaten zurückgreifen – während allerdings vor allem Treitschke diese Zuschreibungen ironisierend häufig geradezu dekonstruiert und die politische Sprache nicht-preußischer Staatswesen wie in den gerade zitierten Stellen als Verschleierungs- und Beschönigungstaktik, als reine Rhetorik, entlarvt, nimmt er Sprachäußerungen und Selbstzuschreibungen preußischer Akteure in der Regel als ‚bare Münze‘. Dies entspricht einem wiederum geschlechtlich besetzten Interpretationsmuster von Sprachhandlungen, wie es Garbe am Beispiel von Rousseaus beschrieben hat<sup>884</sup> – das preußische Sprechen, so wird in Treitschkes Behandlung deutlich, wird als männlich, eindeutig, wahr gedeutet, nicht-preußische Sprachakte dagegen als weiblich und unzuverlässig.

#### *Die Masse des Erzählpersonals*

Die bislang angestellten Beobachtungen betreffen vor allem Beschreibungen von Herrscherpersönlichkeiten oder anderen prominenten Figuren. Historiographien im 19. Jahrhundert verzeichnen aber, wie wir in der quantitativen Analyse bereits gesehen haben, viele handelnde Figuren, die nur an vereinzelt Stellen in den Texten in Erscheinung treten. Im Folgenden nehmen wir diese ‚Masse‘ des Erzählpersonals exemplarisch anhand der Darstellungen der Frauenfiguren bei Ranke und Treitschke in den Blick.

<sup>877</sup> DG III, S. 144.

<sup>878</sup> DG III, S. 144.

<sup>879</sup> DG III, S. 545.

<sup>880</sup> Vgl. auch DG III, S. 546: „König Georg verbarg es kaum, daß ihm diese deutschen Mündel lästig fielen [...]. Waren sie doch die Neffen seiner Gemahlin, und diese namenlos gehaßte Frau bekämpfte ihren Gemahl noch über das Grab hinaus [...].“

<sup>881</sup> DG V, S. 519f.; Hervorhebung im Original.

<sup>882</sup> DG V, S. 524.

<sup>883</sup> PG II, S. 270.

<sup>884</sup> Garbe, List.

Beide Historiker erwähnen etwa ein Viertel aller Frauen anlässlich ihrer Verheiratung. Dabei werden in der Darstellung der Historiker meistens nicht die Frauen selbst aktiv, sondern es wird etwas mit ihnen gemacht, sie werden verheiratet (oder nicht). So erwähnt Treitschke die Erzherzogin Therese von Österreich nur, um die Absage ihres Vaters, Erzherzog Karl, an den Herzog von Orleans, der um die Hand der Tochter – und somit auch um die Verbindung mit dem österreichischen Kaiserhaus – gebeten hatte, in den Text einflechten zu können<sup>885</sup>. Auch in anderen Textstellen nehmen Frauen einen passiven Objektstatus ein: sie erhalten Briefe männlicher Verfasser<sup>886</sup> oder sind anderweitig Empfängerinnen männlicher Aufmerksamkeit<sup>887</sup>. Frauen sind Opfer (männlicher) Gewalt<sup>888</sup> und dienen Männern als Werkzeuge und Mittel zum Zweck, wie die Herzogin Adelheid von Clarence, geborene Prinzessin von Sachsen-Meiningen ihrem Bruder: „Graf Münster bot alle kleinen Künste auf, um den Meininger Herzog *durch seine Schwester*, die Herzogin von Clarence, von Preußen abzuziehen.“<sup>889</sup> Der badische Politiker Freiherr von Blittersdorf „suchte *mit Hilfe der Kaiserin Elisabeth* den bayrischen Gesandten aus der Gunst Alexanders zu verdrängen.“<sup>890</sup>

Betrachtet man diese Textstellen nicht nur auf *inhaltlicher* Ebene sondern fragt nach ihrer *narrativen* Funktion, dann wird deutlich, dass Frauen hier als narrative Bindeglieder zwischen zwei Männern oder Staaten fungieren, etwa wenn Ranke schreibt: „Don Emanuel war *durch seine Mutter* ein Enkel jenes Churfürsten von der Pfalz, der einst [...] nach dem polnischen Throne gestrebt hatte, er war Geschwisterkind mit dem Kaiser.“<sup>891</sup> Als Tauschobjekte stellen sie eine Verbindung zwischen zwei Männern her bzw. brechen diese ab oder verhindern sie ganz. Wenn Treitschke Ernst Moritz Arndt für sich und „seine junge Frau, die Schwester

---

<sup>885</sup> DG IV, S. 506. Auch die preußische Prinzessin Auguste Wilhelmine Amalie findet eine solche Erwähnung als verweigertes Tauschobjekt im Text: „Niemand ließ er [Friedrich Wilhelm III., SK] sich zu einer persönlichen Freundlichkeit gegen Napoleon herbei. Selbst Stein riet einmal, dem Imperator durch Schmeichelei milder zu stimmen und ihn als Paten zur Taufe der neugeborenen Prinzessin zu laden. Aber der König wies den Gedanken weit von sich.“; DG I, S. 269.

<sup>886</sup> Gräfin Julie Dohna, geborene Scharnhorst erhält in zwei von vier Textstellen Briefe ihres Vaters (DG I, S. 431 und S. 446); Fürstin Marie Eleonore von Metternich wird in allen drei Textstellen als Empfängerin von Briefen ihres Mannes erwähnt; die Erwähnung der Korrespondenz dient dazu, den Gatten wahlweise als prahlerisch (DG II, S. 456) bzw. naiv-unwissend bis lügnerisch zu charakterisieren (DG II, S. 522). Napoleons Mutter erhält nach dem Tod ihres Sohnes einen Brief vom Papst (DG III, S. 148).

<sup>887</sup> Ernst Moritz Arndt baut für sich und „seine junge Frau, die Schwester Schleiermachers“ ein Haus (DG II, S. 406); Wilhelm Grimm widmet Bettina von Arnim die Märchensammlung (DG V, S. 413); Christian von Dänemark beschließt seiner Schwester Landgräfin Charlotte von Hessen zuliebe, Schleswig-Holstein als Gesamtstaat unter dem Haus Hessen zu erhalten (DG V, S. 556)

<sup>888</sup> Opfer eher von *obrigkeitlicher* ‚Gewalt‘, nämlich der des Bundestags wird Fürstin Elisabeth von Berkeley (DG III, S. 333). Opfer der Gewalt ihrer Untertanen werden die Äbtissinnen von Frauenalb und Elten (DG I, S. 114) und die Markgräfin Amalie von Baden, die finanzielles Opfer ihres Landtags wird, der ihr „zwanzigtausend Gulden von ihrem bescheidenen Einkommen“ strich (DG II, S. 505). Der Kurfürst von Hessen-Kassel lässt seine Schwester entführen (DG III, S. 519)

<sup>889</sup> DG III, S. 659; Hervorhebung SK. An anderer Stelle verhandelt Adelaide, Schwester Ludwig Philipps von Orleans im Auftrag ihres Bruders (DG IV, S. 15).

<sup>890</sup> DG II, S. 133; Hervorhebung SK.

<sup>891</sup> PG I, S. 365; Hervorhebung SK.



Schleiermachers<sup>892</sup> ein Haus bauen lässt, wird deutlich, dass die Frau nur als Bindeglied zwischen den eigentlich gemeinten Männern fungiert: Anna Marie Arndt wird selbst namentlich nicht einmal erwähnt, sondern nur als „Schwester *Schleiermachers*“ bezeichnet. In Rankes Kapitel „Verhältniß zu den nordischen Mächten“<sup>893</sup> tauchen gehäuft Frauenfiguren auf: hier werden Beziehungen zwischen Russland, Preußen, Schweden, Dänemark und England über die Verheiratung von Thronfolgern mit entsprechenden Prinzessinnen geknüpft. Andere Frauen stören zwischenmännliche Verbindungen, so stört die zweite Frau des Großen Kurfürsten, Dorothea von Holstein-Glücksburg, gewissermaßen die Vater-Sohn-Beziehung, wenn Friedrich III. ihre Einflussnahme auf das väterliche Testament fürchtet<sup>894</sup>.

Diese Beobachtungen bestätigen und erweitern zugleich, was Gianna Pomata hinsichtlich der Auswirkungen der patrilinearen Struktur auf die Darstellung von Frauen in der Historiographie beschrieben hat:

Mit der Darstellung der Zeit als dynastische Erbfolge der männlichen Linie projiziert die Historiographie ein Bild, demzufolge nicht nur die Herrschaft, sondern auch das gesamte soziale Gefüge im Grunde durch agnatische Bande zusammengehalten wird. [...] Die Frauen zählen hier (und finden Erwähnung) als Instrumente bei der Errichtung von Verwandtschaftsverhältnissen, d.h. als Instrumente der Heiratspolitik.<sup>895</sup>

Pomata beschränkt die Rolle von Frauen auf die Herstellung von Verwandtschaftsverhältnissen. Wir können die Funktion von Frauen in patrilinear strukturierten Texten nun erweitert bzw. etwas abstrahierter fassen: Frauen haben in patrilinear strukturierten Historiographien mehrheitlich die Funktion, Verbindungen zwischen männlichen Akteuren herzustellen oder abubrechen. Sie fungieren als narrative Bindeglieder und erklären so oftmals zwischenmännliche Verbindungen bzw. deren Bruch.

Frauenfiguren übernehmen darüber hinaus häufig die indirekte Charakterisierung männlicher Personen. So erwähnt Ranke die Sängerin Astrua und die Tänzerin Barbarina im Kapitel „Gesellschaft von Sanssouci“<sup>896</sup> im Rahmen seiner Schilderung von Friedrichs II. Engagement im kulturellen Bereich: ihr Engagement am Berliner Opernhaus wird zum Zeugnis für Friedrichs ästhetisches Urteilsvermögen und ermöglicht es Ranke zugleich, ebendieses noch detaillierter zu schildern<sup>897</sup>. Analog zu der oben genannten Funktion des narrativen Bindeglieds, haben Frauen somit in der Regel keine eigenständige Funktion im

---

<sup>892</sup> DG II, S. 406.

<sup>893</sup> PG III, S. 115-132.

<sup>894</sup> PG I, S. 91.

<sup>895</sup> Pomata, Partikulargeschichte, S. 26f.

<sup>896</sup> PG III, S. 447-464.

<sup>897</sup> PG III, S. 448: „[...] die Stimme der Sängerin findet er [Friedrich II., SK] in Mannichfaltigkeit, Agilität und Anmuth unvergleichlich, und dabei spiele sie wie eine französische Actrice“; über die Tänzerin schreibt Ranke nur, sie sei „eine der schönsten Personen, die je die Bühne betreten haben.“ (ebd.).

Text inne, sondern erfüllen, narratologisch gesprochen, vorrangig eine synthetische Funktion: sie sind Teil der Konstruktion der Erzählung. Der Anteil der mimetischen und thematischen Dimension ist dagegen kaum ausgeprägt.

Zugleich vermittelt die Darstellung von Frauen die im 19. Jahrhundert verbreitete bürgerliche Weltansicht der getrennten Sphären<sup>898</sup>. Ein Beispiel dafür ist Rankes Schilderung der unterschiedlichen Haltungen Friedrichs II. und seiner Schwestern zu den letztere betreffenden Heiratsplänen: während Friedrich II. die Heiraten seiner Schwestern für mehr oder weniger „bedeutungslos“<sup>899</sup> gehalten und sie unter politisch-strategischen Gesichtspunkten betrachtet habe, stellt Ranke die preußischen Prinzessinnen als vorrangig mit den Heiratsprojekten beschäftigt dar: „die jüngere, deren Hoffnung er schon erregt hatte, wußte er mit brüderlicher Zärtlichkeit zu beruhigen.“<sup>900</sup> Friedrichs II. ältere Schwester Friederike Wilhelmine habe auf die Nachricht ihrer Verlobung mit dem Prinzen von Wales gehofft „wie auf den Messias“<sup>901</sup>. Maßvoll-realistisches politisches Kalkül auf der männlichen steht leidenschaftlicher Erregung auf der weiblichen Seite gegenüber – Rankes preußische Akteure stützen dergestalt nahtlos die bürgerliche Weltanschauung der *separate spheres*<sup>902</sup>. Zugleich werden durch diese Schilderungen die geordneten (Geschlechter)Verhältnisse in Preußen betont, was wiederum die dualistische Aufteilung der erzählten Welten in den hier untersuchten Historiographien stützt.

Eine weitere Ordnungshierarchie besteht in der Kombination von Geschlecht und Konfession: Lässt Treitschke seine Frauen doch einmal selbständig aktiv werden, so sind die positiven Beispiele fast ausnahmslos auf protestantischer Seite zu verorten: hier handeln Fürstinnen kraft ihres Amtes oder ihrer legitimen Autorität<sup>903</sup>, Ehegattinnen pflegen ihre Männer<sup>904</sup>, Musen küssen Dichter und Denker<sup>905</sup>. Diese evangelisch-protestantischen Frauen sind

---

<sup>898</sup> Vgl. Hausen, Polarisierung.

<sup>899</sup> PG III, S. 131.

<sup>900</sup> PG III, S. 131.

<sup>901</sup> PG I, S. 284.

<sup>902</sup> Heinsohn, Kirsten, „Volksgemeinschaft“ als gedachte Ordnung. Zur Geschlechterpolitik der Deutschnationalen Volkspartei, in: Boukrif, Gabriele u. a. (Hg.): Geschlechtergeschichte des Politischen. Entwürfe von Geschlecht und Gemeinschaft im 19. und 20. Jahrhundert (= Geschlecht - Kultur - Gesellschaft, Bd. 10), Münster, Hamburg, London 2002, S. 83-106.

<sup>903</sup> Wiederum Markgräfin Amalie von Baden; „diese tapfere Frau“ hatte zur Zeit der napoleonischen Besetzung oft „ihr wirksames Fürwort für den badischen Staat eingelegt“ (DG II, S. 505); Freiin Karoline von Berlepsch, die dritte Gattin des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen, verteidigt ihr rechtmäßiges Erbe gegenüber gegen ihren Stiefsohn (DG V, S. 653).

<sup>904</sup> So Alexanders Gattin Elisabeth von Baden (1779-1826): „Seine Sterbestunden wurden verklärt durch die Liebe seiner Gemahlin, die er nach langer Entfremdung endlich wieder fand“ (DG III, S. 707); Fürstin Auguste von Liegnitz, die zweite Frau Friedrich Wilhelms III. (DG III, S. 381f.); Großherzogin Stephanie von Baden (DG II, S. 353).

<sup>905</sup> Immermanns „einfaches Mädchen“ taucht natürlich gar nicht im Register auf; wer sie war, ist unwichtig gegenüber ihrer Funktion als Muse (DG IV, S. 441).

tapfer<sup>906</sup>, edel<sup>907</sup> und hochsinnig<sup>908</sup>, das Verhältnis zu ihren männlichen Bezugspersonen ist harmonisch, die Beziehungen von Liebe und Treue geprägt. Gehören die weiblichen Akteure dagegen dem katholischen Glauben an, kennzeichnen tendenziell Ränke und Listen deren Handlungsweisen sowie Untreue und Disharmonie die Geschlechterbeziehungen: so stellt die bayerisch-katholische Maria Magdalena von Abel<sup>909</sup> zusammen mit „der Witwe des Marschalls Ney“ die Verbindung von Eugen Beauharnais und seiner Schwester Hortense mit Frankreich her<sup>910</sup>; Marie Antoinette gerät an den Rand des Landesverrats<sup>911</sup>; Marie Luise von Österreich wird nicht nur ihrem Vaterland, sondern auch ihrem Ehemann untreu<sup>912</sup>. Auch die Frau als gierige Hure taucht auf, die Land und Männer aussaugt und kraftlos zurück lässt<sup>913</sup>. Geschlechterbeziehungen, die sich nicht in das Normalschema fügen – Mann verbindet sich möglichst standesgemäß mit einer höchstens gleichaltrigen, besser noch jüngeren Frau zu einer fruchtbaren Ehe, wobei er die produktiven, sie die reproduktiven Tätigkeiten übernimmt – werden bei Treitschke als abnorm disqualifiziert, indem der Historiker sie als krankhaft oder schädlich für die beteiligten Personen schildert. So beispielsweise bei dem Dichter Karl Leberecht Immermann<sup>914</sup>, in dessen Münchhausen<sup>915</sup> „ein zarter, inniger Ton“ aufgetaucht sei, *nachdem* er sich von einer Beziehung zu einer älteren Frau gelöst habe: „Jahrelang hatte er mit einer älteren Frau, der Gräfin Ahlefeldt, oft beglückt, öfter gepeinigt, eines jener unklaren Liebesverhältnisse unterhalten [...]. Da ergriff ihn übermächtig die Neigung für ein einfaches

---

<sup>906</sup> Markgräfin Amalie von Baden ist eine „tapfere Frau“ (DG II, S. 505); Landgräfin Amalie Elisabeth von Hessen ist ihren evangelischen Glaubensgenossen ein „leuchtendes Vorbild“ (DG III, S. 505); Freifrau Karoline von Berlepsch, die dritte Frau von Kurfürst Wilhelm von Hessen, ist als Gräfin Bergen „die tapfere Gräfin“ (DG V, S. 653); die Fürstinmutter von Fürstenberg ist „eine tapfere und kluge Dame“ (DG I, S. 594).

<sup>907</sup> Prinzessin Amalie von Sachsen ist „unschuldig“ (DG III, S. 175), „gut“ und „edel“ (DG III, S. 545); Prinzessin Johann von Sachsen (DG III, S. 545); Herzogin Anna Amalia von Weimar ist die „edle“ Mutter von Herzog Karl August von Weimar (DG II, S. 395); Königin Karoline von Bayern, eine geborene Prinzessin von Baden, die ihren evangelischen Glauben auch nach der Heirat mit dem bayerischen Thronfolger beibehält, ist „die edle Prinzessin“ (DG I, S. 348) und „die edle Frau“ (DG V, S. 304); als letztere bezeichnet Treitschke auch Königin Katharina von Westfalen ist „die edle Frau“ (DG II, S. 303) und Fürstin Auguste von Liegnitz, zweite Frau von Friedrich Wilhelm III. (DG III, S. 381), die zwar katholischen Glaubens war, aber einige Zeit nach der Eheschließung zur evangelischen Kirche übertrat; Großherzogin Luise von Sachsen-Weimar „erriet, wie Luise von Preußen und Karoline von Bayern mit dem sicheren Instinkt des edlen Weibes“ die Gemeinheit Napoleons (DG I, S. 508f.).

<sup>908</sup> „Geistreich“ ist bspw. Fürstin Pauline von Lippe-Detmold (1769-1820), zudem „die Wohltäterin ihres Ländchens“ (DG II, S. 536); Großherzogin Sophie von Baden (1801-1865) ist „eine stolze Wasa von klarem Verstande, starkem Willen, lebhaftem Tatendrange und fürstlicher Haltung“ (DG IV, S. 220).

<sup>909</sup> 1755-1824; Ehefrau des Reichskammergerichtsprokurators Jacob Adam Abel.

<sup>910</sup> DG III, S. 147.

<sup>911</sup> DG I, S. 117.

<sup>912</sup> DG I, S. 712; DG III, S. 150.

<sup>913</sup> „Die beste Kraft des Landes floß dahin, um der Königsmark, der Cosel, den zahllosen anderen Dirnen des starken August die gierigen Hände zu füllen“ (DG III, S. 481); derweil in Württemberg „die alte Landeshauptstadt verarmte, weil es der Dirne Eberhard Ludwigs, der Gräfin Grävenitz beliebt hatte, drei Stunden von dem lieblichen Talkessel des Nedenbachs ein Trutz-Stuttgart zu erbauen“ (DG II, S. 296).

<sup>914</sup> Deutscher Schriftsteller, Lyriker und Dramatiker (1796-1840).

<sup>915</sup> 1839.

Mädchen<sup>916</sup> und schon habe der Poet „ein Gedicht voll starker Leidenschaft und schöner sinnlicher Wärme“<sup>917</sup> geschrieben. Künstlerische Schöpfungskraft und ‚normale‘ zwischengeschlechtliche Beziehungen werden hier explizit miteinander verknüpft: „denn während seine Künstlerkraft sich läuterte, ward er auch im Leben freier und glücklicher.“<sup>918</sup> Treitschke setzt hier eine ‚normale‘ zwischengeschlechtliche Beziehung und die Befähigung zu produktiv-schöpferischem Tun in Relation zueinander, sie scheinen sich gegenseitig zu bedingen. Dabei ist das Eins-Sein mit sich selbst vorgängig: Während Immermann in seiner anfänglichen Dichtung „noch nicht weit über den anempfindenden Dilettantismus hinaus“<sup>919</sup> gekommen sei, habe er sich schließlich „nach langen Irrfahrten“<sup>920</sup> in Düsseldorf „erst wahrhaft frei“<sup>921</sup> gefühlt und gewusst, „was er vermochte“<sup>922</sup>: hier sei er zum „Meister“<sup>923</sup> geworden, habe „noch die Kraft [gefunden] sich für seine beiden reifsten Werke zu sammeln“<sup>924</sup> und „[z]ur freien Beherrschung des Stoffs“<sup>925</sup> zu gelingen. Erst *nach* dieser „Meister“schaft und Sammlung, nachdem Immermann seine Kunst beherrscht und ein selbständiger Mann geworden ist, wird er auch in der Beziehung mit einer (jüngeren) Frau („Mädchen“) zum Meister.

Ein weiteres Beispiel für eine scheiternde, weil nicht dem Ideal entsprechende Mann-Frau-Beziehung und zugleich für den Zusammenhang von Eigenständigkeit, Männlichkeit und der Fähigkeit zur (künstlerischen wie biologischen) Produktivität ist Treitschkes Darstellung der Ehe von Rahel und Karl August Varnhagen – der Grund für die Exklusion dieses preußischen Ehepaares dürfte in ihrer Jüdischstämmigkeit und der preußenkritischen Haltung zu suchen sein. Die Ehe der beiden ist für Treitschke schon allein deshalb nicht *comme-il-faut*, weil Rahel älter ist als ihr Ehemann<sup>926</sup>. Treitschke erwähnt aber nicht nur diesen Umstand, sondern häuft Klischee auf Klischee und flicht viel Privates in seine historische Darstellung ein. Treitschke schildert Rahel als im Grunde ganz ‚normale‘ Frau, der „ein dankbares, frommes, menschenfreundliches Herz im Busen“<sup>927</sup> schlug, die „sich das sichere Gefühl des Weibes für das Große und Starke [bewahrte]; war doch Fichte einst viele Jahre lang neben Goethe ihr

---

<sup>916</sup> DG IV, S. 440f.

<sup>917</sup> DG IV, S. 441.

<sup>918</sup> DG IV, S. 440.

<sup>919</sup> DG IV, S. 437.

<sup>920</sup> DG IV, S. 437.

<sup>921</sup> DG IV, S. 438.

<sup>922</sup> DG IV, S. 438.

<sup>923</sup> „Und wirklich bewährte er sich als dramaturgischer Meister“; DG IV, S. 438.

<sup>924</sup> Das sind für Treitschke die beiden Romane „Die Epigonen“ (1836) und „Münchhausen“ (1838/9); DG IV, S. 438.

<sup>925</sup> DG IV, S. 439.

<sup>926</sup> DG II, S. 364; DG IV, S. 408.

<sup>927</sup> DG II, S. 43.

Abgott gewesen<sup>928</sup>, eine „gutherzige, geistvolle Frau“<sup>929</sup>, die „tiefe Gedanken und herzliche Worte der Bewunderung für echte Männergröße“<sup>930</sup> gehabt habe. Ihr Schicksal habe in der Verbindung mit einem Ehemann gelegen, der an „echte Männergröße“<sup>931</sup> wahrlich nicht heranzureichen vermocht habe: Karl August Varnhagen von Ense ist bei Treitschke „der eunuchenhafte“<sup>932</sup> und „jugendliche Gatte der gefeierten Rahel“<sup>933</sup> – kein kreativer Schöpfer, sondern nur ein fleißiger, dabei unkritischer und uninspirierter Sammler<sup>934</sup>, dem in seinen „wohlabgezirkelten eintönigen Perioden“<sup>935</sup> biographischer Erzählungen nur dann und wann „wohl ein sauberes Bildchen [gelang], fast ebenso zierlich wie die schwarzen Figuren, die er im Salon mit feiner Schere aus dem Papier auszuschneiden pflegte“<sup>936</sup> – feine, damenhaften Bastelarbeiten, denn „[f]ür das Eichenholz heldenhafter Charaktere war seine Hand zu schwach“<sup>937</sup>. Die Verbindung mit diesem ‚Mann‘, der nicht an und für sich, sondern „nur am Teetisch seiner Rahel [...] ganz er selber [war]“<sup>938</sup>, hat Künstelei, Eitelkeit und Egoismus zur Folge:

[D]as Leben der kinderlosen, vielerfahrenen Frau neben einem *weit jüngeren, eitlen und falschen Manne*, der nicht vorn fern an sie heranreichte, unter einem Schwarme blasierter abgetriebener Weltmänner blieb der Natur fremd, und darum auch ihre Sprache immer schwülstig, von der gesuchten Künstelei großstädtischer Überbildung angekränkt<sup>939</sup>.

Dieses ‚unnatürliche‘, kinderlose Dasein habe bei Rahel Varnhagen tiefe Unzufriedenheit, Ruhelosigkeit und Ichbezogenheit ausgelöst: Am Ende bleiben, so Treitschke, der „ruheloze Weltschmerz eines edlen, aber tief unbefriedigten Frauenherzens“<sup>940</sup>, „das anmaßende, jeder Hingebung an das Allgemeine unfähige Ich“<sup>941</sup> und „eine halb unbewußte und eben darum unermessliche Eitelkeit, die in der Bewunderung des ersten deutschen Dichters die Größe des eigenen Ichs genoß und sich über das stille Gefühl der Unfruchtbarkeit tröstete“<sup>942</sup>. Der Historiker beschreibt Rahel als Opfer einer intellektuellen Mesalliance mit einem zu jungen, eitlen, unfruchtbaren Mann, dessen Schwächen auf sie abfärben und der ihre Natur nicht im

---

<sup>928</sup> DG II, S. 43.

<sup>929</sup> DG IV, S. 418.

<sup>930</sup> DG IV, S. 419.

<sup>931</sup> DG IV, S. 419.

<sup>932</sup> DG II, S. 44.

<sup>933</sup> DG II, S. 364.

<sup>934</sup> DG IV, S. 417: „Er sammelte mit großem Fleiß, aber ohne jede Kritik den Stoff für seine „Biographischen Denkmäler“ aus der preußischen Geschichte“.

<sup>935</sup> DG IV, S. 417.

<sup>936</sup> DG IV, S. 417.

<sup>937</sup> DG IV, S. 417.

<sup>938</sup> DG IV, S. 418.

<sup>939</sup> DG IV, S. 408; Hervorhebung SK.

<sup>940</sup> DG IV, S. 418.

<sup>941</sup> DG IV, S. 418.

<sup>942</sup> DG II, S. 43.

Zaum zu halten weiß. Unfruchtbarkeit und Kinderlosigkeit<sup>943</sup>, Kreisen um das eigene Ich und Maßlosigkeit in Form übermäßiger Eitelkeit verbinden sich in dieser Partnerschaft. In Treitschkes Vergleich mit Bettina von Arnim wird dann wiederum deutlich, wo der Platz einer ‚wahren‘ Frau zu sein hat: obwohl den „zwei geistreichsten Frauen der deutschen Gesellschaft“<sup>944</sup> viel gemein gewesen sei<sup>945</sup>, seien sie sehr unterschiedlich gewesen<sup>946</sup>: Bettina ist „die Gattin eines edlen, geistvollen Dichters, die schöne Mutter schöner Kinder“<sup>947</sup>; ihre

Stärke lag wo das Genie der Weiber immer liegt, in der Kraft des Verstehens und Empfangens; sie wußte das und blieb der Efeu, der sich am festen Stamme emporrankt. Männerarbeit zu tun hat sie sich nie erdreistet; was sie später noch schrieb, erhob nicht den Anspruch für eine selbständige Schöpfung zu gelten [...]. Auch ihre Schwächen blieben weiblich und darum verzeihlich<sup>948</sup>.

Bettina erscheint hier als zwar besondere, aber zugleich ganz ‚normale‘ Frau: an der Seite eines ihr zumindest ebenbürtigen Gatten, umgeben von ihren Kindern und als Muse begabter Männer<sup>949</sup> bestätigt und stützt ihre Darstellung die bürgerliche Geschlechterordnung des 19. Jahrhunderts. Rahel dagegen wird von Treitschke mit Spott und Ironie der Lächerlichkeit preisgegeben:

Mit dialektischer Kühnheit übersprang sie alle die Schranken, welche Natur und Geschichte der Menschheit gesetzt haben; Vaterland und Kirche, Ehe und Eigentum, alles erlag ihrer zersetzenden Kritik. Warum sollte das Wasser nicht auch einmal brennen, das Feuer fließen oder der Mann Kinder gebären? „Wenn Fichtes Werke Frau Fichte geschrieben hätte, wären sie schlechter?“ – mit diesem Satze erwies sie siegreich die gleiche Begabung der beiden Geschlechter.<sup>950</sup>

Treitschkes Ansichten über gelehrte Frauen und die eigentliche Aufgabe des Weibes, dem Manne nämlich ein Wohlgefallen, und ansonsten anspruchslos, still und fleißig zu sein, werden in einer Textstelle zu Goethe offensichtlich:

Darum sind die Frauen dem Sänger des Ewigweiblichen immer treu geblieben. [...] Und nicht die von Goethe so verabscheuten gelehrten Frauen behüteten seinen Ruhm, sondern die anspruchslosen, still tätigen, von denen niemand sprach. Wenn die schlichte deutsche Hausfrau nach den Sorgen des Haushalts sich am Anblick der Schönheit erquicken wollte, dann schlug sie aus den vierzig Bänden irgendeine Stelle

---

<sup>943</sup> Die Frage, wer an dieser Kinderlosigkeit ‚schuld‘ sei, ist nicht ohne weiteres zu beantworten. Treitschke belegt beide Partner mit der Eigenschaft der Unfruchtbarkeit (er ist der „eunuchenhafte“ Gatte, bei Rahel ist es das „stille Gefühl der Unfruchtbarkeit“).

<sup>944</sup> DG IV, S. 408.

<sup>945</sup> Nämlich „der Sinn für das Große, der Zauber des Gesprächs und ein ekstatischer Zug verzückter Schwärmerei“; DG IV, S. 408.

<sup>946</sup> Bezeichnender Weise greift Treitschke in diesem Zusammenhang auf Natur- und Wassersymbolik zurück, wenn er schreibt: „Und doch verhielten sie sich zueinander wie der Rhein zur Spree.“; DG IV, S. 408.

<sup>947</sup> DG IV, S. 408.

<sup>948</sup> DG IV, S. 408.

<sup>949</sup> „Noch im Alter zog sie die jungen Männer an sich und wußte aus jedem den göttlichen Funken herauszuschlagen“; DG IV, S. 408f.

<sup>950</sup> DG IV, S. 418.

auf, die ihrem Herzen wohlthat, und empfand die ewige Wahlverwandtschaft zwischen dem Genius und dem Weibe<sup>951</sup>.

Das Idealbild guter Ehe<sup>952</sup> findet sich knapp zusammengezogen in der Skizze, die Treitschke vom gräflichen Ehepaar Schwerin entwirft:

So glückliche Stunden hatte Berlin seit Friedrichs Zeiten nicht mehr erlebt wie an jenem sonnigen Apriltage, da der Flügeladjutant Graf Schwerin die erste Nachricht von der Schlacht vor Paris überbrachte. Nach dem alten friderizianischen Brauche ritt der Kurier mit einem Geschwader blasender Postillone zum Potsdamer Tore ein; dann die Wilhelmstraße hinunter, vorbei an dem Dönhoffschen Hause, wo seine schöne junge Frau im Fenster lag und vor Wonne fast vergehen wollte.<sup>953</sup>

Ein schneidiger Graf in militärischen Diensten, seine schöne junge (!) Frau, die daheim in Bewunderung und Hingabe an den Gatten aufgeht: hier ist die Welt in Ordnung und jedes Geschlecht an seinem Platz. Dass der Graf Schwerin knapp ein Jahr darauf bei der Schlacht von Belle-Alliance/Waterloo sein Leben lassen und die junge Frau als Witwe zurückbleiben wird, erwähnt Treitschke an dieser Stelle selbstverständlich nicht<sup>954</sup>.

Zusammenfassend kann konstatiert werden: die Darstellung der Frauenfiguren bestätigt – in Form positiv oder negativ abschreckender Beispiele – die bürgerliche Geschlechterordnung. Zugleich dienen sie der Aufteilung der erzählten Welt nach den Prinzipien ‚guter‘ und ‚schlechter‘ Ordnung, wobei die protestantischen Herrschaftsgebiete in der Regel positiv, die katholischen negativ dargestellt werden: während protestantische Fürstinnen ganz ‚weiblich‘ sein und zugleich ‚männlich‘ aktiv werden können, also quasi voraufklärerisch mehr über ihren Stand als über ihr biologisches Geschlecht definiert werden, wird selbständig handelnden Frauen katholischen Glaubens in der Regel hinterlistiges Vorgehen und damit zumindest implizit der Übertritt in einen verbotenen Handlungsbereich, also ein Überschreiten von Geschlechtergrenzen zugeschrieben.

In der quantitativen Analyse haben wir bereits gesehen, dass die große Mehrheit der in den Historiographien auftauchenden Figuren punktuell in Erscheinung tritt: bei ein bis vier Textstellen verbleiben die Figuren schemenhaft und wenig konturiert: narratologisch gesprochen sind sie meistens ‚flache‘ Charaktere, deren mimetische Dimension kaum ausgeprägt ist. Sie nehmen vorrangig eine synthetische Funktion ein, d. h. sie sind einfache

---

<sup>951</sup> DG IV, S. 407. Gegen Goethe setzt Treitschke Schiller ab, und zwar an der Nachhaltigkeit der Gedanken gemessen: „Schillers Gedanken, wie groß und hehr sie auch waren, umfaßten doch nur eine begrenzte Zeit. [...] wir empfinden schon den nur bedingten Wert seiner Ideale. [...] Goethes Gestalten gehören keiner Zeit; sie sind wahr, niemals wirklich [...]. Sie veralten nicht, denn sie wollen erlebt sein; sie erwärmen nur vor den Augen des gottbegnadeten Künstlers, des liebevollen Weibes oder des festen Mannes, den die vollendete Bildung zur Einfalt der Natur zurückführt.“; DG IV, S. 407.

<sup>952</sup> Neben der zwischen Luise und Friedrich Wilhelm III.

<sup>953</sup> DG I, S. 558.

<sup>954</sup> Sondern erst 180 Seiten später; DG I, S. 738.

Handlungsträger oder narrative Bindeglieder. Zugleich aber übernehmen sie eine die Konstruktion der Erzählung stützende Funktion, denn auch diese eher ‚flachen‘ Charaktere werden durch Adjektive und Adverbien und über das Figurenhandeln charakterisiert und dem etablierten Werteschema der erzählten Welt eingepasst. So entsteht das Bild einer durch und durch, vom Monarchen bis zum einfachen Mann, vom königlichen Hof bis zur Bauernfamilie geordneten und nach bestimmten Werten gegliederten Gesellschaft, in der jeder seinen Platz und seine Aufgabe einnimmt und gewissenhaft erfüllt. Prozentual gesehen machen diese Figuren in den drei Historiographien 70-80% des gesamten Figurenpersonals aus – diese ‚flachen‘ Charaktere stützen auf Grund ihrer hohen Zahl die Gesamterzählung, sie sind quasi der Kitt, der den großen Bau dieser Geschichtswerke zusammenhält und den Eindruck von Einheitlichkeit stützt.



### III. Störungen – Unmännlichkeit und ‚Weiblichkeit‘ im preußischen Staat

„The enemies hidden inside the nation were perhaps a greater, certainly a more permanent menace: a reminder of failed manhood that threatened the established order.”

Mosse, *Image of Man. The Creation of Modern Masculinity*, S. 55

„Das ist das Thema dieses Buches: Der Kampf gegen die durch *das Andere* [...] hervorgerufene Unordnung. Die *Entstellungen* als Strategien zur Wiederherstellung der Ordnung. Die Phantasien von Sicherheit. Die Unsicherheit.”

Elisabeth Bronfen, *Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik*, S. 10.

Den bisherigen Ergebnissen zufolge mag es so erscheinen, als sei die Ordnung der erzählten Welt in den hier untersuchten Nationalhistoriographien eindeutig und fest strukturiert: als Kern der ‚Geschichten‘ ein ‚männlich‘ charakterisierter preußischer Staat, der sich gegen äußere Widerstände in Form anders – ‚unmännlich‘ oder ‚weiblich‘ – konnotierter Staatswesen behauptet und im Laufe der Geschichte durchsetzt. Doch wie schon Daniel Fulda bemerkt hat, sind die historiographischen Erzählungen des 19. Jahrhunderts bei näherem Hinsehen gar nicht so kohärent, wie sie auf den ersten Blick scheinen<sup>955</sup>. Diese Beobachtung trifft auch auf die hier untersuchten Geschichten zu. Die Ordnung der erzählten Welt gerät bei Ranke, Droysen und Treitschke streckenweise ins Wanken.

Für den Zeitraum, den die Historiographien Rankes und Droysens abdecken, ist der Konflikt in der preußischen Königsfamilie, der im Fluchtversuch Friedrichs II. nach England mündet, die wohl heute noch bekannteste ‚Störung‘. Treitschkes *Deutsche Geschichte* hingegen beschreibt zum einen die Zeit unter der Besatzung Preußens durch Napoleon, zum anderen den Vorabend der Revolution von 1848. Bei Napoleon kommt die Störung von ‚außen‘ und kann daher mit dem schon etablierten Schema preußisch/nicht-preußisch ‚erklärt‘ werden. In den Schilderungen der Vorrevolutionszeit wird dagegen deutlich, dass Treitschke den Ausbruch der 48er Revolution ursächlich mit der Person des damaligen preußischen Monarchen, Friedrich Wilhelm III., verbindet. Hier findet die Irritation also im ‚Kern‘ des preußischen Staates statt, betrifft das Mark der Dynastie – und ist daher die eigentliche große ‚Störung‘ in Treitschkes *Deutscher Geschichte*, die auch unter diesem Aspekt betrachtet doch eher eine Geschichte Preußens ist.

In den folgenden Unterkapiteln nehmen wir die jeweiligen Darstellungen dieser innerpreußischen Störungen in den Blick. Anhand einer Betrachtung der narrativen Mittel,

<sup>955</sup> Fulda, *Hat Geschichte ein Geschlecht?*, S. 193f.

mittels derer die Verwerfungen im Haupterzählstrang in die jeweiligen Erzählungen integriert werden, fragt das Kapitel letztlich nach dem narrativen Sinn dieser Schilderungen.

### III.1 Irrungen und Wirrungen am preußischen Hof

Die Frauen der Hohenzollernfamilie treten in Rankes *Preußischer Geschichte* normalerweise nicht besonders in Erscheinung. Noch nicht einmal im Sinne Pomatas, die bemerkt, dass im Rahmen einer patrilinearen Erzählstruktur Frauen in der Regel anlässlich ihrer Heirat in der Darstellung auftauchen<sup>956</sup>, geraten beispielsweise die zwei Frauen des Großen Kurfürsten, dessen Regierungszeit Ranke ein ganzes Kapitel widmet, in den Blick des Historikers. Louise Henriette von Oranien<sup>957</sup> taucht gar nicht, Dorothea von Holstein-Glücksburg<sup>958</sup> nur einmal im Zusammenhang mit dem Nachfolger ihres Mannes auf<sup>959</sup>. Königin Sophie Charlotte wird zwar intensiv, aber kurz beschrieben und spielt erzählerisch kaum eine Rolle.

Dagegen nimmt Königin Sophie Dorothea, die Frau Friedrich Wilhelms I. und Mutter Friedrichs II., viel Raum in der Geschichtserzählung ein<sup>960</sup>. Ihre Rolle in Rankes Erzählung kann nur im narrativen Kontext verstanden werden. Deshalb werden wir im Folgenden nicht nacheinander die einzelnen Textstellen, in denen Sophie Dorothea erwähnt wird, in den Blick nehmen, sondern die den Erzählkontext bildenden Kapitel zu Friedrichs Jugend auf die Rolle der Frau(en) darin untersuchen: denn außer Königin Sophie Dorothea tauchen in diesen Kapiteln noch andere weibliche Personen auf. Neben Friederike Wilhelmine von Preußen, Friedrichs Schwester, sind dies Karoline von England, die Schwägerin Sophie Dorotheas, eine namentlich weiter nicht genannte englische Prinzessin<sup>961</sup> sowie Kronprinz Friedrichs spätere Frau Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Die Jugend Friedrichs II. wird in den Kapiteln sechs, sieben und acht des zweiten Buches<sup>962</sup> sowie im ersten Kapitel des vierten Buches<sup>963</sup> dargestellt. Intensiver betrachtet werden hier Kapitel sechs und sieben des zweiten Buchs, da die genannten Frauen fast ausschließlich im Rahmen dieser Erzählabschnitte auftauchen. Inhaltlich behandeln diese beiden Kapitel unterschiedliche Gegenstände: Während Kapitel sechs die Darstellung der früheren Jugend

<sup>956</sup> Pomata, Partikulargeschichte, S. 27.

<sup>957</sup> 1627-1667.

<sup>958</sup> 1636-1689.

<sup>959</sup> PG I, S. 91.

<sup>960</sup> Sie wird insgesamt an 27 Textstellen erwähnt und ist damit nach Maria Theresia die meistgenannte Frau in der *Preußischen Geschichte*.

<sup>961</sup> Das ist Amelia Sophie Eleonore von Großbritannien (1711-1786).

<sup>962</sup> Kap. 6: „Jugendjahre Friedrichs II.“, Kap. 7: „Irrungen zwischen dem preußischen und englischen Hofe“ und Kap. 8: „Fluchtversuch des Kronprinzen und dessen Folgen“.

<sup>963</sup> „Spätere kronprinzliche Jahre Friedrichs“.

Friedrichs umfasst, folgt im siebten Kapitel die Erörterung der Heiratspläne für den Kronprinzen.

Zugrunde liegende These der folgenden Ausführungen ist, dass alle in diesen Erzählabschnitten auftauchenden Frauen auf der Wahrnehmungsebene des Lesers zu einem sowohl erzählerisch als auch inhaltlich störenden Element verschmelzen, welches symbolisch ‚das Fremde‘ im preußischen Staat verkörpert, das ‚eliminiert‘ werden muss (und in Rankes Darstellung erzählerisch auch eliminiert wird). Im weiteren Kontext der Gesamtanlage der *Preußischen Geschichte* übernimmt die Darstellung der früheren Jugend Friedrichs dann eine Symbolfunktion für die Entwicklung des preußischen Staates.

#### *Störfaktor ‚Mutter‘*

Sophie Dorothea von Hannover taucht im Zusammenhang mit dem Bündnis von Hannover das erste Mal in der Erzählung auf. Mit Georg I. war ihr Vater auf den englischen Thron gelangt; Ranke berichtet im Kontext des Vertrags von Hannover<sup>964</sup> über die Beziehung zwischen Vater, Tochter und königlichem Schwiegersohn, indem er deren häufige Treffen erwähnt<sup>965</sup>. Zugleich berichtet Ranke auch schon über die Absicht Sophie Dorotheas, „eine neue Verbindung beider Familien zu Stande zu bringen“<sup>966</sup>.

Erst gute fünfzig Seiten später erscheint die preußische Königin wieder in der Erzählung – im Kapitel zur früheren Jugend Friedrichs II.<sup>967</sup>. In diesem Kapitel geht es zunächst um die Erziehungsabsichten des Vaters, Friedrich Wilhelms I., denen Ranke anschließend divergierende Elemente gegenüber stellt. Erzählerisch ist dieser Antagonismus außerordentlich klar angelegt. Nach einer eingehenden Schilderung der Erziehungsabsichten des Vaters – deren Ziel die militärische, haushälterische und christlich-evangelische Ausbildung des Thronfolgers gewesen sei<sup>968</sup> – und einem erzählerischen Vorhalt, demzufolge die Absichten Friedrich Wilhelms Früchte zu tragen schienen – „[e]s scheint alles einmal

---

<sup>964</sup> Über den Abschluss dieses Vertrages schreibt Ranke PG I, S. 211: „In dem großen europäischen Kampfe, der sich zu entzünden schien, trat Friedrich Wilhelm dergestalt entschlossen auf die anti-österreichische Seite. Ein Schritt von der größten politischen Kühnheit, wenn man erwägt, wie die brandenburgischen Dinge sich entwickelt und welche Verbindlichkeiten ein Reichsfürst doch allemal gegen den Kaiser hatte.“

<sup>965</sup> PG I, S. 205: „So oft Georg I. von England nach Hannover herüberkam, veranstaltete er, wenn es irgend möglich war, eine Zusammenkunft mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohne.“

<sup>966</sup> PG I, S. 205.

<sup>967</sup> PG I, S. 257.

<sup>968</sup> PG I, S. 250: „Wie seine Gouverneure zwei ausgezeichnete Kriegsmänner sind, so soll er hauptsächlich mit Offizieren umgehen, Begierde zu Ruhm und Bravour, Liebe zu den Soldaten fassen; man soll ihm auf das nachdrücklichste einprägen, daß er ein verachteter Mensch wäre, wenn er nicht ein Soldat würde. Das zweite: man soll einen guten Wirth aus ihm machen; gegen Pracht und überflüssigen Aufwand, noch mehr gegen Spiel und jede Art der Verschwendung soll und muß man ihm Ekel beibringen. Endlich, er soll ein guter, evangelischer Christ werden.“

wieder so werden zu wollen, wie es unter seinem Vater ist<sup>969</sup> – folgt die Gegenüberstellung der divergierenden Tendenzen. Der Keim zum Widerspruch ist zunächst in Friedrich selbst angelegt: „Wer ihn sah, erkannte das Regen eines eingebornen Talents, und es war an sich nicht zu erwarten, daß sich dies gerade in den Bahnen des Vaters bewegen werde.“<sup>970</sup> Doch neben diesem Friedrich selbst innewohnenden Element, gibt es zusätzliche Störfaktoren, die die Absichten des Vaters zu durchkreuzen drohen: da ist zunächst der Einfluss des französischen Lehrers Duhan, der „mehr natürlichen Sinn für die Studien als für die Waffen“<sup>971</sup> besaß und Friedrichs Sinn auf „Fürstenruhm, der nicht vom Schwerte abhängt [...], auf die persönliche Lebensweisheit [...], Denker und Dichter des Alterthums“<sup>972</sup> lenkte. Der „wollüstige Hof“<sup>973</sup> zu Dresden hingegen, „wo die geschlechtlichen Verhältnisse sich aller Zucht und Rücksicht enthoben hatten“<sup>974</sup>, übte „einen verführerischen Reiz“<sup>975</sup> ganz anderer, aber ebenso vom Willen des Vaters abweichender Art auf den „jungen lebenslustigen Prinzen“<sup>976</sup> aus<sup>977</sup>. Zu diesen divergierenden Tendenzen gehört schließlich noch ein dritter ‚Störfaktor‘, der in der Darstellung zwischen die beiden anderen geschaltet ist: Friedrichs Mutter, Sophie Dorothea.

Wenn man bedenkt, wie gewaltig die Umgebung, namentlich eine militärische, den jugendlichen Sinn zu ergreifen pflegt, so würde der Widerspruch, in den sich Friedrich gegen die seine setzte, zumal da er doch zuletzt noch mehr angeborenen militärischen Geist als literarischen bewiesen hat, noch auffallender sein, wenn man nicht wüßte, daß die Königin, seine Mutter, dazu beitrug.

Sophie Dorothee war niemals ganz auf die Gesichtspunkte ihres Gemahls eingegangen; der einfache, beschränkte, von Allem, was zum Schmuck und höheren Genuß des Lebens diente entblößte Haushalt genügte ihr nicht; sie tadelte Vieles von dem, was der König vornahm, und sah nach, wenn ihre beiden ältesten Kinder sich das Nämliche erlaubten; sie richtete die Augen derselben nach dem lebensfroheren Ausland<sup>978</sup>.

<sup>969</sup> PG I, S. 253. Vorher schreibt Ranke PG I, S. 251: „er [Friedrich Wilhelm I., SK] wollte einen Mann aus seinem Sohne machen, wie er selber einer war, und beinahe ließ es sich an, als werde es ihm mit seiner Methode gelingen.“

<sup>970</sup> PG I, S. 254.

<sup>971</sup> PG I, S. 254.

<sup>972</sup> PG I, S. 254f. Hieran anschließend korrigiert Ranke Friedrichs zuvor berichtete dankbare Einstellung diesem Lehrer gegenüber, der seinen Gesichts- und Gedankenkreis erweitert habe, indem er bemerkt: „Was dem Lehrer zugeschrieben wird, war ohne Zweifel zugleich die natürliche Wirkung der neueren und älteren Autoren, mit denen ihn derselbe bekannt machte, auf den empfänglichen und emporstrebenden Geist.“; PG I, S. 255.

<sup>973</sup> PG I, S. 260.

<sup>974</sup> PG I, S. 260.

<sup>975</sup> PG I, S. 260.

<sup>976</sup> PG I, S. 260.

<sup>977</sup> Ranke erwähnt eine „Dame“ der der Kronprinzen gehuldigt habe: „Namen wüßte ich nicht zu nennen, aber das Glück oder sein Genius wollten es so, daß er seine Huldigungen einer Dame darbrachte, die wie er die Literatur liebte und ihn in seiner Neigung zur Poesie bestärkte.“; PG I, S. 260

<sup>978</sup> PG I, S. 257.

Nicht, ohne zuvor auf die zeitliche Begrenztheit des Widerspruches, in den Friedrich sich zu seinem Vater gesetzt habe, hinzuweisen – bewies doch der Sohn „zuletzt noch mehr angeborenen militärischen Geist“<sup>979</sup> – und zugleich zu betonen, wer letztlich in diesem Konflikt die aktive Kraft darstellte – der Sohn „setzte sich“<sup>980</sup> *selbst* gegen seine (väterliche) Umgebung – leitet Ranke Sophie Dorotheas ersten Auftritt in diesem Kapitel ein<sup>981</sup>.

Nachdem somit der mütterliche Einfluss in die Schranken eines Nebeneinflusses verwiesen wurde, der zu keiner wesentlichen, aber immerhin zu einer vorübergehenden Deviation beitragen kann, beschreibt Ranke diesen Einfluss näher: Sophie Dorothea sei, entgegen den Pflichten einer guten Ehefrau, „niemals ganz auf die Gesichtspunkte ihres Gemahls“<sup>982</sup> eingegangen; sie sei, entgegen den preußischen Tugenden und den Erziehungsabsichten ihres Mannes nicht sparsam und haushälterisch gewesen, sondern habe nach „Schmuck“<sup>983</sup> und „höherem Genuß“<sup>984</sup> verlangt. Zudem habe sie die Aufmerksamkeit ihrer Kinder weg von Preußen, in die Fremde gerichtet. All das läuft den Zielen und Absichten des Vaters entgegen, vor allem, als Friedrich „[u]nter dieser zusammentreffenden Einwirkung, denn die Mutter liebte und begünstigte zugleich die Studien, jenen Ehrgeiz der Cultur“<sup>985</sup>, begann, „das knappe enge Soldatenwesen halb und halb für eine Pedanterie zu halten, an Paraden und Revüen eher Mißbehagen zu empfinden.“<sup>986</sup>

Von den drei divergierenden Elementen wird nun im Folgenden vor allem der mütterliche Einfluss weiter verfolgt<sup>987</sup>: Friedrichs Lehrer Duhan taucht gar nicht mehr, der Hof zu Dresden in diesem Kontext nur noch zweimal auf und wird von Ranke zudem erzählerisch mit Sophie Dorothea verbunden: sie sei es gewesen, die über die Musik „[e]in dauerndes Verhältnis zwischen den beiden Höfen begründete“<sup>988</sup>: „Auf Bitten der Königin, die darüber mit dem Gesandten sprach, hatte August II. die Gefälligkeit, seinen Virtuosen Quanz und Weiß zu erlauben [...], von Zeit zu Zeit einen längeren Aufenthalt in Berlin zu machen.“<sup>989</sup> Friedrich habe Flötenunterricht erhalten und „sich glücklich [gefühl], wenn er nach Parade und Tafel Nachmittags die Uniform ablegen, sich in den brokatnen Schlafrock werfen, sich

---

<sup>979</sup> PG I, S. 257.

<sup>980</sup> PG I, S. 257.

<sup>981</sup> In der Geburtsszene (PG I, S. 244f.) wird sie nicht erwähnt.

<sup>982</sup> PG I, S. 257.

<sup>983</sup> PG I, S. 257.

<sup>984</sup> PG I, S. 257.

<sup>985</sup> PG I, S. 257.

<sup>986</sup> PG I, S. 257.

<sup>987</sup> Das ist eigentlich ein zu starkes Wort: weiterverfolgen suggeriert hier die Idee von einer kontinuierlichen Erzählung. Tatsächlich jedoch taucht Sophie Dorothea punktuell immer mal wieder im Text auf, ohne jedoch einen eigenen Handlungsstrang zu bilden.

<sup>988</sup> PG I, S. 260.

<sup>989</sup> PG I, S. 261.

mit seinen Büchern und seiner Musik beschäftigen konnte.“<sup>990</sup> Das Stichwort „brokatner Schlafrock“ verweist den Leser assoziativ wieder auf den Einfluss der Mutter, legte diese doch Wert auf „Schmuck“ und „höheren Genuß“. Direkt anschließend kleidet Ranke die Kritik des Vaters an der Entwicklung seines Sohnes in eindeutig geschlechtsbezogene Begriffe: er habe ihm „ein unmännliches Wesen, weibische Gebährden“<sup>991</sup> vorgeworfen und habe auf Friedrichs Klagen „mit Scheltworten über sein unmännliches („effeminirtes“) Wesen“<sup>992</sup> geantwortet.

Gleichzeitig betont Ranke wiederholt, dass der Konflikt zwischen Vater und Sohn nicht auf einer tatsächlichen, wesentlichen Entfremdung der beiden beruht habe: lediglich ein „Mißverständnis“<sup>993</sup> habe zwischen Vater und Sohn bestanden. Sein wachsender Unwille habe aber Friedrich Wilhelms „Vaterliebe eben für diesen Sohn“<sup>994</sup> keinen Abbruch getan, „[u]nd so blieb trotz allen Haders auch Friedrich in seinem Herzen gesinnt.“<sup>995</sup> Eine von Ranke besonders dramatisch gestaltete Szene veranschaulicht einerseits den negativen Einfluss der Mutter, andererseits aber vor allem das ‚eigentliche‘ Vater-Sohn-Verhältnis:

Man feierte den Hubertustag in Wusterhausen mit einer großen Tafel: der Prinz saß der Königin gegenüber neben dem sächsisch-polnischen Gesandten [...] und wiederholte, was er ihm schon oft gesagt, daß er es in der Knechtschaft, in der er leben müsse, nicht auszuhalten im Stande sei [...]. Gegen seinen angeborenen Sinn [...] trank er mehr als gewöhnlich; er sprach so laut, daß man ihn über den Tisch hörte und die Königin ängstlich wurde, was den Prinzen nicht abhielt, die Ergießungen über seine Leiden fortzusetzen; nur so oft er seinen Vater ansah, fühlte er sich darin gestört und unterbrach sich mit den Worten: „Ich liebe ihn dennoch.“ Die Königin war weggegangen; der Prinz wollte nicht gehen, ehe er nicht von seinem Vater Abschied genommen. Er zog die Hand, die dieser ihm reichte, über die Tafel hin an sich, bedeckte sie mit Küssen; einmal in dieser Stimmung ging er dann zu ihm, umfaßte seinen Hals, warf sich auf seinen Schoos [sic!]. Von den Anwesenden war Keiner, der ihre Stimmung gegen einander nicht gekannt hätte; die einen riefen dem Prinzen ein Lebehoch zu: andern traten die Thränen in die Augen; „schon gut,“ sagte der König, „schon gut, werde du nur ein ehrlicher Kerl“.<sup>996</sup>

In der Schilderung der Szene befindet sich Friedrich zunächst ganz im Einflussbereich der antagonistischen Elemente (Dresden, vertreten durch seinen Gesandten, die Mutter): „Der Prinz saß der Königin gegenüber neben dem sächsisch-polnischen Gesandten Suhm“<sup>997</sup>. Erst *nachdem* die Mutter weggegangen ist, kommt es zu der rührenden Szene zwischen Vater und Sohn, was implizit wiederum Sophie Dorothea als Störfaktor erscheinen lässt. Durch die

---

<sup>990</sup> PG I, S. 261.

<sup>991</sup> PG I, S. 261.

<sup>992</sup> PG I, S. 264.

<sup>993</sup> PG I, S. 264 und S. 266.

<sup>994</sup> PG I, S. 264.

<sup>995</sup> PG I, S. 264.

<sup>996</sup> PG I, S. 265.

<sup>997</sup> PG I, S. 265.

Nahsicht und szenische Darstellung führt Ranke dem Leser diese Szene lebendig vor Augen. Zugleich spricht er die emotionale Seite der Leser an, was die Wirkung der Szene – Vater und Sohn sind sich gut, wenn die Mutter nicht dabei ist – noch verstärkt.

Nicht nur inhaltlich stört Sophie Dorothea die Vater-Sohn-Beziehung und damit die glatte Aufeinanderfolge von Herrschern und Politik. Sie stört zugleich auf der Rezeptionsebene den Leser. Nach Hayden White erlangen historische Erzählungen vor allem deshalb ihre ‚Erklärungskraft‘, weil sich die Historiker auf vorgegebene Erzählstrukturen („prägenerische Plotstrukturen“) beziehen, beziehungsweise die zufällig überlieferten und ungeordnet vorgefundenen ‚Fakten‘ der Vergangenheit in Erzählstrukturen einordnen<sup>998</sup>. Erst durch diesen Prozess der Ordnung des Materials durch den Historiker wird den tradierten Fakten Sinn verliehen, nur dadurch ‚verstehen‘ wir sie:

Die ursprüngliche Fremdheit, das Geheimnisvolle oder Exotische der Ereignisse ist aufgehoben, und sie nehmen eine vertraute Gestalt an, nicht im Detail, aber in ihrer Funktion als Elemente einer vertrauten Art von Anordnung [...]. Sie werden dadurch verstehbar gemacht, daß sie den Kategorien der Plotstruktur subsumiert werden, in der sie als Geschichte bestimmter Art kodiert sind. Sie werden nicht alleine deshalb vertraut, weil nun der Leser mehr *Informationen* über die Ereignisse besitzt, sondern auch weil ihm gezeigt worden ist, wie die Fakten einem Ikon [...] eines verstehbaren abgeschlossenen Prozesses entsprechen, einer Plotstruktur, mit der er als Teil seines kulturellen Erbes vertraut ist.<sup>999</sup>

Ein Leser versteht also nach White eine historische Erzählung, wenn sie sich bestimmten, dem Leser vertrauten Erzählstrukturen, beispielweise von Tragödie und Komödie, zuordnen lässt. Wichtig für die Frage nach der Darstellung von *Frauen* scheint mir in diesem Zitat von White die Betonung der *Abgeschlossenheit* der Erzählung, da eben dies ein Element ist, was den Frauen, die in Rankes Erzählung auftauchen, abgeht. Das punktuelle Auftreten der Frauenfiguren, die erzählerische Fragmentierung ihrer Personen wird gleichgesetzt mit dem Fehlen eines inneren oder narrativen Zusammenhangs: diese Personen haben scheinbar keine eigene Geschichte. Im Zusammenhang der großen Erzählung übernehmen sie eine nur partielle Erklärungsfunktion – in der *Preußischen Geschichte* ‚erklärt‘ Sophie Dorothea die Missverständnisse zwischen Vater und Sohn.

Nachdem Ranke so implizit die Königin als Störfaktor der Erzählung sowie der Beziehung zwischen Friedrich und seinem Vater eingeführt hat, wendet er sich im anschließenden Kapitel den Heiratsplänen für Friedrich II. zu. Diese von der preußischen Königin geschmiedeten Pläne hatte Ranke schon bei Sophie Dorotheas erster Erwähnung im Text

---

<sup>998</sup> Hayden White, Der historische Text als literarisches Kunstwerk, in: Christoph Conrad, Martina Kessel (Hg.), Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, Stuttgart 1994, S. 123-157; hier: S. 126f. und S. 129.

<sup>999</sup> White, Der historische Text, S. 132f.

angesprochen<sup>1000</sup>. Die soeben beschriebene Darstellung der antagonistischen Stellungen von Vater und Mutter bildet gewissermaßen die Rankesche Overture für die darauf folgende Schilderung der Heiratspläne und der damit verbundenen „Irrungen“<sup>1001</sup>.

### *Frauenränke am preußischen Hof*

Die Heiratsverhandlungen stellen sich dem Leser als Variation und Erweiterung des Vorspiels dar: bringt die Mutter die vorausschauenden Erziehungspläne des Vaters durcheinander, so stiften die von ihr betriebenen Heiratspläne vollends Verwirrung und Chaos am preußischen Hof und stören den Fortgang der Geschichte.

„Natürlich“ sind es Frauen, die die Hochzeitspläne schmieden: Neben Sophie Dorothea von Preußen<sup>1002</sup> auch deren Schwägerin, Königin Karoline von England:

Schon seit manchen Jahren war zwischen den beiden Schwägerinnen, der jetzigen Königin von England, Caroline, und der Königin von Preußen, [...] die Rede davon gewesen, durch eine doppelte Vermählung, nicht allein der preußischen Prinzessin [Friederike Wilhelmine, SK] mit dem englischen Thronerben, sondern auch des preußischen Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin, die Familien auf immer zu vereinigen; hievon ward jetzt, was bisher nicht geschehen, offiziell gehandelt.<sup>1003</sup>

„Offiziell“ ist nun allerdings das Stichwort für Friedrich Wilhelm, der von jetzt an die Verhandlungen übernimmt, während Sophie Dorothea in den Hintergrund rückt.

Die von den Frauen initiierten Verhandlungen, die sich im Endeffekt als fruchtlos erweisen werden, führen den preußischen König in politische und emotionale „Irrungen“: was nämlich unter weiblicher Ägide unproblematisch begann, stellt sich dem väterlichen Herrscherauge weitaus schwieriger dar. Während die Verheiratung Friederikes keine Schwierigkeiten gemacht habe – „seiner Tochter, die er liebte, hätte er gern das Glück gegönnt, [...] einmal als Königin von Großbritannien zu glänzen“<sup>1004</sup> – hätten diverse Überlegungen Friedrich Wilhelm von einer unmittelbaren Zusage zur Heirat seines Sohnes und Thronerben abgehalten. Neben politischen Bedenken – er war „enger, als man wußte oder vermuthete, mit dem Kaiser vereinigt“<sup>1005</sup> – ist es in erster Linie die Furcht vor dem Einfluss fremder Elemente in Gestalt der namenlos bleibenden englischen Prinzessin:

---

<sup>1000</sup> PG I, S. 205.

<sup>1001</sup> Vom Ende des fünften Kapitels des zweiten Buches („Verträge zu Wusterhausen und Berlin“) leitet Ranke zum sechsten Kapitel („Jugendjahre Friedrichs II.“) folgendermaßen über: „Zunächst gerieth Friedrich Wilhelm darüber [über sein Bündnis mit Kaiser Karl VI. im Vertrag zu Berlin, SK] mit seinen nächsten Verwandten in die widerwärtigsten Irrungen, die zugleich in seine eigene Familie eingriffen; oder vielmehr der Abschluß des Vertrags war selbst ein Moment in denselben. Wir müssen ihrer um so mehr gedenken, da der zu männlichen Jahren heranwachsende Thronerbe [...] darin eine Rolle spielte und zum ersten Mal von sich reden machte.“; PG I, S. 243.

<sup>1002</sup> „Als Friedrich Wilhelm im Jahre 1725 mit dem Könige von England in Allianz trat, verhandelte, wie wir berührt, seine Gemahlin zugleich über eine neue Familienverbindung.“; PG I, S. 267.

<sup>1003</sup> PG I, S. 269f.

<sup>1004</sup> PG I, S. 279.

<sup>1005</sup> PG I, S. 279.



Überdies aber, warum solle man gerade eine englische Prinzessin für ihn [Friedrich II., SK] aussuchen. Der König fürchtete, in dem Luxus eines glänzenden Hoflebens erzogen, werde sich eine solche in die Einfachheit des preußischen Wesens nicht finden, sie werde ihren Sinn auf kostbare Vergnügungen richten, hoch hinauswollen, die Sparsamkeit der eingeführten Hausordnung unterbrechen und wohl gar durch ihren Aufwand veranlassen, daß man die Armee vermindern müsse: dann würde seine Verfassung nicht bestehen können, sein Haus und Staat würden den Krebsgang gehen.<sup>1006</sup>

Und:

Er [Friedrich Wilhelm I., SK] wollte auch deshalb eine englische Schwiegertochter lieber vermeiden, weil er sonst in seinem Hause nicht mehr Herr zu bleiben fürchtete, vielleicht werde sie mehr bedeuten wollen, als er selber; man werde ihn umbringen durch Verdruß, mit kleinem Feuer.<sup>1007</sup>

Nachdem Ranke erst kurz zuvor dem Leser den störenden Einfluss der Mutter vor Augen geführt hat, wirken Friedrich Wilhelms Bedenken durchaus plausibel, noch dazu, wo die potentielle Schwiegertochter mit der widerspenstigen Königin von Preußen verwandt ist<sup>1008</sup>. Durch geeignete Wortwahl in der Beschreibung dieses zukünftigen ‚Weiberregiments‘ unter englischer Ägide am preußischen Hof legt Ranke seinen Lesern diesen Zusammenhang zusätzlich nahe: wenn schon Sophie Dorothea der „eingeschränkte, von allem entblößte Haushalt“<sup>1009</sup> nicht genügt habe, würde der an den „Luxus eines glänzenden Hoflebens“ gewöhnte, namenlose englische ‚Schrecken‘ „die Sparsamkeit der eingeführten Hausordnung“<sup>1010</sup> wahrscheinlich gänzlich durcheinander bringen.

Hin- und hergerissen zwischen Verstand und Gefühl schildert Ranke den preußischen König, der nicht imstande gewesen sei, in den Heiratsverhandlungen mit England eine klare Linie einzuhalten:

Wenn er nachdachte, so waltete für ihn kein Zweifel ob; er wünschte die Vermählung der Tochter, nicht des Sohnes: daß man aber in England die letzte als die Bedingung der ersten bezeichnete, blieb doch noch auf ihn nicht ohne alle Rückwirkung und machte ihn, so stark er sich auch zuweilen dagegen ausdrückte, in seinem Herzen wieder irre.<sup>1011</sup>

Folge von Friedrich Wilhelms Unentschlossenheit sei eine „Intrigue“<sup>1012</sup> innerhalb der Familie gewesen. Mutter und Tochter habe der Weitblick gefehlt, um die Bedenken des Vaters zu verstehen: „weder sie [Friederike Wilhelmine, SK] selbst noch auch die Königin [hatte] einen Begriff von den Gründen [...], die den König bedenklich machten, sofort eine

---

<sup>1006</sup> PG I, S. 279.

<sup>1007</sup> PG I, S. 282.

<sup>1008</sup> Als Tochter von Sophie Dorotheas Bruder, Georg II., war Amelia von Großbritannien ihre Nichte.

<sup>1009</sup> PG I, S. 257.

<sup>1010</sup> PG I, S. 279.

<sup>1011</sup> PG I, S. 280.

<sup>1012</sup> PG I, S. 282.

bejahende Entscheidung zu geben“<sup>1013</sup>, „[s]ie sahen in ihm einen eigensinnigen gewaltsamen Hausvater, der nur gegen seine Angehörigen streng ist und schwach gegen Fremde.“<sup>1014</sup> In naiver Unbedarftheit hätten sie die Heirat gewünscht und Friedrich dazu verleitet, den Vater zu hintergehen:

Auch der Kronprinz, der noch in den Jahren war, wo ein junger Mann wohl von einer geistreichen, älteren Schwester Einfluß erfahren kann, ward von dieser Stimmung ergriffen; er ließ sich verleiten, um ihre Vermählung zu befördern, insgeheim eine förmliche Erklärung auszustellen, daß er dermaleinst keiner andern als einer englischen Prinzessin seine Hand geben wolle.<sup>1015</sup>

Ranke schildert Friedrich hier als jungen, in sich noch nicht gefestigten Mann, der von Mutter und Schwester beeinflusst wird und ihnen zu Liebe dem väterlichen Willen entgegen handelt. Der Antagonismus von Sophie Dorothea und Friedrich Wilhelm weitet sich somit im Laufe der Heiratsverhandlungen auf die ganze Familie aus: „die dringendsten Wünsche der Königin von Preußen, des Kronprinzen und der Prinzessin“<sup>1016</sup> gingen auf die Hochzeit mit England. Die nur punktuelle Erwähnung der Frauen im Text trägt dazu bei, dem von Ranke gewählten Begriff der „Intrigue“ Plausibilität zu verschaffen. Die Aktivität der schemenhaft bleibenden Frauenfiguren erscheint so als hintergründige ‚Weiberlist‘<sup>1017</sup>. Ihr Handeln erscheint dabei nicht rational und berechnend, sondern irrational und von Emotionen gesteuert. Sophie Dorothea „wünschte“<sup>1018</sup> „eine neue Verbindung beider Familien zu Stande zu bringen“<sup>1019</sup>, sie „hoffte“<sup>1020</sup> auf „ein festes Versprechen“<sup>1021</sup> diesbezüglich von Seiten ihres Vaters, sie hängte ihr „Herz daran“<sup>1022</sup>. Die Korrespondenz zwischen ihr und der englischen Schwägerin sei sehr emotional gewesen, „ganz von dem Gefühl der neu bevorstehenden

---

<sup>1013</sup> PG I, S. 280.

<sup>1014</sup> PG I, S. 280.

<sup>1015</sup> PG I, S. 280f.

<sup>1016</sup> PG I, S. 278.

<sup>1017</sup> Der mit Sophie Dorothea assoziierte August II. von Sachsen wird von Ranke in ähnlichen Kontexten imaginiert. So beschreibt der Historiker ihn zwar einerseits positiv als außerordentlich, universell, geschickt, wendet seine Darstellung aber sogleich negativ: „immer mußte er etwas Neues vorhaben, wie es den Bau eines Palastes [...], einen Liebeshandel oder eine politische Intrigue; er stürzte sich nur immer von einer aufregenden Beschäftigung zur andern, von Genuß zu Genuß, ohne auf Pflicht oder Anstand Rücksicht zu nehmen; er gefiel sich in einem Gemisch von Kraft und Sittenlosigkeit. Noch weniger hätte er sich Verschwendung übel genommen [...]. Aber sein Erbland war ihm zu klein, um seinem Triebe zur Thätigkeit zu genügen [...] Er hatte eine Vorliebe für die geheimen Wege der Politik: wie er denn in Wien den Prinzen Eugen lieber vorbeiging, in Petersburg sich durch die Gemahlin seines Gesandten einen Zugang zu der weiblichen Umgebung der Kaiserin suchte.“; PG I, S. 357f. Später spricht Ranke dann von „der anstößigen Beweglichkeit der sächsischen Politik“; PG I, S. 363. Beim Tod Augusts vermerkt er: „Es war an sich von Bedeutung, daß diese unaufhörlich unruhige Kraft verschwand, welche Osten und Westen zu bewegen, die verschiedenen Systeme der Politik umzugestalten sich vermaß“; PG I, S. 370.

<sup>1019</sup> PG I, S. 205.

<sup>1020</sup> PG I, S. 205.

<sup>1021</sup> PG I, S. 206.

<sup>1022</sup> PG I, S. 268.

Verwandtschaft erfüllt<sup>1023</sup> und „voll zärtlicher Erinnerung an ihre Jugendjahre“<sup>1024</sup>. Allerdings hätten die Frauen keine böse Absicht im Sinn gehabt, weshalb für Ranke diese familieninterne „Intrigue“ „sich entschuldigen ließ, denn ihr erstes und letztes Ziel war das Zustandebringen der Heirath“<sup>1025</sup>.

Nirgendwo sonst in der *Preußischen Geschichte* kommt es zu einer solchen Häufung von Frauengestalten, die sich in eigensinniger (und störender) Weise in die Handlung mischen, wie in diesem Erzählabschnitt. Nicht nur haben die Frauen die Heiratsverhandlungen in Gang gesetzt. Mutter, Tochter, englische Schwägerin und englische Schwiegertochter scheinen alle irgendwie Bestandteil der „Intrigue“ gegen den preußischen König zu sein. Dieser Eindruck wird zum einen durch Rankes undifferenzierte Behandlung der Frauenfiguren erzeugt, die sie gewissermaßen zu einer einzigen, vage und undeutlich bleibenden Person oder weiblichen ‚Macht‘ verschmelzen lässt. Unterstützt wird dieser Eindruck durch die verwandtschaftlichen Beziehungen der Frauen als Mütter, Töchter, Schwägerinnen und Tanten resp. Nichten. Während Mutter und Tochter ‚natürlicherweise‘ in eins gesetzt werden könnten<sup>1026</sup>, fallen Sophie Dorothea, Friederike Wilhelmine und die potentielle englische Schwiegertochter durch ihre Charakterisierung als verschwenderisch, Pracht und Glanz liebend zusammen: Sophie Dorothea genügte der „von allem was zu Schmuck und höheren Genuß des Lebens diente“<sup>1027</sup> entblöbte preußische Hof nicht; Friederike Wilhelmine würde gerne als Königin von England „glänzen“<sup>1028</sup>; die englische Schwiegertochter war „in dem Luxus eines glänzenden Hoflebens erzogen“<sup>1029</sup>.

Auch erzähltheoretisch lässt sich die Rolle der Frauenfiguren beschreiben. Die von den Frauen eingeleiteten Verhandlungen stören auf narrativer Ebene den (patri)linear angelegten Erzählfluss: statt einen einzigen Handlungsstrang verfolgen zu können, ‚muss‘ Ranke die parallel gehenden, sich kreuzenden und gegen einander laufenden Handlungsstränge von Friedrich Wilhelm I. und den Frauen verfolgen. Die Darstellung des Königs, der hin- und hergerissen und „in seinem Herzen wieder irre“<sup>1030</sup> gemacht wird, geht Hand in Hand mit dem bei der Leserschaft erzeugten verwirrenden Leseindruck: im Abschnitt zu den Heiratsplänen für Friedrich stockt die Erzählung, kommt nicht voran, verwickelt sich, wird schwierig – die „Irrungen“ Friedrich Wilhelms sind auf Leserseite geradezu körperlich nachvollziehbar.

---

<sup>1023</sup> PG I, S. 289.

<sup>1024</sup> PG I, S. 289.

<sup>1025</sup> PG I, S. 282.

<sup>1026</sup> Sie fallen schon „stofflich“ in eins; vgl. Lämmert, Bauformen, S. 25.

<sup>1027</sup> PG I, S. 257.

<sup>1028</sup> PG I, S. 279.

<sup>1029</sup> PG I, S. 279.

<sup>1030</sup> PG I, S. 280.

Vor die Erzählung der endgültigen Vermählung Friedrichs, die der Vater dann allein in die Hand nimmt, schaltet Ranke die Schilderung von Friedrichs Fluchtversuch<sup>1031</sup>. Nachdem der Kronprinz sich zunächst von den Frauen habe „verleiten“<sup>1032</sup> lassen, „insgeheim“<sup>1033</sup> gegen den Vater zu handeln, sei Friedrich mit seinen Fluchtplänen vollends auf die falsche Bahn geraten. Bezeichnenderweise sei eines seiner anvisierten Fluchtziele zeitweilig sogar der englische Hof gewesen<sup>1034</sup>, was erst im Zuge der späteren Untersuchungen zur Flucht ans Licht kommt – in Reaktion auf diese Erkenntnis habe Friedrich Wilhelm die immer noch andauernden Heiratsverhandlungen mit England endgültig abgebrochen<sup>1035</sup>. Ranke evoziert einleitend nochmals den Einfluss der Mutter, die die Augen ihrer Kinder nach dem Ausland richtete, und verknüpft ihn mit Friedrichs Fluchtversuch<sup>1036</sup>. In die gleiche Richtung lenkt Ranke die Leserwahrnehmung, wenn er die „Haltung des Prinzen“<sup>1037</sup> nach der Entdeckung des Fluchtplans für „das Merkwürdigste“<sup>1038</sup> hält: „Er bekennt, daß er sehr Unrecht gethan habe, und sucht sich nicht zu vertheidigen. [...] *Dabei entschlüpft ihm nichts, was seiner Mutter oder seiner Schwester hätte zur Last gelegt werden können.* Über die Verhältnisse zu England [...] drückte er sich mit aller Zurückhaltung aus.“<sup>1039</sup> Zum wiederholten Male verknüpft Ranke Friedrichs im wahrsten Sinne des Wortes abweichende Tendenzen mit dem mütterlichen und schwesterlichen Einfluss, indem er die Nichtaussage Friedrichs gegen die beiden Frauen als einen Akt des Verbergens und (Ver)Schweigens auslegt, nicht etwa als Hinweis darauf, dass diese mit den Fluchtplänen des Kronprinzen möglicherweise unmittelbar gar nichts zu tun gehabt hätten. Die Absicht des Historikers, Friedrichs *aberratio* u. a. einem weiblich konnotierten, gegen den Willen des Vaters gerichteten Einfluss zuzuschreiben, wird hier noch einmal besonders deutlich<sup>1040</sup>. Gegen diese Einflüsse habe sich nun aber Friedrich Wilhelm schließlich durchgesetzt:

Übrigens sehen wir hier nur einen Vater, der seinen Sohn und Nachfolger nach seinem Sinn haben will; und einen Sohn, in dem sich ein angeborener Bildungstrieb

---

<sup>1031</sup> Dies hätte nicht zwingend so sein müssen: als schnellen Abschluss des Themas Heirat hätte sich auch eine – chronologisch dann vorgezogene – Schilderung der späteren Heirat an dieser Stelle angeboten.

<sup>1032</sup> PG I, S. 281.

<sup>1033</sup> PG I, S. 281.

<sup>1034</sup> PG I, S. 300f.

<sup>1035</sup> PG I, S. 332f.

<sup>1036</sup> Am Beginn des Kapitels „Fluchtversuch des Kronprinzen und dessen Folgen“ (PG I, S. 295-349) schreibt Ranke: „Wir sahen oben, in welchem Zustand Friedrich sich befand, wie sich in ihm die Meinung festsetzte, daß er in der Nähe seines Vaters nicht leben könne.“; PG I, S. 295.

<sup>1037</sup> PG I, S. 310.

<sup>1038</sup> PG I, S. 310.

<sup>1039</sup> PG I, S. 310f.; Hervorhebung SK.

<sup>1040</sup> Zugleich interpretiert Ranke diese angenommene Haltung Friedrichs als edel, aufrecht und ritterlich, bleibt er doch selbst im schärfsten Verhör „gefaßt und besonnen“; PG I, S. 312. Friedrich habe, ganz mannhaft, die volle Verantwortung für sein Tun übernommen, sowohl, in der zitierten Stelle, gegenüber Mutter und Schwester, als auch gegenüber seinem Freund Katte; vgl. PG I, S. 311.

dagegen sträubt, der einer abweichenden Lebensansicht ohne Bedenken folgt, dabei auf Abwege geräth, die ihn weiter und weiter hätten führen können, jetzt aber unter gewaltigen Erschütterungen genöthigt wird, davon zurückzukommen.<sup>1041</sup>

Friedrich sei von seiner vormaligen Umgebung vollkommen isoliert worden<sup>1042</sup> und habe in der Festung Küstrin „eine strenge Schule durch[gemacht]“<sup>1043</sup>, was bald zu einer Annäherung an die väterlichen Vorstellungen geführt habe. So habe Friedrich in Verwaltungs- und Finanzfragen nicht nur Können erworben<sup>1044</sup>, sondern gar die Meisterschaft erlangt<sup>1045</sup>. „Auch zum Soldatenstande zeigte er jetzt eine freiwillige Neigung.“<sup>1046</sup> In einer „religiöse[n] Meinungsverschiedenheit“<sup>1047</sup> bezüglich der Prädestinationslehre habe sich ebenfalls eine „Annäherung“<sup>1048</sup> zwischen Vater und Sohn ergeben. Dergestalt sind die vom Vater anfangs für seinen Thronerben postulierten Erziehungsziele – ein guter Wirt, ein guter Soldat und ein guter Christ zu werden – nunmehr allesamt durchgesetzt<sup>1049</sup>.

Mit Erreichung der väterlichen Erziehungsziele zeigt sich auch schon der zukünftige König in Friedrich: „Feldmarschall Schulenburg war erstaunt, wie er [Friedrich, SK] die Offiziere seines Regiments, die er ihm vorstellte, empfing, beinahe *wie ein König*: er fühle was er sei; er werde es einst zeigen.“<sup>1050</sup> Aber: noch seien „die Fäden nicht alle angeknüpft“<sup>1051</sup> gewesen, „an denen sich sein persönliches Leben entwickeln sollte.“<sup>1052</sup> Der Abschluss der Geschichte, Friedrichs Heirat, ist noch nicht erfolgt. Diese habe den Thronfolger zukünftig auf dem vom

<sup>1041</sup> PG I, S. 320f.

<sup>1042</sup> Sein Bewegungsradius sei auf die Ringmauern von Küstrin und den „ausschließenden Umgang“ mit den Kammerjunkten Natzmer und Rohwedel sowie den königlichen Rat Wolden beschränkt worden; vgl. PG I, S. 322. Zudem sei auch seine sonstige Kommunikation eingeschränkt worden: „Er sollte keine Briefe schreiben, auch nicht an seine Geschwister, nur in bestimmten Zeitabschnitten an König und Königin; Musik weder machen noch auch nur hören, Fremde so wenig wie möglich sehen, und die sollte Jemand von Politik mit ihm sprechen“; PG I, S. 323. Wie man sieht, knüpft Ranke auch hier wieder an Elemente an, die zum Einflussbereich der Frauen gehören: Geschwister, an die Friedrich schreiben könnte, kennt der Leser nur in der Person der Schwester, die Musik war die Domäne, die die Mutter beförderte, und auch nach der Fremde, aus der entsprechend fremde Personen, die Friedrich nun nicht mehr sehen soll, kommen würden, hatte sie die Augen ihrer Kinder gerichtet. Was dann aber doch, entgegen den Anweisungen des Vaters, in Friedrichs abgeschiedenes Exil einzudringen vermag, sind Briefe, die Ranke sicher nicht von ungefähr Friedrich Schwester zuschreibt: „zuweilen anonym, mit verstellter Hand geschrieben [...] wahrscheinlich von seiner älteren Schwester“; PG I, S. 326. Wieder einmal konnotiert der Historiker ein dem Vater antagonistisches Element weiblich; die Elemente von Anonymität und Verstellung lassen zudem Erinnerungen an die „Intrigue“ anklingen, die Friedrichs Fluchtversuch vorausgegangen war.

<sup>1043</sup> PG I, S. 322.

<sup>1044</sup> PG I, S. 322ff.

<sup>1045</sup> „Im Mai brachte Friedrich wirklich einen Arrendeanschlag nach einer aufgegebenen Morgenzahl zu Stande, den man dem König schickte; Hille [Direktor der Domänenkammer in Küstrin, SK] sagte, weder er noch der Präsident [der Domänenkammer, Ludwig Wilhelm von Münchow, SK] könne einen besseren machen; der Prinz habe es vortrefflich gelernt.“; PG I, S. 324.

<sup>1046</sup> PG I, S. 330.

<sup>1047</sup> PG I, S. 324.

<sup>1048</sup> PG I, S. 325.

<sup>1049</sup> Allerdings ohne Friedrich vollkommen zu unterwerfen, wie Ranke mehrfach betont; PG I, S. 325, 326, 329.

<sup>1050</sup> PG I, S. 331; Hervorhebung SK.

<sup>1051</sup> PG I, S. 331.

<sup>1052</sup> PG I, S. 331.

Vater vorgegebenen Wege halten sollen: „um jede weitere Abweichung unmöglich zu machen“<sup>1053</sup> „dachte sein Vater“<sup>1054</sup> „nun doch darauf, ihn unverzüglich zu vermählen.“<sup>1055</sup> Nach den Erfahrungen mit England habe Friedrich Wilhelm eine ganz klare Vorstellung von der geeigneten Schwiegertochter gehabt, was Ranke ausdrücklich lobt: „Friedrich Wilhelm *hatte sehr recht*, wenn er eine Prinzessin für ihn suchte, die weder einen bedeutenden Einfluß an seinem Hofe ausüben, noch ihn in anderweite [sic!] Verwicklungen abziehen könnte: Preußen sollte vor allen Dingen preußisch bleiben.“<sup>1056</sup>

Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, auf die die Wahl des preußischen Königs fällt, ist zwar mit dem kaiserlichen Haus verwandt, von wo man wieder Einflussnahme fürchten könnte<sup>1057</sup>, doch trifft sich dies mit der politischen Ausrichtung des Königs<sup>1058</sup>. „[H]auptsächlich aber fand er [Friedrich Wilhelm I., SK] zu rühmen, daß sie, wenn auch nicht eben schön, aber bescheiden und gottesfürchtig sei, mit ihm und seiner Gemahlin werde leben können.“<sup>1059</sup> Friedrich gibt widerwillig seine Zustimmung, woraufhin die Verlobung vollzogen wird<sup>1060</sup>.

Betrachten wir noch einmal gesondert die Rolle von Sophie Dorothea innerhalb der Erzählung, um anschließend die Funktion der in die Heiratsverhandlungen verwickelten Frauen im größeren Zusammenhang von Rankes *Preußischer Geschichte* zu sehen.

Wie schon erwähnt, bildet die antagonistische Darstellung des preußischen Königspaares den Auftakt zu den Heiratsverhandlungen, in deren Verlauf sich die gesamte Familie<sup>1061</sup> gegen den Vater stellt. Sophie Dorothea erklärt die zwischen Vater und Sohn entstandenen Missverständnisse, indem sie als deren Verursacherin erscheint: letztlich erklärt die durch die Mutter verursachte Entfremdung das historisch-faktische Ereignis von Friedrichs Fluchtversuch. Ohne die ‚Tatsachen‘ zu verfälschen, erreicht Ranke, dass der Fluchtversuch resp. die erzählerisch in diesem gipfelnde Entfremdung zwischen Vater und Sohn implizit auf das Konto der Mutter geht. Ob die innerfamiliäre Situation der Hohenzollernfamilie

---

<sup>1053</sup> PG I, S. 331.

<sup>1054</sup> PG I, S. 331.

<sup>1055</sup> PG I, S. 331.

<sup>1056</sup> PG I, S. 335; Hervorhebung SK.

<sup>1057</sup> „Die Gemahlin Kaiser Karls VI. stammte aus diesem Hause, war die Tante der Prinzessin, und es ist kein Zweifel, daß die österreichische Politik – im tiefsten Geheimnis [...] – durch ihren gewandten Vertreter den Absichten des Königs diese Richtung zu geben gesucht hat. Man glaubte erst dadurch den englischen Entwürfen vollends ein Ende zu machen und den Kronprinzen auf beständig an das Haus Östreich zu knüpfen.“; PG I, S. 335f.

<sup>1058</sup> PG I, S. 279.

<sup>1059</sup> PG I, S. 336.

<sup>1060</sup> PG I, S. 340.

<sup>1061</sup> Dies ist natürlich eine Konstruktion: Ranke beschränkt die „Familie“ hier auf Vater, Mutter, Sohn und Tochter. Im eigentlichen erzählerischen Zusammenhang bildet wiederum nur die Vater-Sohn-Beziehung den Fokus der Darstellung: die Vernetztheit der Familie aufzuzeigen lag anscheinend nicht in Rankes Absicht.

schwierig, und besonders für die Kinder problematisch gewesen sein mag, soll hier nicht thematisiert werden. Ranke aber baut diese ‚Fakten‘ dergestalt in seiner Erzählung ein, dass der Konflikt zwischen Vater und Sohn relativiert und ihm eine ‚äußerliche‘ Erklärung gegeben wird (die Mutter ist schuld).

Ranke erreicht diese Glättung der Vater-Sohn-Beziehung nicht zuletzt durch kompositorische Mittel. Wie schon erwähnt, splittet der Historiker die Darstellung von Friedrichs Jugendzeit in zwei Teile auf<sup>1062</sup>, zwischen die er das dritte Buch „Politik und Staat Friedrich Wilhelms I 1732 bis 1740“ stellt. Parallel dazu vollzieht Ranke eine inhaltlich-atmosphärische Trennung der beiden Teile: während der erste Teil von den innerfamiliären Konflikten, in denen Frauen eine entscheidende Rolle spielen, geprägt ist, gestaltet Ranke die Vater-Sohn-Beziehung im zweiten ungetrübt harmonisch. Wie oben erwähnt, tauchen Sophie Dorothea und die anderen Frauen fast ausschließlich im Kapitel zur früheren Jugend Friedrichs auf. Sie sind also dem ersten, konfliktreichen Teil der Darstellung zugeordnet. Im zweiten Teil, in dem die Frauen der Hohenzollernfamilie keine Rolle mehr spielen, läuft alles in seiner vorherbestimmten Bahn:

Als eine der vornehmsten Folgen der häuslichen Stürme [...] können wir es ansehen, daß sich Friedrich der geordneten und strengen Thätigkeit in Staat und Militär, der er früher abgeneigt gewesen, später widmete; und zwar nicht allein aus Rücksicht auf seinen Vater: er erkannte vielmehr ihre Nothwendigkeit; sein Geist, der sich eben zu männlichen Bestrebungen entfaltete, nahm eine freiwillige Richtung darauf.<sup>1063</sup>

Mit der Erwähnung der „häuslichen Stürme“<sup>1064</sup> knüpft Ranke an den Punkt an, an dem die Mutter zuletzt im Text auftauchte, so wie er dort schon auf diesen Ausgang vorausdeutete: Friedrich habe „doch zuletzt noch mehr angeborenen militärischen Geist als literarischen bewiesen“<sup>1065</sup>. Auch später kommt Ranke noch einmal auf die klärende Wirkung des

---

<sup>1062</sup> Die Kapitel „Frühere Jugend Friedrichs II.“, „Irrungen zwischen dem preußischen und dem englischen Hofe“ und „Fluchtversuch des Kronprinzen und dessen Folgen“ bilden als aufeinanderfolgende Kapitel sechs, sieben und acht des zweiten Buches („Auswärtige und häusliche Angelegenheiten Friedrich Wilhelms I von 1725 bis 1732. Jugendjahre Friedrichs II.“) zusammengenommen den ersten Teil von Friedrichs Jugendzeit. Der zweite Teil, „Spätere kronprinzliche Jahre Friedrichs“, ist dem vierten Buch, „Regierungsantritt Friedrichs II und Beginn seiner Feldzüge“, als erstes Kapitel beigegeben.

<sup>1063</sup> PG II, S. 4. Und, etwas später im Text: „In der Genugthuung des Königs liegt zugleich etwas von dem Gefühl eines Gärtners, der einen lebensfähigen Baum mit Gewalt in seine ursprüngliche Richtung, von der ein einseitiger Trieb ihn abführte, zurückgezogen hat und nach seinem Wunsche emporwachsen sieht.“; PG II, S. 11. Allerdings betont Ranke auch hier wiederum die Eigenständigkeit Friedrichs, der eben dann doch nicht ganz einem willenlosen Bäumchen gleicht, insbesondere aber seinen Anschluss an die Richtung des Vaters selbst beschließt: „Indeß so sehr sich Friedrich auch anschloß, so ging in ihm Vieles vor, wovon seinem Vater keine Ahnung kam, was dem Sinne, den dieser allezeit in sich genährt hatte, von Grund aus widersprach.“; PG II, S. 11.

<sup>1064</sup> PG II, S. 4.

<sup>1065</sup> PG I, S. 257. Etwas später im zweiten Buch vermerkt Ranke nochmals: „Seine [Friedrichs] vornehmste Beschäftigung war jedoch und blieb die militärische.“; PG II, S. 5.

Familienstreits zu sprechen, wenn er Friedrichs II. Ablehnung eines Bündnisses mit England wie folgt begründet:

Eben das war das Ergebnis jener stürmischen Jahre, daß die engen, eine selbständig politische Bewegung hemmenden Bande der Verwandtschaft wenn nicht aufgelöst doch unwirksam geworden waren. Friedrich war von seiner Vorliebe [für England, SK] vorlängst zurückgekommen. Seiner angeborenen Sinnesweise und der Entwicklung die seine Gedanken nahmen, widersprach es, die Blutsverwandtschaft als einen Grund der politischen Verbindung anzusehen.<sup>1066</sup>

Von der Vermischung privater Familienangelegenheiten mit öffentlicher Staatspolitik habe also Friedrich II. vollkommen abgesehen. Die Vater-Sohn-Beziehung erscheint im weiteren Verlauf der Erzählung als ungetrübt und harmonisch: ist es ein Zufall, dass der weibliche Stolperstein Sophie Dorothea hierbei keine Rolle mehr spielt?

*Zum Verhältnis von Allgemeinem und Besonderem in Rankes Geschichtsdarstellung*

Da sich die Heiratsverhandlungen mit England letzten Endes als fruchtlos erweisen, stellt sich die Frage, warum Ranke überhaupt so viel Platz auf deren Darstellung ver(sch)wendet – welche *Funktion* übernimmt die Darstellung dieser innerfamiliären Angelegenheiten in Rankes historischer Erzählung?

Daniel zeigt in ihrem Aufsatz zu Rankes Geschichtsdarstellung, wie dieser in seinem Erstlingswerk, den *Geschichten der romanischen und germanischen Völker* von 1824, das Stilmittel der Synekdoche für seine Darstellung verwendet: „Der noch ungeübte Autor war [...] so vorgegangen, daß er „das Allgemeine unmittelbar und ohne langen Umschweif durch das Besondere darzustellen“ versucht hatte: Dies ist übrigens nichts anderes als das klassische poetische Stilmittel der Synekdoche.“<sup>1067</sup> Für Daniel ist die Verwendung dieses Stilmittels ein Schritt auf dem Weg zur Entstehung des historischen Genres, dass sie dann allerdings erst durch Verwendung anderer, ‚modernerer‘ Mittel erreicht sieht:

Das wichtigste Stilmittel [...] war eines, das nicht mehr der klassischen Rede- und Schreibkunst entlehnt war, sondern einer der prägendsten kulturellen Tendenzen seiner Gegenwart: nämlich der Tendenz zur Visualisierung. Gemeint ist [...] eine Darstellungsweise, die Vergangenes dadurch zu vergegenwärtigen versucht, daß die Erzählung die Sichtbarkeit des Erzählten vor dem inneren Auge der Leser evoziert.<sup>1068</sup>

Um ihre Modernisierungsthese stützen zu können, beschreibt Daniel hier einen Bruch: die Ablösung der Synekdoche durch eine visualisierende Darstellungsweise – eine wenig überzeugende Argumentation, muss doch auch eine andere Art der Darstellung durch entsprechende sprachliche Hilfsmittel oder Werkzeuge umgesetzt werden. Die

<sup>1066</sup> PG II, S. 84.

<sup>1067</sup> Daniel, „Gemälde“, S. 10.

<sup>1068</sup> Daniel, „Gemälde“, S. 10.



Beobachtungen, die Daniel in ihrer Analyse gemacht hat, beziehen sich auf die Reflexionsebene des schreibenden Historikers; Vorstellungen von Visualisierung haben, dass zeigt Daniels Untersuchung anschaulich, Rankes Art und Weise des *Beschreibens und des Nachdenkens* über seine Tätigkeit geprägt. Auf der Ebene der historiographischen *Darstellung* aber, narratologisch ausgedrückt des *discours*, scheint Ranke die Synekdoche weiterhin verwendet zu haben – und zwar gerade im Sinne und zum Zwecke der Visualisierung.

Möglicherweise aber ist das von Daniel zur Beschreibung ihrer textlichen Fundstücke herausgearbeitete Stilmittel nicht ganz treffend bezeichnet. Fulda untersucht in seiner Dissertation „Wissenschaft aus Kunst“ die Entstehung der modernen Geschichtsschreibung im Zeitraum von 1760 bis 1860. Der klassische Historismus, und nicht zuletzt einer seiner prominentesten Vertreter, Leopold von Ranke mit seiner narrativen Geschichtsschreibung, stellt für Fulda „den Beginn der modernen Historiographie in Deutschland“<sup>1069</sup> dar. Im ersten Teil der Arbeit, einer „Problemggeschichte der Aufklärungshistoriographie“<sup>1070</sup>, vertritt Fulda überzeugend die These von der „historiographische[n] Schwäche“<sup>1071</sup> der Aufklärungshistoriker: „an der deutschen Historie des späten 18. Jahrhunderts tritt klar hervor [...], daß das Konzept 'Geschichte' vor allem ein „Vertextungsproblem“ stellt.“<sup>1072</sup> Die Aufklärungshistoriker hätten Geschichte als Kausalzusammenhang aufgefasst<sup>1073</sup> und seien demzufolge in ihrem Bestreben gescheitert, eine lückenlose, evidente und stringente Beweisführung auf der Handlungsebene zu erlangen<sup>1074</sup>. Ranke löste nach Fulda das Darstellungsproblem der pragmatischen Geschichtsschreiber dadurch, dass er die Kohärenz seiner Darstellung nicht auf der Handlungsebene, sondern auf einer Meta- oder Ideenebene ansiedelte<sup>1075</sup>: so hätte der Historiker darstellerisch nicht eine Kohärenz des Faktischen, sondern des Ideellen erreichen müssen. Die Handlungsebene, auf der die historischen Protagonisten auftreten und die ‚Fakten‘ und Quellenbelege angesiedelt sind, übernehme

---

<sup>1069</sup> Fulda, Wissenschaft, S. 410.

<sup>1070</sup> Fulda, Wissenschaft, S. 55.

<sup>1071</sup> Fulda, Wissenschaft, S. 52.

<sup>1072</sup> Fulda, Wissenschaft, S. 53.

<sup>1073</sup> Fulda, Wissenschaft, S. 60.

<sup>1074</sup> Genauer gesagt, war das Problem der Aufklärungshistoriker nicht so sehr der von ihnen „erhobene Erklärungsanspruch und ihr Versuch, Geschichte als ein Bedingungsgefüge von Ursachen und Wirkungen zu begreifen“, sondern dass ihre Darstellungsform dieselbe sein sollte, wie ihr Denksystem, d. h. die Aufklärungshistoriker wollten „Kausalität systemförmig explizieren“ und lehnten die „Erzählung“, die sie als reine „Aufzählung“ von Begebenheiten verstanden, als Darstellungsmedium“ ab: „Der auch für die Darstellung maßgebliche Systembegriff überforderte auf der einen Seite die sprachlichen Möglichkeiten und blieb in der Eindimensionalität seiner Anwendungen auf der anderen Seite Hilfen zur Textorganisation, vor allem auf makrostruktureller Ebene, schuldig. [...] In seiner Verengung auf den historischen Handlungszusammenhang kam der Systembegriff zwar den Darstellungsfähigkeiten der Pragmatisten entgegen, drohte dann aber über die Notwendigkeit hinwegzutäuschen, Geschichte mit Hilfe von Gesichtspunkten jenseits der Intentionen der Handelnden zu konstruieren.“; vgl. Fulda, Wissenschaft, S. 99f.

<sup>1075</sup> Fulda, Wissenschaft, S. 325.

dagegen eine *Symbolfunktion*, indem sie auf Höheres, also auf die Ebene der Ideen verweise und diese dadurch veranschauliche.

Auch Fulda spricht also von der Veranschaulichungsleistung Rankes, doch sieht er diese nicht durch die Verwendung eines Stilmittels (wie Daniels Synekdoche), sondern durch eine mittels der Ebenendopplung erreichte symbolische *Schreibweise* des Historikers erreicht: „Veranschaulichung ist [...] zum Teil der historischen Argumentation geworden. [...] das, was anschaulich erzählt wird, [steht] [...] symbolisch für etwas nicht anschaulich Darstellbares.“<sup>1076</sup> Die veranschaulichende Darstellung des Besonderen und Partikularen auf der Handlungsebene verweise auf das Allgemeine der Ideenebene. Durch die Ebenendoppelung und die damit ermöglichte symbolische Schreibform erledige sich der Zwang zur explikativen Vollständigkeit, der die Aufklärungshistoriker scheitern ließ. Erst in diesem Sinne können die Hohenzollernherrscher überhaupt zu den Hauptträgern der Geschichte Preußens werden: „Seine Protagonisten, d. h. Nationen und Staaten, lässt Ranke durch Personen lediglich vertreten.“<sup>1077</sup>

Auch Rankes *Preußische Geschichte* unterliegt dieser Trennung von Allgemeinem und Besonderem, wobei die beiden Ebenen ständig aufeinander bezogen werden. Erst durch die gegenseitige Bezugnahme erhalten sie ihre Legitimation – die Fakten durch das Höhere, wofür sie stehen – und Explikation – das Höhere durch das es veranschaulichende Quellenmaterial:

Unter übergeordneten Gesichtspunkten, die als Hauptmomente der ‚welthistorischen Entwicklung‘ deklariert werden, vollzieht sich ein Konflikt von Staaten oder, innerhalb von Staaten, von Parteien, der sich – in Rankes Gesamtwerk zunehmend punktueller – als anschaulich erzählte Handlung manifestiert.<sup>1078</sup>

Fulda spricht hier neutral von „Staaten“ und „Parteien“ – doch wann handelt ein Staat oder eine Partei? Auch diese Einheiten werden ihrerseits vertreten durch tatsächliche handelnde Figuren, nämlich Männer und Frauen.

Der Zusammenhang von ‚Privatem‘ und ‚Öffentlichem‘, die „übergeordneten Gesichtspunkte[]“<sup>1079</sup>, spricht: die Metaebene, unter der sich der Konflikt innerhalb der Hohenzollernfamilie vollzieht, wird deutlich, wenn man vergleichend zu den Heiratsverhandlungen die Abschnitte liest, in denen Ranke abschließend zum ersten Buch und

---

<sup>1076</sup> Fulda, *Wissenschaft*, S. 400.

<sup>1077</sup> Fulda, *Wissenschaft*, S. 393. Zur symbolischen Form der neuen Schreibweise vgl. indes auch Fulda, *Goethezeitliche Ästhetik und die Ermöglichung einer textuellen Repräsentation von ‚Geschichte‘*. Zur Genese einer symbolischen Form, in: ders., Silvia Serena Tschopp (Hg.), *Literatur und Geschichte. Ein Kompendium zu ihrem Verhältnis von der Aufklärung bis zur Gegenwart*, Berlin, New York 2002, S. 299-320.

<sup>1078</sup> Fulda, *Wissenschaft*, S. 393.

<sup>1079</sup> Fulda, *Wissenschaft*, S. 393.

eingehend zum zweiten Buch die „Umstände“<sup>1080</sup> betrachtet, unter denen Preußen [...] sich zum Range einer europäischen Macht erhoben hat“<sup>1081</sup>. Zunächst resümiert Ranke die Anforderungen an Preußen auf seinem Weg zur fünften europäischen Macht, nämlich eine selbständige Stellung gegenüber dem Kaiser als auch den anderen europäischen Mächten zu ergreifen und zu behaupten und sich „in sich selbst zu entwickeln“<sup>1082</sup>:

Die Zeit mußte nun lehren, wie sich diese norddeutsche Selbständigkeit sowohl zu Kaiser und Reich als zu den europäischen Mächten verhalten, ob sie stark genug sein würde, unter den Streitigkeiten derselben, in den täglich auftauchenden Fragen eine ihrem Wesen entsprechende Politik zu ergreifen und zu behaupten, und lebenskräftig genug, sich auf eine den Forderungen des menschlichen Daseins gemäß Weise in sich selbst zu entwickeln.<sup>1083</sup>

Preußens Stellung zwischen den europäischen Mächten sei zunächst noch gering, der Staat aber darum bemüht gewesen, eine eigenständige Stellung zu ergreifen: „Zwischen ihnen erhob sich, [...] der brandenburgisch-preußische Staat, mit unendlich geringeren Kräften, aber allmählig zu dem Bestreben erstarkt, ebenfalls nur Gesichtspuncte wahrzunehmen, welche seiner eigenen Natur, seinem Selbst entsprachen.“<sup>1084</sup> Ranke kündigt dann an, „die ersten Versuche“<sup>1085</sup> die Preußen in diese Richtung gemacht habe, zu verfolgen, was „nothwendig“<sup>1086</sup> sei, „weil damit die Verhältnisse eintraten, an denen sich die großen Geschicke Preußens entwickeln sollten.“<sup>1087</sup> An diese organische Vorstellung der staatlichen Entwicklung knüpft Ranke abschließend zu den Heiratsverhandlungen wieder an, wenn er rhetorisch danach fragt, „ob in dem damaligen [Stadium des politischen Daseins Preußens, SK] die eigene Entwicklung Preußens durch eine so genaue Allianz mit England, wie die beabsichtigte, gefördert werden konnte“<sup>1088</sup>. Indem sich Friedrich Wilhelm in der Frage der Heirat des Kronprinzen zu Hause durchgesetzt habe<sup>1089</sup>, habe er damit auch seine politische Machtposition behauptet: „Wenn der König diese Angelegenheit als eine durchaus persönliche, individuell-hausväterliche begriff, so wissen wir doch schon, wie der Ehrgeiz der stolzesten politischen Unabhängigkeit in ihm damit zusammenhing“<sup>1090</sup>. Ranke macht die

---

<sup>1080</sup> PG I, S. 185.

<sup>1081</sup> PG I, S. 185.

<sup>1082</sup> PG I, S. 181.

<sup>1083</sup> PG I, S. 181.

<sup>1084</sup> PG I, S. 188.

<sup>1085</sup> PG I, S. 188.

<sup>1086</sup> PG I, S. 188.

<sup>1087</sup> PG I, S. 188.

<sup>1088</sup> PG I, S. 341.

<sup>1089</sup> „Man habe ihm in seiner Familie Gesetze geben, ihm vorschreiben wollen, mit wem er seine Kinder verheirathen solle und mit wem nicht; [...] endlich habe er allem Gerede ein Ende gemacht und bewiesen, daß er eben so gut Herr in seinem Hause sei als Andere in dem ihrigen.“; PG I, S. 341.

<sup>1090</sup> PG I, S. 341.

Gefährdung der angestrebten Selbständigkeit noch einmal deutlich, indem er die Folgen einer preußisch-englischen Heiratsallianz veranschaulicht:

England war zu stark, als daß es bei dauernder Bundesgenossenschaft nicht die schwächere Macht [...] in Schatten gestellt oder mit sich fortgerissen hätte. Und ferner, wenn die englische Cultur, die sich eben in großen und glänzenden Werken erhob, einen gleichsam öffentlich berechtigten Einfluß in Berlin erhielt [...] so muß zweifelhaft erscheinen, ob es dann dem eigenthümlich deutschen Wesen nicht doch zu schwer geworden wäre, sich selbständig durchzuarbeiten. [...] Der Kronprinz als Statthalter von Hannover in eine immer untergeordnete Verbindung mit dem englischen Hofe gezogen, hätte sich einmal mit aller Gewalt wieder davon losreißen müssen, oder er wäre nie der Preußische Friedrich geworden.<sup>1091</sup>

Wenn Friedrich Wilhelm I. schließlich die zukünftige Ehefrau des Kronprinzen unter der Prämisse „Preußen [soll] [...] preußisch bleiben“<sup>1092</sup> aussucht, dann ist der Zusammenhang mit dem Streben dieses Staates nach Selbständigkeit mehr als deutlich. Die Frauen und die von ihnen verursachten Verwicklungen veranschaulichen so zum einen Friedrich Wilhelms I. Abhängigkeit – von Gefühlen, Familienbanden etc. –, zum anderen symbolisieren sie zugleich die auf der Metaebene befürchtete politische Abhängigkeit Preußens von fremden Mächten und deren Einfluss. Friedrich Wilhelms Kampf um die Herrschaftsgewalt in seinem Hause wird so auch zum Kampf um Sein oder Nicht-Sein Preußens. Erst durch diese symbolische Überhöhung erhält der innerfamiliäre Konflikt seine erzählerische Bedeutung – und darüber hinaus auch die Legitimation, in der Erzählung aufzutauchen: „Und Niemand tadle, daß ich das Persönlich-Denkwürdige in die Geschichte des Staates gezogen habe: es ist der Geist der Epoche, daß eins mit dem andern auf das genaueste zusammengreift.“<sup>1093</sup>

Durch ihre symbolische Funktion erhalten die Frauen und die mit ihnen verknüpften ‚privaten Angelegenheiten‘ narrativ ein Gewicht, das ihnen auf quantitativer Ebene nicht zukommt. Ähnlich wie die Hohenzollernherrscher verweisen auch sie auf etwas Höheres als sich selbst, ziehen sie ihre ‚Legitimation‘ daraus, dass ‚hinter‘ oder über ihnen eine bedeutendere Macht (das Fremde in Preußen, England) steht, auf die sie verweisen, deren Platzhalter sie sind. Doch im Gegensatz zu den männlichen Vertretern des Hohenzollernhauses, deren Abfolge den roten Faden der Geschichte bildet, tauchen die Frauen nur vereinzelt und punktuell in der Erzählung auf. Am Beispiel Sophie Dorotheas wurde diese Diskrepanz zwischen narrativer Bedeutung und erzählerischer Präsenz deutlich.

Die oben angedeutete Verschmelzung der hier auftauchenden Frauengestalten zu einem undeutlich und vage bleibenden weiblichen Einfluss, schränkt den möglichen

---

<sup>1091</sup> PG I, S. 341f.

<sup>1092</sup> PG I, S. 335.

<sup>1093</sup> PG I, S. ix.

Bedeutungsgehalt der einzelnen Frauen ebenfalls ein. Erst die ‚Häufung‘ der Frauen lässt den Eindruck von ‚Macht‘ entstehen. Dies ist für Rankes Erzählung ein notwendiges Element: der Konflikt zwischen Vater und Sohn kann somit Störungen von ‚außen‘ zugeschrieben, die „Verwerfungen in der Vater-Sohn-Linie“<sup>1094</sup> geglättet werden, ohne dass dadurch die Vorherrschaft des männlichen Haupterzählstranges gefährdet wird.

Die italienische Sprachwissenschaftlerin Patrizia Violi hat die Verbindungen von Sprache und Geschlechterdifferenz untersucht. In ihrem Aufsatz „Gender, subjectivity and language“<sup>1095</sup> argumentiert sie für die Bedeutung des Symbolischen in der Ausbildung von männlicher und weiblicher Subjektivität: „The symbolic is what mediates between private experience and the general forms in which individual experience is inscribed.“<sup>1096</sup> Die Erzählung (*narrative*) ist das elementare Ausdrucksmittel des Symbolischen und wird damit konstruktiv für die Entstehung von Subjektivität: „The structure of subjectivity is inscribed in the deep structure of narrative itself.“<sup>1097</sup> Die „basic semantic structure of any narrative form“ ist die Beziehung zwischen einem agierenden Subjekt und einem agierenden Objekt und wird nach Violi paradigmatisch im Ödipusmythos repräsentiert<sup>1098</sup>. Dies macht den Bezugspunkt des handelnden Subjekts deutlich: „The desire is Oedipus’s, and though its object may be woman (or Truth, or knowledge, or power), *its term of reference and address is man*“<sup>1099</sup>. Ähnlich verhält es sich in Rankes Darstellung: den Frauen wird Platz in der Erzählung gewährt, gerade zu dem Zwecke, wieder daraus entfernt zu werden. Ihre Anwesenheit verweist nicht auf sie selbst, sondern kontrastierend auf das Wesen des preußischen Staates. Sie sind erzählerisch notwendige Konfliktpunkte: in der Auseinandersetzung mit und Absetzung von ihnen kommt Preußen zu sich selbst, definiert sich, wird eine Einheit.

Darüber hinaus aber definieren die Frauen die Figur Friedrich Wilhelms I.: ihre ‚Macht‘ und Präsenz in der ‚Geschichte‘ wird nämlich mit seinem fehlendem Durchsetzungsvermögen erklärt. Es erscheint als sein Versagen als Familienoberhaupt, dass er seine Ehefrau und Kinder nicht in ihren Grenzen halten kann. Durch die generelle Unbeherrschtheit seines Wesens<sup>1100</sup>, seine eigene Schwäche – seine Feinde waren davon überzeugt, „er werde niemals Ernst machen, niemals schlagen“<sup>1101</sup> – habe er die Konflikte heraufbeschworen:

---

<sup>1094</sup> Hausen, Geschichte, S. 114.

<sup>1095</sup> Violi, Gender.

<sup>1096</sup> Violi, Gender, S. 168.

<sup>1097</sup> Violi, Gender, S. 168.

<sup>1098</sup> Violi, Gender, S. 168.

<sup>1099</sup> Teresa de Lauretis, *Alice Doesn’t: Feminism, Semiotics, Cinema*, Bloomington 1984, S. 112, zit. nach: Violi, Gender, S. 170; Hervorhebung SK.

<sup>1100</sup> Im Kontext von der Entdeckung des Fluchtversuchs spricht Ranke von der „aufbrausenden Natur“ des Königs; PG I, S. 314.

<sup>1101</sup> PG I, S. 497.

Feurig und ungestüm, wie er war, hat er öfter zu bereuen gehabt, in persönlichem Verkehr zu weit herausgegangen zu sein, zu viel gesagt zu haben; dagegen hat er auch ein ander [sic!] Mal zu viel nachgegeben und sich mehr, als er später billigte, abgewinnen lassen. Was man aber selbst von sich fürchtet, das ist man eben darum auch wieder in Gefahr zu thun<sup>1102</sup>.

Eben diese Charakterschwächen machen die Verwirrung an seinem Hof und in seiner Familie plausibel: die Konflikte und Verwirrungen ergeben sich daraus, dass die Frauen, von keinem überlegenen männlichen Geiste geleitet, über ihre Sphäre hinaus tätig sind in Bereichen, die sie aus der Beschränktheit ihres Blicks heraus nicht zu übersehen vermögen. Wiederum also beschreiben die Frauenfiguren nicht in erster Linie sich selbst, sondern charakterisieren durch ihr Verhalten den Bezugspunkt ‚Mann‘.

#### *Die Ordnung der Geschlechter als „Ziel“ der Geschichte*

Im Kontrast zu der Regierung seines Vaters erscheint Friedrich II. als perfekte Verkörperung eines aufgeklärten, unabhängigen Monarchen. Ranke stellt den Regenten Friedrich als vollkommenen Herrn der Lage dar. Im Innern (des Staates, der Familie, seines Ichs) von keinen störenden Einflüssen persönlicher oder emotionaler Art mehr gehemmt, wird er auch nach außen hin den Staat zu der ihm bestimmten Größe, Macht und Unabhängigkeit führen.

Die Unabhängigkeit und Selbständigkeit Friedrichs II. veranschaulicht Ranke ebenfalls an dessen Verhältnis zum weiblichen Geschlecht. Friedrichs Mutter Sophie Dorothea tritt nach den gescheiterten Heiratsverhandlungen zunächst einmal nicht mehr in der Erzählung auf. Erst 170 Seiten später dient sie kurz vor Friedrich Wilhelms I. Tod noch einmal der Herausstellung von dessen Eigenschaften<sup>1103</sup>. Beim Tod ihres Mannes ist sie selbst nicht anwesend, sondern wird nur namentlich erwähnt<sup>1104</sup>. Als Königinwitwe taucht sie nur noch vereinzelt in der Erzählung auf: ein Mal im Zusammenhang mit Friedrichs Regierungsantritt und der Regelung der inneren Angelegenheiten. Heerwesen, Verwaltung, Gerichtswesen, Religionsangelegenheiten und Handel werden von Friedrich teils neu, teils in Fortführung der Gesichtspunkte seines Vaters geordnet<sup>1105</sup>. Abschließend kommt Ranke auch auf die Hofhaltung Friedrichs zu sprechen: „gedenken wir noch des Persönlichsten, der Einrichtung des Hofhaltes“<sup>1106</sup>. Dergestalt dem privaten Bereich, sowie quasi als ‚Anhängsel‘ („noch“) der Rubrik ‚Vermischtes‘ zugeordnet, erscheinen die Frauen als letzte Objekte von Friedrichs ersten Handlungen „im Innern“<sup>1107</sup>:

<sup>1102</sup> PG I, S. 206.

<sup>1103</sup> PG I, S. 496.

<sup>1104</sup> PG II, S. 42.

<sup>1105</sup> So veranschaulicht Ranke die organische Entwicklung und gleichzeitig den Fortschritt der Dynastie.

<sup>1106</sup> PG II, S. 66.

<sup>1107</sup> Das Kapitel trägt die Überschrift: „Erste Regierungshandlungen Friedrichs II im Innern.“; PG II, S. 45.

Friedrich II erweiterte zunächst den Wohnsitz seiner Mutter in Monbijou und richtete ihren Haushalt glänzender ein. Es war nicht eine leere Formel, wenn er sie bat, ihn nicht mit dem Titel Majestät, vielmehr wie bisher als ihren Sohn anzureden, welche Bezeichnung ihm lieber sei als jede andere, sondern ein ächtes [sic!] Gefühl von Dankbarkeit und Verehrung.<sup>1108</sup>

Die Mutter wird zum Objekt der Aufmerksamkeiten des Sohnes, der als neuer Herrscher seinen Besitz verwaltet. Ganz dem Wunsch des Vaters entsprechend<sup>1109</sup>, nimmt er sich der Mutter an. Mit der Erfüllung des väterlichen Auftrags ist dann das Thema ‚Mutter‘ erledigt: von ihrem Witwensitz in Monbijou übt sie keinen Einfluss mehr auf ihren Sohn aus<sup>1110</sup>.

Nachdem die Mutter so ‚verwahrt‘ worden ist, wird auch Friedrichs Ehefrau Elisabeth Christine im Zusammenhang der ‚Einrichtung des Hofhaltes‘<sup>1111</sup> auf ihren Platz verwiesen: obwohl man ‚in der Stadt [Berlin, SK] nichts anders als eine Scheidung‘<sup>1112</sup> erwartete, habe Friedrich, der angesichts Elisabeth Christines ‚weibliche[r] Haltung‘<sup>1113</sup> und ‚schöne[n] moralische[n] Eigenschaften‘<sup>1114</sup> ‚eine solche Härte niemals auszuüben vermochte [sic!] hätte‘<sup>1115</sup>, ‚ihr einen ehrenvollen und für die Verhältnisse von Berlin glänzenden Hofhalt ein[gerichtet] und setzte sie in Stand, die große Gesellschaft bei sich zu sehen‘<sup>1116</sup>. Wo genau Friedrich seiner Gemahlin diesen glänzenden Hofhalt einrichtete, teilt Ranke dem Leser nicht mit, doch das macht nichts: in der weiteren Geschichte spielt Elisabeth Christine nun ebenfalls keine Rolle mehr<sup>1117</sup>.

Die Trennung der Geschlechter ist nunmehr vollzogen und Friedrich führt ein Leben unter Männern. ‚[N]icht einmal im Anfang‘<sup>1118</sup> sei er bei den Gesellschaften seiner Gattin erschienen, ‚[ü]berhaupt sah er sie sehr wenig, geschweige daß er sein tägliches Leben mit ihr

<sup>1108</sup> PG II, S. 66.

<sup>1109</sup> PG II, S. 42f.: ‚Er [Friedrich Wilhelm I., SK] empfahl die Königin dem Nachfolger, dessen Antwort zeigte, daß er mehr für sie thun werde, als der Vater fordere‘.

<sup>1110</sup> Sie wird noch fünf Mal erwähnt: PG II, S. 84; PG III, S. 176, 233, 271, 433.

<sup>1111</sup> PG II, S. 66.

<sup>1112</sup> PG II, S. 66.

<sup>1113</sup> PG II, S. 66.

<sup>1114</sup> PG II, S. 66.

<sup>1115</sup> PG II, S. 66.

<sup>1116</sup> PG II, S. 66f.

<sup>1117</sup> Ein einziges Mal taucht sie noch auf: im Kontext der diplomatischen Verhandlungen nach dem Tod Kaiser Karls VII. beschreibt Ranke die Haltung der russischen Regentin Großfürstin Anna und ihres Gemahls und Elisabeth Christines Bruder Anton Ulrich von Braunschweig gegenüber Preußen und Österreich und bemerkt, dass die verwandtschaftlichen Beziehungen zu der herzoglichen Dynastie von Braunschweig, die ‚einst zur näheren Vereinigung der drei nordischen Höfe geschlossen war, [...] sich doch in Bezug auf Preußen sehr unwirksam‘ erwiesen hätten, da sich Anton unter österreichisch gesinntem, weiblichen Einfluss befunden habe. In diesem Kontext erwähnt der Historiker dann Elisabeth Christine: ‚Die Königin von Preußen, seine Schwester, hat einst die Feder ergriffen, um ihn [Anton Ulrich, SK] zu gemäßigeren Gesinnungen aufzufordern: vielleicht das einzige Mal, daß sie in politischen Dingen thätig gewesen ist; doch war es ohne Erfolg.‘; alle Zitate PG II, S. 256.

<sup>1118</sup> PG II, S. 67.

geteilt hätte<sup>1119</sup>. Stattdessen habe er sein Leben mit „einige[n] Freunde[n]“<sup>1120</sup> verbracht. Ranke beschreibt weiter die geradezu mönchische Lebensweise des Königs: „Friedrich setzte [...] zunächst in Charlottenburg das Leben fort, das er in Rheinsberg führte. [...] Gegen Rheinsberg war nun aber der gewaltige Unterschied, daß nicht mehr die Studien, sondern die Staatsangelegenheiten die vornehmste Beschäftigung bildeten. [...] Ein sehr einfaches Leben, mit dem nicht Alle zufrieden waren. Schon damals haben ihn Manche als den Abt, und sich als die Conventualen bezeichnet.“<sup>1121</sup>

Ranke Schilderung der Jugendjahre Friedrichs, mit all ihren emotionalen Verwicklungen und innerfamiliären Wirrungen, erscheint somit als letzter ‚Kampf‘ bevor Preußen unabhängig wird – symbolisiert wird diese Unabhängigkeit in der Person Friedrichs II., der sich von all diesen hemmenden Elementen freimacht. Die eigentliche Verkörperung Preußens in Friedrich, das Verschmelzen der Person des Monarchen mit seinem Staat wird nur so möglich, sie bedingt die mönchshafte Gestalt, die Ausmerzungen des Privatlebens, das völlige Aufgehen in den Staatsangelegenheiten, den öffentlichen Dingen: nichts Privates, Bindendes, Hemmendes darf mehr zwischen Monarchen und Staat stehen. Schon eingehend bemerkt Ranke hierzu:

Und niemand tadle, daß ich das persönlich Denkwürdige in die Geschichte des Staates gezogen habe: es ist der Geist der Epoche, daß eins mit dem anderen auf das genaueste zusammengreift. *Erst nach dem Regierungsantritt Friedrichs II. hebt sich die Beschränkung, die allerdings darin liegt.*<sup>1122</sup>

Die Vollendung des preußischen Staates in Friedrich II. stellt sich in Rankes Geschichtskonstruktion demnach als vollendete und vollkommene Trennung von Öffentlichem und Privatem, männlicher und weiblicher Sphäre, Mann und Frau dar. Der preußische Staat unter Friedrich II. in der *Preußischen Geschichte* ist männlich, autark, absolut.

### III.2 Friedrich II. bei Droysen

Der bei Ranke beschriebene Konflikt innerhalb der preußischen Königsfamilie, insbesondere die Auseinandersetzung zwischen Friedrich Wilhelm I. und Kronprinz Friedrich, gehört zu den bekanntesten Episoden aus der Geschichte der Hohenzollern. Ranke integrierte den Konflikt in seine patrilinear strukturierte Familiengeschichte und nutzte ihn zugleich, um die

---

<sup>1119</sup> PG II, S. 67.

<sup>1120</sup> PG II, S. 67.

<sup>1121</sup> PG II, S. 67ff. Ganz am Ende seiner Darstellungen, betont Ranke nochmals diesen Aspekt der Lebensweise Friedrichs: „König Friedrich hatte, *auf ein häusliches Privatleben Verzicht leistend*, sich ein literarisches zu gründen, die Stunden der Muße im Umgang mit Männern, welche ihm der Ruf als die ersten des Jahrhunderts bezeichnete, und die ihm persönlich zusagten, zu genießen gedacht“; PG III, S. 464 (Hervorhebung SK).

<sup>1122</sup> PG I, S. ix; Hervorhebung SK.



Weiterentwicklung des preußischen Staates hin zu einer selbstständigen europäischen Macht an der Person Friedrichs zu veranschaulichen. Auch Droysens *Preußische Politik* beinhaltet die Schilderung dieses Familienkonflikts. Einerseits integriert der Historiker die ‚Fakten‘ ähnlich wie Ranke – der Einfluss weiblicher Elemente (Mutter und Schwester Friedrichs) wird als auslösendes Moment dargestellt und die Störung so in die patrilineare Darstellung eingepasst. Analog zu Rankes narrativem Vorgehen spaltet Droysen die Schilderung von Friedrichs Leben als Kronprinz in zwei Teile: der erste Teil, zur Regierungszeit des Vaters, umfasst die Pläne zur Doppelhochzeit mit England, Friedrichs Fluchtversuch und seine schließliche Vermählung mit Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern. In diesem ersten Teil nehmen diese ‚privaten‘ Themen auch strukturell einen prominenten Platz ein: die entsprechenden Unterkapitelüberschriften lauten „Die Doppelheirath“<sup>1123</sup>, „Des Kronprinzen Flucht“<sup>1124</sup> und „Des Kronprinzen Verlöbniß“<sup>1125</sup>. Den zweiten Teil von Friedrichs Jugend stellt Droysen in den Unterkapiteln „Der Kronprinz“<sup>1126</sup> und die „Lehrjahre“<sup>1127</sup> der Schilderung seiner Regierungszeit voran.

Im ersten Teil der Darstellung von Friedrichs Jugendjahren schreibt Droysen dem Kronprinzen eine geradezu ‚weibliche‘ Objektposition zu. Der Historiker erwähnt Friedrich, anders als Ranke, nicht anlässlich seiner Geburt erstmalig in der Erzählung. Stattdessen taucht der Kronprinz erst im Kontext der ihn betreffenden Heiratsüberlegungen seiner Mutter in der Erzählung auf. Friedrich wird gleichermaßen ‚weiblich‘ als Objekt von Verlobungsplänen erwähnt<sup>1128</sup>. Auch in der weiteren Darstellung erscheint der Kronprinz zunächst als ‚Objekt der Begierde‘: zum einen für die englische Nation<sup>1129</sup>, zum anderen für die Mutter, welche ihn und seine Schwester „zu Vertrauten ihrer Wünsche, ihrer Stimmungen und Missstimmungen gemacht“<sup>1130</sup> habe. Droysen betont, wie offen und empfänglich der Kronprinz auf Grund seiner Jugend noch für solcherlei Einflussnahmen von außen gewesen sei: „der Kronprinz [war] ihr [der Schwester Wilhelmine, SK] mit der ganzen Innigkeit hingegeben, die den heranreifenden Bruder an die ältere Schwester zu bannen pflegt, noch in der vollen Gährung seines innersten Wesens, allen Eindrücken empfänglich.“<sup>1131</sup> Droysen zeichnet den jungen

---

<sup>1123</sup> PP IV 3, S. 75-104.

<sup>1124</sup> PP IV 3, S. 104-113.

<sup>1125</sup> PP IV 3, S. 130-138

<sup>1126</sup> PP V 1, S. 29-37.

<sup>1127</sup> PP IV 3, S. 113: „So begannen die Lehrjahre dessen, der einst die Welt mit seinem Namen erfüllen sollte.“

<sup>1128</sup> PP IV 2, S. 354.

<sup>1129</sup> „[D]er König von England und die ganze englische Nation, hieß es, wollten [...] für die älteste englische Prinzessin keinen andern Gemahl als den Kronprinzen von Preußen.“; PP IV 2, S. 381. Anderswo heißt es: „die öffentliche Meinung [...] forderte, daß endlich Prinz Friedrich nach England komme und vermählt werde.“; PP IV 3, S. 29.

<sup>1130</sup> PP IV 3, S. 42.

<sup>1131</sup> PP IV 3, S. 42.

Friedrich hier vor allem durch Mutter und ältere Schwester beeinflussbar<sup>1132</sup>. Die abweichende Haltung Sophie Dorotheas gegenüber ihrem Ehemann macht Droysen besonders deutlich: sie habe „keinen heißeren Wunsch“<sup>1133</sup> gehabt, als „das Geschick ihrer Kinder an das Haus Hannover zu knüpfen“<sup>1134</sup>, also dem Machtbereich ihres Ehemanns zu entziehen und habe ihre Kinder dem väterlichen Haus entfremdet:

Sie hatten da Manches gehört, was dem Vater verheimlicht werden mußte; sie entfremdeten sich dem Vater. Vor Allem pflegte sie in ihnen die Vorliebe für das Haus Hannover und das herrliche England, jene Hoffnungen auf die englischen Heirathen; sie half dazu, daß sich beide in Liebe und Schwärmerei für Personen, die sie nie gesehen, für Verhältnisse, die sie nicht kannten, hineinredeten.<sup>1135</sup>

Sophie Dorothea habe sich nicht darauf beschränkt die Kinder mittels ihres mütterlichen Einflusses „wider den väterlichen Willen“<sup>1136</sup> an England zu binden, sie sei auch politisch-diplomatisch heimlich aktiv geworden: je mehr die preußische Politik in ihren Augen von den englischen Heiraten abzurücken schien,

[...] um so eifriger hielt sie das Widerspiel; in der Stille arbeitete sie gegen Seckendorff, gegen Grumbkow, wie sie nur konnte; sie zog den englischen, dänischen, sächsischen Gesandten in ihr Vertrauen, sie half ihnen unter den Generalen und Ministern des Königs Parthei machen; sie vertrat wo sie Gelegenheit fand, die Sache der hannövrischen Alliierten; sie war wie deren Agentin am preußischen Hofe.<sup>1137</sup>

Anstatt den Versuch zu machen, die Ansichten ihres Ehemanns, des Königs, zu verstehen, ihn zu unterstützen und sich aus Politik und öffentlichen Angelegenheiten heraus zu halten, habe sich Sophie Dorothea in diese eingemischt und sogar versucht, die Politik ihres Mannes zu ändern:

Die Königin sah in diesen Bedenken [Friedrich Wilhelms I. bezüglich einer Verheiratung des Kronprinzen, SK] nur den Einfluß Seckendorffs und des neuen politischen Systems, zu dem er den König verführt hatte. Sie setzte alle Hebel in Bewegung es zu brechen, „und müßte ich das Reich über den Haufen stürzen“, soll sie gesagt haben.<sup>1138</sup>

Im Anschluss an Friedrichs Fluchtversuch spekuliert Droysen zwar zum einen über die Naivität und Unkundigkeit von Ehefrau, Tochter und Sohn, die „nicht bemerkt haben [mochten], wie sie mit ihren Wünschen und Stimmungen für fremde Interessen vorgeschoben

<sup>1132</sup> Auch die Schwester stört die Verbindung zwischen Vater und Sohn: so erwähnt Droysen, Friedrich habe seine Fluchtpläne im Sommer 1729 wegen der Sorge um die Schwester verschoben: „nur die Rücksicht auf seine Schwester, auf die sonst der ganze Zorn des Vaters fallen würde, halte ihn zurück, hatte der Prinz gesagt; also nicht seine Pflicht als Thronerbe, als Officier.“; PP IV 3, S. 105.

<sup>1133</sup> PP IV 2, S. 354.

<sup>1134</sup> PP IV 2, S. 354.

<sup>1135</sup> PP IV 3, S. 42.

<sup>1136</sup> PP VI 3, S. 42.

<sup>1137</sup> PP IV 3, S. 41.

<sup>1138</sup> PP IV 3, S. 45.

und ausgenutzt wurden<sup>1139</sup>, konstatiert aber zum anderen nicht nur eine „englische Intrigue am preußischen Hofe“<sup>1140</sup>, sondern auch einen „Hochverrath in der eignen Familie“<sup>1141</sup>. Ganz ähnlich wie bei Ranke werden die Wünsche und Hoffnungen der Ehefrau/Mutter und der von ihr beeinflussten Kinder zum staatsgefährdenden Moment, erschüttern die Ordnung der preußischen Verfassung und der königlich-väterlichen Autorität:

Was sollte aus diesem Staate werden, der ganz auf Disziplin, Pflichttreue, Dienst, auf Ordnung und Unterordnung gegründet war, wenn der dem Thron Nächste ein solches Beispiel von Pflichtvergessenheit, Auflehnung, Desertion geben, wenn er Officiere der Armee [zum Hochverrat, SK] verführen konnte<sup>1142</sup>.

Die Bestrafung des Sohnes durch den Vater, des Thronfolgers durch seinen König, erhält angesichts dieses „Hochverrath[s]“<sup>1143</sup> die Notwendigkeit „väterlicher Pflicht und königlicher Verantwortlichkeit; wenn je, so war es jetzt gerechtfertigt und nothwendig, mit der ganzen Wucht strafender Gerechtigkeit hindurchzuschreiten“<sup>1144</sup>. Als letzte Anstifterin erscheint aber Sophie Dorothea, deren Handeln Droysen schon in den o.g. Textstellen mit Spionage und Hochverrat verknüpft hat.

In dem zweiten Teil zu Friedrichs Jugend, dem seine Regierungszeit einleitenden und „Der Kronprinz“ betitelten Unterkapitel, beschränkt sich Droysens Schilderung dann auf „zwei Momente [...], in denen sich die Ergebnisse dieser seiner Lehrjahre für den Beruf, der seiner wartete, zusammenfassen lassen“<sup>1145</sup>: Friedrichs theoretisch-philosophische und praktische Ausbildung. Zentrale Personen für Friedrichs „Lehrjahre“<sup>1146</sup> sind auf theoretischer Seite die Philosophen Wolf und Voltaire<sup>1147</sup>, auf der praktischen Seite sein Vater. Die schon bei Ranke konstatierte Verengung des Blicks auf männliche Bezugspersonen im Zuge der Geschichtserzählung, die einher geht mit einer zunehmenden Ausblendung der Bereiche der Familie und des Persönlichen, die deutlichere Trennung also von weiblich-privatem und männlich-politischem Raum, findet somit auch bei Droysen statt. Da die Regierungen von Vater und Sohn chronologisch und narrativ eng aufeinander folgen, kann Droysen den Gegensatz zwischen den beiden Herrschern und damit die unterstellte historische ‚Entwicklung‘ deutlich machen: nimmt die Schilderung der familiären Angelegenheiten,

---

<sup>1139</sup> PP IV 3, S. 109.

<sup>1140</sup> PP IV 3, S. 109.

<sup>1141</sup> PP IV 3, S. 109.

<sup>1142</sup> PP IV 3, S. 109.

<sup>1143</sup> PP IV 3, S. 109.

<sup>1144</sup> PP IV 3, S. 110. Einen Absatz später aber trennt Droysen dann die Gefühlsseite väterlichen Mitleids und Liebe von der Vernunftseite der königlichen Aufgabe, wenn er betont, wie „schwer“ der Vater an „dieser Brutusstrenge, die sein königliches Amt von ihm forderte“ getragen habe; PP IV 3, S. 110.

<sup>1145</sup> PP V 1, S. 30.

<sup>1146</sup> PP V 1, S. 30.

<sup>1147</sup> PP V 1, S. 31-33.

insbesondere der Heiratspläne, unter Friedrich Wilhelm noch viel Raum ein und wird sogar mit in die strukturelle Ebene der Unterkapitelüberschriften übernommen, dergestalt mit strukturierendem Bedeutungspotential versehen, treten solcherlei ‚persönliche‘ Bereiche in der Darstellung von Friedrichs Regierung vollkommen in den Hintergrund – keines der Kapitel in den vier Bänden zu Friedrichs ersten Regierungsjahren enthält eine vergleichbare Überschrift<sup>1148</sup>. Hier treffen sich Form und Inhalt der historischen Darstellung: die Autarkie und Unabhängigkeit, die Droysen für Friedrich und das friderizianische Preußen reklamiert, spiegeln sich auf der Ebene der Darstellung; die für Ranke festgestellte Symbolfunktion des Figurenhandelns findet sich hier analog wieder.

Während Droysen im ersten Teil der Darstellung von Friedrichs Kindheit und Jugend die innerfamiliären Konflikte thematisiert und insbesondere die Einflussnahme von Mutter und Schwester auf den jungen Friedrich betont, konzentriert der Historiker die Darstellung der Lehrjahre im übernächsten Band<sup>1149</sup> auf rein zwischenmännliche Beziehungen. Wie Ranke nimmt auch Droysen eine atmosphärische Trennung der beiden Abschnitte von Friedrichs Jugendzeit vor: erschüttern die innerfamiliären Streitigkeiten den ersten Teil von Friedrichs Jugend, schildert der Historiker im zweiten Teil gar keine Konflikte mehr. Während bei Ranke die Autonomiewerdung Friedrichs stark als Ergebnis der häuslichen Stürme und der Anstrengungen des Vaters erscheint, entkoppelt Droysen dagegen die beiden Textteile stärker voneinander: neben die inhaltlich-atmosphärische Trennung tritt noch deren ‚räumliche‘ Entfernung – nicht nur über dreihundert Seiten zum Ende von Friedrich Wilhelms Regierungszeit, auch noch der Quellenband zur Geschichte Friedrichs III./I. und Friedrich Wilhelms I. stehen zwischen der Jugend und den „Lehrjahren“ Friedrichs. Zum anderen schließt Droysen in der Wiederaufnahme des Erzählfadens zu Friedrichs Lebens die ‚Episoden‘ der Jugendzeit quasi sogar noch nachträglich aus seiner Erzählung aus, wenn er konstatiert: „Die Jugendgeschichte dieses Fürsten [...] liegt außer dem Bereich unserer Aufgabe“<sup>1150</sup>. Dieser narrativ-strukturelle Bruch zwischen der Zeit der Abhängigkeit von weiblichen Bezugspersonen und den im Austausch mit männlichen Vorbildern sich vollziehenden Lehrjahren erlaubt es Droysen nun, Friedrich als zentrale Figur seines theoretisch-philosophischen Bildungsganges zu beschreiben: als sich selbst hervorbringendes, quasi autopoietisches Subjekt habe sich der preußische Kronprinz weiter entwickelt. Deutlich

---

<sup>1148</sup> Mit Ausnahme des einleitend dem ersten der vier Bände vorgegebenen Kapitel, in dem sich das Unterkapitel „Der Kronprinz“ findet.

<sup>1149</sup> PP V 1.

<sup>1150</sup> PP V 1, S. 30. Im Unterschied zu Ranke, der den Zusammenhang von Privatem und Öffentlichem in dieser (noch väterlichen Regierungs-)Zeit explizit betont.

wird dies insbesondere in Droysens Schilderung der Beziehung von Friedrich und dem französischen Philosophen Voltaire.

Friedrich selbst habe sich an Voltaire gewandt, der die „Gelegenheit“ „ergriff“, den zukünftigen Preußenkönig „ganz für die Philosophie zu gewinnen“<sup>1151</sup>. Droysen schildert zunächst, wie es Voltaire anscheinend gelungen sei, den Prinzen zu beeinflussen, bevor er konstatiert: „Doch nicht ganz so wie er glaubte, gehörte ihm diese zum Regieren geborne [sic!] Seele.“<sup>1152</sup> Denn, wie Droysen hervorhebt, nicht auf der Suche nach einer „Lehre“, einem „Schema, nach dem er leben und regieren“, einem „Mentor, dem er sich anvertrauen könne“ sei Friedrich gewesen, nein, „[w]as er suchte war geistige Arbeit, Discussion, um *sich in sich selbst* zu klären, Einsicht in die Fülle von Fragen und Erkenntnissen, welche die denkende Welt beschäftigen.“<sup>1153</sup> Statt nach vorgefertigten ‚Rezepten‘ und Sinngebungen für seine Lebensführung und Regierungsweise, nach Vertraulichkeit zu einer väterlichen Autorität, also statt nach Führung und Sicherheit von außen, habe der Kronprinz nach innerer Klärung, Sicherheit, Festigkeit gesucht. So, wie der Historiker Friedrich hier darstellt, als eigenverantwortlich Lernenden, sich selbst Anregung und Austausch suchend, verlängert er diese Haltung auch in die frühere Zeit hinein: Friedrich habe „[f]rüh, schon in den Küstriner Tagen“<sup>1154</sup> Zweifel an dem ihm tradierten religiösen Glauben gehegt, „[b]ald entwickelten sich ihm Vorstellungen völlig anderer Art“<sup>1155</sup>, auf dieser Grundlage, „[s]o ausgerüstet begann er seine Correspondenz mit Voltaire“<sup>1156</sup>. Friedrich hegt Zweifel, er hält an seinen Ansichten fest; er wandelt diese aber auch, er liest und diskutiert, er bricht die Korrespondenz mit dem französischen Philosophen ab oder setzt sie wieder fort – in seiner Charakterisierung finden sich ausschließlich aktive Verbformen, immer ist es der junge Hohenzoller, der etwas tut, handelt, sich bewegt. Unter anderem durch diese Häufung aktivischer Verbformen lässt Droysen das Bild von Friedrich als völlig selbsttätigem, eigenständigem (jungen) Mann entstehen, der seinen Bildungsweg selbst gestaltet und ganz alleine geht: „Aber dann begann er seinen eigenen Weg.“<sup>1157</sup>

Dagegen stellt Droysen die Beziehung zwischen Vater und Sohn deutlich als Lehrer-Schüler-Verhältnis dar; der Vater wird zum Korrektiv: „Auch dafür [für den Bereich der (Regierungs)Praxis, SK] hat er [Friedrich, SK] seine Schule gemacht, eine Schule wie

---

<sup>1151</sup> PP V 1, S. 31.

<sup>1152</sup> PP V 1, S. 31.

<sup>1153</sup> PP V 1, S. 32; Hervorhebung SK.

<sup>1154</sup> PP V 1, S. 32. Mit den „Küstriner Tagen“ ist Friedrich Zeit der Haft im Küstriner Schloss (1730-1732), nach seinem missglückten Fluchtversuch gemeint; zu dieser Zeit war Friedrich demnach 18 Jahre alt.

<sup>1155</sup> PP V 1, S. 32.

<sup>1156</sup> PP V 1, S. 33.

<sup>1157</sup> PP V 1, S. 33.

schwerer und gründlicher selten ein Fürst.“<sup>1158</sup> Der Vater habe ihm „Prüfungen und Uebungen“<sup>1159</sup> auferlegt, auf Grund derer Friedrichs Lernprozess fortgeschritten sei:

Er lernte ungebeugt sich zu fügen, zu gehorsamen ohne überzeugt zu sein. [...] Er lernte das Rechnungswesen [...]; er wurde so mit den kleinen Dingen auch des Militärdienstes vertraut. Und an der Spitze seines Regiments [...] lernte er, was Verantwortlichkeit sei. Der Begriff der Pflicht durchdrang ihn<sup>1160</sup>.

Die praktische Erziehung des Vaters legt den Grund für Friedrichs innere Verfassung: auch wenn seine Beschäftigung mit der Philosophie Zweifel säen mochte, „die sittliche Welt stand ihm fest“<sup>1161</sup>. Seine Bildungsreise geht weiter mit der Teilnahme am Polnischen Thronfolgekrieg<sup>1162</sup> sowie der Inspektion der Truppen in Preußen, wobei der Vater ihm die Aufgabe erteilt habe „...die dortige Oeconomie und Landesart zu examinieren“,<sup>1163</sup>. Folge dieser väterlicherseits geplanten *tour d'horizon* ist eine Annäherung von Vater und Sohn:

So wenig in vielem Andern der Kronprinz sich in die Art des Vaters zu finden vermochte, er begann inne zu werden, was dessen Wollen und Thun bedeute. Je mehr er es kennen lernte, desto mehr bewunderte er, wie sachgemäß, zusammenhängend, durch und durch gesund es sei.<sup>1164</sup>

Als Ergebnis dieser Lehrjahre Friedrichs vermerkt Droysen, dass der Kronprinz „die Theorie und die Wirklichkeiten, die luftige Welt der Ideen und die Aufgaben des handelnden Lebens“ „scharf“ unterscheidet und zugleich in sich vereint:

Daß er die Erkenntnisse seiner Zeit in sich aufgenommen, sie selbständig durcharbeitet [...] giebt ihm Hochsinnigkeit des Wollens, Folgerichtigkeit des Handelns, kühne Sicherheit der bessernden Hand. Daß er die volle Kunde der realen Dinge hat [...] unterscheidet ihn von der nächstjüngeren Generation von Fürsten und Staatsmännern, die nur den Theorien der Aufklärung folgend, verwirrten, wo sie Ordnung schaffen, empörten, wo sie beglücken wollten. [...] Dies vor Allem bezeichnet Friedrich II., daß er diese Gegensätze in sich zu vereinigen, daß er sie zugleich auseinander zu halten und auszugleichen verstand.<sup>1165</sup>

Friedrich erscheint als perfekte Verbindung von Theorie und Praxis<sup>1166</sup>, als Verkörperung von Goethes Ausspruch aus dem Faust „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast | Erwirb es, um es

<sup>1158</sup> PP V 1, S. 34.

<sup>1159</sup> PP V 1, S. 34.

<sup>1160</sup> PP V 1, S. 34; Hervorhebung SK.

<sup>1161</sup> PP V 1, S. 34.

<sup>1162</sup> 1733-1738; Friedrich nahm am Feldzug von 1734 teil.

<sup>1163</sup> PP V 1, S. 35; Zitat im Zitat ohne weitere Angaben.

<sup>1164</sup> PP V 1, S. 35.

<sup>1165</sup> PP V 1, S. 36.

<sup>1166</sup> Einleitend zum ersten Band von Friedrichs Regierungsjahren schreibt Droysen über die Zeit nach dem Spanischen Erbfolgekrieg (1701-1714): „Aber es blieb noch die weite Kluft von den Meinungen zur That, von der Theorie zur Wirklichkeit; es blieb noch in den Wirklichkeiten die träge Macht der Gewohnheit, der Vorurtheile, des Glaubens und Aberglaubens“; PP V 1, S. 4f.

zu besitzen“<sup>1167</sup>. Die rein zwischen-männliche Entwicklungsgeschichte, die Droysen hier erzählt, findet sich kondensiert in dem Bild, das er für die Beziehung zwischen Friedrich Wilhelm und seinem Sohn zeichnet: „Der Körper des Staates, sein Mechanismus, seine Regel und Form war da; ein kunstvolles Werk wie jenes Thonbild des Pygmalion. Es fehlte, was ihm dieser König nicht geben konnte, der prometheische Funke.“<sup>1168</sup> Die griechische Mythologie schildert Prometheus und Pygmalion als begnadete ‚Baumeister‘, die beide aus unbelebtem Material lebensechte Menschendarstellungen formen konnten; Prometheus erlangte zudem das Feuer für die Menschen und gilt seither als Kulturbringer. Pygmalion aber mangelte es an der Fähigkeit, der Materie Leben einzuhauchen – um die unbelebten Menschenbilder zum Leben zu erwecken war eine weibliche Gottheit notwendig: Aphrodite erhörte das Gebet Pygmalions. Die griechische Mythologie erkannte dergestalt in der Pygmalion-Sage die Komplementarität der Geschlechter für Fortpflanzung und Schöpfung noch an. Droysen vermischt in der oben betrachteten Textstelle beide Mythen miteinander und verknüpft die „Belebung“ eines unbelebten Bildes mit dem prometheischen Funken (Feuer). So blendet der Historiker auch auf der mythisch-metaphorischen Ebene den weiblichen Anteil an ‚der‘ Geschichte aus. Der Historiker setzt so die lange Tradition der mann-männlichen Kontinuitätslinien fort; die Ausblendung von Frauen in der Wiedergabe des antiken Mythos parallelisiert die Ausblendung der Frauenfiguren innerhalb der *Preußischen Politik*.

### **III.3 ‚Weiblichkeit‘ im preußischen Staat? Friedrich Wilhelm IV., der ‚unmännliche König‘**

Während bei Ranke und Droysen die Frauenfiguren narrativ als störende Elemente angelegt sind, deren erzählerische Eliminierung auf der Figurenebene die Staatswerdung Preußens veranschaulicht, verlegt Treitschke in seiner *Deutschen Geschichte* die Störung in einen Hohenzollernherrscher selbst. Wie gezeigt, entwirft Treitschke Preußen als Hort umfassender Männlichkeit<sup>1169</sup>; die Darstellung Friedrich Wilhelms IV. dagegen bricht mit diesem Schreibmuster<sup>1170</sup>. Eine Analyse der Figurencharakterisierung Friedrich Wilhelms IV. macht deutlich, wie Treitschke die ‚Unmännlichkeit‘ dieses Hohenzollern herstellt. Im

<sup>1167</sup> Johann Wolfgang von Goethe, *Faust*. Der Tragödie erster Teil, Tübingen 1808, Verse 682-683; [http://de.wikisource.org/wiki/Faust\\_I](http://de.wikisource.org/wiki/Faust_I) [14.10.2014].

<sup>1168</sup> PP IV 3, S. 428.

<sup>1169</sup> Vgl. Kap. II.3.

<sup>1170</sup> Friedrich Wilhelm IV. ist eine der ungewöhnlichsten Figuren der Hohenzollerndynastie. Dirk Blasius bezeichnet ihn als „Grenzgänger unter den Hohenzollern“; vgl. Dirk Blasius, *Friedrich Wilhelm IV. 1795-1861. Psychopathologie und Geschichte*, Göttingen 1992, S. 7. Seine Bewertung in der Historiographie ist umstritten. Vgl. hierzu den Forschungsüberblick bei Blasius, *Friedrich Wilhelm*, S. 9-24.

Umkehrschluss wird wiederum der Konstruktionscharakter des ‚männlichen‘ Preußen sichtbar.

In diesem Kapitel betrachten wir verschiedene Friedrich Wilhelm IV. zugeschriebene Eigenschaften und die durch sie erfolgende ‚Entmännlichung‘ Friedrich Wilhelms zunächst isoliert. Daran anschließend fragen wir nach der narrativen Einbindung und Funktion der Figur Friedrich Wilhelms IV. und ihrer ‚Unmännlichkeit‘ in Treitschkes *Deutscher Geschichte*.

Die erste eingehende Schilderung Friedrich Wilhelms findet sich im dritten Band der *Deutschen Geschichte*, also noch zu kronprinzlichen Zeiten. Zunächst evoziert Treitschke das Glanzbild einer rundum geformten, ganzheitlichen Persönlichkeit: Kronprinz Friedrich Wilhelm sei „[b]lendend, unwiderstehlich [...] immer geistvoll, immer eigenthümlich“<sup>1171</sup> gewesen, er habe „Humor“<sup>1172</sup>, „ein starkes persönliches Selbstgefühl, ein lebendiges Bewußtsein seiner königlichen Würde“<sup>1173</sup> besessen und hätte andere, „weiche Naturen“<sup>1174</sup> mit der „kühnen Sicherheit seines Auftretens“<sup>1175</sup> geradezu überwältigt. Auch habe er die Gabe gehabt, andere ganz für sich zu gewinnen und dauerhafte Freundschaften zu schließen<sup>1176</sup>. Schon im nächsten Absatz aber entlarvt Treitschke dieses Bild als Illusion und zeigt dem Leser die traurige ‚Realität‘: „Und doch mangelte diesem glänzenden Geiste [...] das ursprünglich schöpferische Vermögen und damit das Geheimnis aller Menschengröße, die innere Einheit.“<sup>1177</sup> Treitschke verbindet hier die Fähigkeit zu schöpferischem Potential mit dem Vorhandensein einer inneren Einheit. Die Idee des Zusammenhaltens von Kräften und Ressourcen, der Sammlung, der (inneren) Festigkeit wird so verbunden mit der Befähigung, schöpferisch tätig zu werden. Wir werden sehen, wie Treitschke Friedrich Wilhelm IV. eben diese Festigkeit, und Sammlung, somit auch Kreativität abspricht. Stattdessen beschreibt er diesen Hohenzollern als weich, unbeständig, zerfließend, seine Kräfte nicht zusammenhaltend, sich verteilend und verausgabend. Neben diese Schilderungen treten Luftmetaphoriken – Friedrich Wilhelm steht nicht auf dem festen Boden der Realität, sondern gibt sich luftigen, unbeständigen Phantasien, Entwürfen, Ideen hin oder lebt im irrealen Raum der Vergangenheit: ihm fehlt die Bodenhaftung in der Gegenwart, der feste Standpunkt, von dem aus sich die Zukunft in den Blick nehmen ließe<sup>1178</sup>.

---

<sup>1171</sup> DG III, S. 117.

<sup>1172</sup> DG III, S. 117.

<sup>1173</sup> DG III, S. 117.

<sup>1174</sup> DG III, S. 117.

<sup>1175</sup> DG III, S. 117.

<sup>1176</sup> DG III, S. 117.

<sup>1177</sup> DG III, S. 118.

<sup>1178</sup> Oder die Welt aus den Angeln heben: vgl. die Darstellung Friedrichs II. bei Droysen.



Die auf Leserseite spätestens bei der Lektüre der auf das zunächst geschilderte Glanzbild nun folgenden sieben Seiten ‚realistischer‘ kronprinzlicher Beschreibung<sup>1179</sup> einsetzende Enttäuschung und Desillusionierung können quasi als Präludium und Thema zugleich für Treitschkes Gesamtdarstellung dieses Herrschers gesehen werden. Von nun an ist das Gefühl der Enttäuschung bestimmend für die Leserwahrnehmung Friedrich Wilhelms IV. Treitschke schreibt eine entsprechende Enttäuschung auch den Zeitgenossen zu, wenn er im Kontext von Friedrich Wilhelms IV. Inthronisierung dieses Motiv wieder aufgreift: Friedrich Wilhelm sei schon als Kronprinz ein Quell der Hoffnung<sup>1180</sup> gewesen, diese Hoffnung sei mit seiner Thronbesteigung wieder aufgeflammt. Letztlich aber, so weiß der historisch informierte und nun auch erzählerisch vorbereitete Leser, wird diese Hoffnung enttäuscht werden. Wenn Treitschke kurz vor Ausbruch der Revolution ganz am Ende des fünften Bandes seiner *Deutschen Geschichte* im Kontext des republikanischen Putsches im schweizerischen Kanton Neuenburg wiederum an die unerfüllten Erwartungen und Enttäuschungen der preußischen Untertanen erinnert<sup>1181</sup>, schließt sich für den Leser ein Kreis – die vom Historiker hervorgerufene Erwartung des königlichen Scheiterns nämlich wird in der *Geschichtserzählung* eingelöst. Der Historiker kann so für sich dieselbe Verlässlichkeit reklamieren, die er als Bestandteil des preußischen ‚National‘charakters beschreibt. In Abgrenzung von dem unzuverlässigen König Friedrich Wilhelm IV. schreibt Treitschke sich somit selbst in die preußische – und zugleich historiographische – Tradition ein: Geschichtsschreibung erfüllt ihre (nationale) Identität stiftende Funktion also auch in Richtung des Autorsubjekts.

Nicht nur auf Grund seiner Unzuverlässigkeit stellt Treitschkes Friedrich Wilhelm IV. einen Bruch dar. Treitschke beschreibt die Person Friedrich Wilhelms IV. in der Hohenzollerndynastie als Traditionsbruch, indem er den Ausnahmecharakter Friedrich Wilhelms IV. betont und ihn von allen anderen Hohenzollern unterscheidet. Auch hier evoziert Treitschke das Motiv der enttäuschten Hoffnungen und Erwartungen:

Darin lag die Herrschergröße der Hohenzollern seit dem Großen Kurfürsten, daß sie alle, die großen wie die kleinen, einfache Menschen waren, die in dem Wirrwarr der deutschen Dinge ein klar erkanntes Ziel mit zäher Ausdauer verfolgten [...]. Jetzt zum ersten Male erschien auch in diesem Fürstenhause ein widerspruchsvoller problematischer Charakter, dem das tragische Schicksal beschieden war, sich selbst und der Welt ein Rätsel zu bleiben, seine Zeit zu verkennen und von ihr verkannt zu werden, eine echt deutsche Natur leider, der die Überfülle der Gedanken die

<sup>1179</sup> DG III, S. 118-124.

<sup>1180</sup> DG V, S. 7: so waren ihm in den „fernen Tagen“ der Jugend diverse Huldigungen zuteil geworden, u. a. eine Denkmünze 1810 mit der Inschrift „des Vaterlandes blühende Hoffnung“, aber auch in „späteren Zeiten, da Goethe weissagte, dies große Talent müsse neue Talente wecken“.

<sup>1181</sup> DG V, S. 725.

Schnellkraft des Entschlusses lähmte, ein Fürst, fähig die höchsten Erwartungen zu erregen und doch keiner ganz zu genügen.<sup>1182</sup>

Neben der mimetischen, also die Person Friedrich Wilhelms beschreibenden Ebene wird in diesem Zitat aber zugleich auch die thematische Ebene dieser Figur deutlich: Treitschke begreift diesen Hohenzollern als *deutsche Figur*<sup>1183</sup>. Der Hohenzoller wird zum Sinnbild für die Generation der Romantik und erklärt so paradoxer Weise das Scheitern der bürgerlichen Revolution von 1848. Zugleich wird Friedrich Wilhelm IV. zum Märtyrer<sup>1184</sup> und tragischen Charakter, da er selbst diese Revolution hervorruft und provoziert.

Irrationalität und Emotionalität sind seit dem späten 18. Jahrhundert ‚weiblich‘ besetzte Eigenschaften; über deren Zuschreibung beschreibt Treitschke Friedrich Wilhelm IV. mittelbar als ‚weiblich‘ oder zumindest ‚unmännlich‘. So hätten beispielsweise individuelle Vorlieben an Stelle von Planung, Vorausschau und rationaler Abwägung das Handeln dieses Hohenzollern bestimmt. Treitschkes Beschreibungen Friedrich Wilhelms IV. erinnern an die Schilderung der jungen Maria Theresia bei Ranke. So habe unter Friedrich Wilhelms Regierung eine „Anglomanie [geherrscht, SK], die doch nur den *persönlichen Neigungen* des Königs und seiner Vertrauten entsprach“<sup>1185</sup>. Die Irrationalität dieses preußischen Königs zeigt sich in seiner Unzugänglichkeit für Gründe und Argumente: „Neigungen des Gemüts und fertige Doktrinen bestimmten seine Entschlüsse; Gründe der politischen Zweckmäßigkeit konnten dawider nicht aufkommen.“<sup>1186</sup> In die Nähe von Kindlichkeit rückt Treitschke den König, wenn er schreibt, Friedrich Wilhelm habe „Märchen Glauben [geschenkt]“<sup>1187</sup>. Der preußische König habe die Realität geradezu trotzig nicht sehen *wollen*: „Der letzte Grund der deutschen Zerrissenheit lag in Wien. [...] Solange der König von Preußen diese Wahrheit nicht einsah, mußten alle seine hochherzigen Reformpläne ein Stückwerk bleiben. *Er aber wollte sie nicht einsehen.*“<sup>1188</sup>. Friedrich Wilhelm IV. habe sich selbst getäuscht, indem er Mitteilungen unzuverlässiger preußischer Diplomaten vertraut habe: „Am preußischen Hofe aber wurden durch Bunsens sanguinische Berichte grundfalsche Vorstellungen von Englands deutscher Politik hervorgerufen [...]. In Berlin war der Boden für solche *gemütliche Selbsttäuschungen* nur zu wohl vorbereitet.“<sup>1189</sup>. In seinen Selbsttäuschungen habe Friedrich

<sup>1182</sup> DG III, S. 118.

<sup>1183</sup> Vgl. Kap. III.3.2.

<sup>1184</sup> DG III, S. 124: „Wer könnte ohne Bewegung das Bild dieses zum Martyrium ausersehenen Fürsten betrachten?“

<sup>1185</sup> DG V, S. 131; Hervorhebung SK.

<sup>1186</sup> DG V, S. 13.

<sup>1187</sup> DG V, S. 144; Hervorhebung SK.

<sup>1188</sup> DG V, S. 102.

<sup>1189</sup> DG V, S. 123; Hervorhebung SK. Christian Karl Josias von Bunsen (1791-1860), preußischer Diplomat und Theologe; 1842-1854 Gesandter in London. Treitschke schreibt über die Ernennung Bunsens zum Gesandten, bei der Friedrich Wilhelm Königin Viktoria aus einem „galanten Zartgefühl“ heraus die Wahl zwischen drei

Wilhelm sogar das einfache (Glaubens)Volk übertroffen: „Schon längst hatte er sich ein holdes Phantasiebild von der römischen Kirche ersonnen, das die landläufigen Selbsttäuschungen der gläubigen Protestanten unseres Nordostens noch weit überbot.“<sup>1190</sup>

Auch seine Friedfertigkeit entspringt dieser unrealistisch-harmonisierenden Weltsicht:

Friedrich Wilhelm wußte nichts, er wollte nichts wissen von der radikalen Schärfe der großen Gegensätze deutscher Politik, er wollte in tiefem Frieden, ohne mit Österreich zu brechen, sein Ziel erreichen; er ahnte nicht, daß der Zollverein dem partikularistischen Grundgedanken der Bundesakte ebenso vollständig widersprach, wie einst der Schmalkaldener Bund dem Wesen des Heiligen Römischen Reichs, und die Hofburg folglich ein System preußisch-deutscher Sonderverträge unmöglich gelassen hinnehmen konnte. Die Schlacht von Pharsalus, die einst König Friedrich den Deutschen geweissagt hatte, mußte geschlagen werden, und niemand glaubte an diese Notwendigkeit weniger als Friedrichs Erbe.<sup>1191</sup>

Auch Emotionalität ist Bestandteil der Figurencharakterisierung Friedrich Wilhelms IV.: seine ersten Amtshandlungen seien „Kundgebungen des Herzens“<sup>1192</sup> gewesen. Treitschke schildert Friedrich Wilhelms IV. unmittelbare, naive Gefühlsäußerungen als geradezu maßlos und rückt den Hohenzollern in der Leserwahrnehmung sogar in die Nähe österreichisch-russischer Verlogenheit: „Den Freunden beteuerte er seine Zuneigung mit einer Überschwänglichkeit, die ihn oft in den Verdacht der Falschheit brachte, obwohl sie stets der *unwillkürliche Ausdruck seiner Stimmung* war.“<sup>1193</sup> Anderswo heißt es: „So einfach [wie Friedrich Wilhelm III., SK] vermochte der Sohn [Friedrich Wilhelm IV., SK] nicht zu handeln; seine Gutherzigkeit und seine Neigung für das Absonderliche verwickelten ihn stets in *Widersprüche, welche den Verdacht der Falschheit hervorriefen*.“<sup>1194</sup> Während aber der Kern österreichischer Falschheit in der bewusst berechneten Täuschung besteht, liegen Friedrich Wilhelms IV. unbewusster und ungewollter Täuschung die guten Absichten und das unschuldige Gemüt des Königs zu Grunde.

Schwachheit schreibt Treitschke diesem preußischen König bspw. über die Schilderung seines Schwankens als Kronprinz zu: „Nur der Kronprinz zeigte sich unsicher, er schwankte

---

Kandidaten überlassen hatte: „Unmöglich konnte England eine bessere Wahl treffen, unmöglich Preußen eine schlechtere. Die schwächste der großen Mächte brauchte als Vertreter Männer von starkem preußischen Stolze, Männer, welche die Selbständigkeit ihres bei den älteren Großmächten noch kaum für voll angesehenen Staates rücksichtslos wahrten.“ (DG V, S. 122). Etwas weiter im Text schreibt Treitschke: „Niemand hörte auf solche Erzählungen williger als König Friedrich Wilhelm.“ (DG V, S. 128.)

<sup>1190</sup> DG V, S. 271. Schon zuvor hat Treitschke diese schönfärberische Neigung des Kronprinzen angedeutet: „Der König alterte, und die künftige Regierung warf schon ihre Schatten in die Gegenwart hinein. Der Kronprinz und Prinz Wilhelm der Ältere mit seiner frommen Gemahlin Marianne hatten neuerdings Münster besucht und sich in Drostes Clemenshospital recht von Herzen erbaut [...]; wie so viele Protestanten des Nordostens glaubten sie arglos, dies römische Büberwesen sei der evangelischen Rechtgläubigkeit verwandt.“; vgl. DG IV, S. 676.

<sup>1191</sup> DG V, S. 684.

<sup>1192</sup> DG V, S. 30.

<sup>1193</sup> DG V, S. 13; Hervorhebung SK.

<sup>1194</sup> DG V, S. 145; Hervorhebung SK.

zwischen Metternich und Nikolaus.<sup>1195</sup> Aber auch als König habe dieser Hohenzoller seine Schwäche nicht überwunden: „*Die Schwäche* jeder neuen Regierung, die Unberechenbarkeit aller Verhältnisse, *währte unter dem vierten Friedrich Wilhelm nahezu acht Jahre*, bis eine furchtbare Niederlage des Königtums die ganze Lage veränderte.“<sup>1196</sup> Und auch diese Schwäche des Königs ist, wenn nicht ‚weiblich‘, so doch zumindest ‚unmännlich‘ konnotiert: „*Die männliche Kraft* des Leibes und der Seele, welche allein so viele widersprechende Gaben im Einklang halten konnte, *war ihm versagt*, und zuweilen ließen sich schon die Spuren einer schlechthin krankhaften Anlage erkennen.“<sup>1197</sup>

Zuschreibungen von Schmeichelei und Schmollen als Bestandteile des königlichen Handlungsrepertoires wirken ebenfalls in Richtung einer Verweiblichung: „Wenn er gewinnen wollte, dann entfaltete er eine bezaubernde Liebenswürdigkeit und verschmähte selbst die kleinen weiblichen Künste des Schmollens nicht.“<sup>1198</sup> Treitschke kondensiert in kurzen Skizzen weitere Mängel Friedrich Wilhelms IV. wie Unsicherheit, Schwäche, Haltlosigkeit, Kurzsichtigkeit, Überheblichkeit:

Ein genialer, seiner Macht sicherer Staatsmann darf wohl zuweilen abweichen von der alten Regel, daß die Staatsgewalt sich auf ihre Freunde, nicht auf ihre Feinde stützen soll. *Eine schwache Regierung* verrät nur ihre eigene *Haltlosigkeit*, wenn sie in kurzsichtiger Überschlaueit unbelehrbaren Gegnern zu *schmeicheln* versucht.<sup>1199</sup>

Anderswo verbindet Treitschke weiblich besetzte Furcht und Konfliktscheu, verbale Ausschweifungen und Uneindeutigkeiten sowie „Weiberschlaueit“ mit dem preußischen König:

Da fürchtete der König, Schön könnte auf dem nächsten Landtage die Führung der Opposition übernehmen. Um vorzubeugen, sendete er ihm zu Weihnachten [...] einen neun Folioseiten langen Brief, eine feurige Ansprache, worin sich das alte, noch immer nicht erloschene Freundschaftsgefühl mit verhaltenem Unwillen und schmeichelnder Weiberschlaueit gar seltsam vermischte.<sup>1200</sup>

Friedrich Wilhelm IV. rückt so in die Nähe von Kindern und Frauen, mit denen er eine emotional-impulsive, naiv-unschuldige Haltung, eine bruchlose, von ungetrübter Harmonie und Einklang ausgehende Weltsicht, eine schutzbedürftige Schwachheit aber auch Uneinsichtigkeit teilt. Diese geradezu erfahrungs- und geschichtslose Lebenshaltung entzieht den König der Realität und dem wirklichen Leben – es entsteht das Bild eines gutmütig-

---

<sup>1195</sup> DG III, S. 716.

<sup>1196</sup> DG V, S. 14; Hervorhebung SK.

<sup>1197</sup> DG V, S. 14; Hervorhebung SK.

<sup>1198</sup> DG V, S. 13.

<sup>1199</sup> DG V, S. 149; Hervorhebung SK.

<sup>1200</sup> DG V, S. 159.

schwächlichen Träumers, der sich in Imaginationen vergangener Zeiten eine ideale Phantasiewelt schafft und bei Konfrontation mit der Realität an deren Härte zerbricht.

Eindeutig ‚weiblich‘ besetzt ist auch der Zustand der Empfänglichkeit. Anlässlich des Thronwechsels 1840 in Preußen charakterisiert Treitschke den neuen König Friedrich Wilhelm IV. ausführlich auf zehn Seiten<sup>1201</sup>. Unter anderem findet sich dort folgende Textstelle:

So sprach nicht ein geborener Herrscher, sondern ein phantasiereicher Kopf, der sich den Eindrücken des Lebens mehr hingab als sie selbst bestimmte, eine weiche Natur, die im Vertrauen auf Gott und die Menschen allezeit hoffte, die Dinge würden nach ihren Wünschen gehen, und dann das Mißlingen nicht der eigenen Schwäche, sondern dem unerforschlichen Ratschlusse der Vorsehung zuschrieb. Aus seinem Schreibtisch in Sanssouci standen nebeneinander die Statuetten der Venus von Melos, des frommen Gellert, des Zaren Nikolaus, beredte Zeugen einer wunderbaren Empfänglichkeit, die in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Kirche alles Bedeutende zu verstehen suchte, ohne irgendwo ganz heimisch zu werden.<sup>1202</sup>

Mit dem Stichwort „Empfänglichkeit“ ließe sich dieser Textabschnitt vielleicht am besten zusammenfassen. Treitschke weist Friedrich Wilhelm IV. diese Eigenschaft des Öfteren zu<sup>1203</sup>. „Empfänglichkeit“ ist im direkten wie im übertragenen Sinne für Treitschke eine weibliche Eigenschaft und Fähigkeit, wie sich an einem Zitat aus seiner *Politik* belegen lässt: „Man muss sich an das Einfache, Lebendige halten: das Zeugen ist Männersache, das Empfangen Sache der Weiber.“<sup>1204</sup> Die eindeutig biologisch-reproduktive Bedeutung dieser Formulierung liegt auf der Hand. Treitschke spricht hier aber nur analog von der geschlechtlichen Arbeitsteilung im Rahmen der menschlichen Fortpflanzung. Die normierende Zuschreibung wird von ihm als biologistisches Argument gegen schriftstellernde Frauen im Kontext seiner Überlegungen zur „Erweiterung der weiblichen Berufe“ angebracht. Das „Zeugen“, von dem er hier spricht, bezieht sich also nur indirekt auf den Akt der menschlichen Fortpflanzung – im Analogieschluss überträgt der Historiker die Natürlichkeit und Unveränderbarkeit dieses Naturgesetzes auf die Bedingungen für das Hervorbringen gedanklicher Erzeugnisse: qua naturgegebener Veranlagung sei auch zu einer *solchen, geistigen ‚Zeugung‘* nur das männliche Geschlecht befähigt. Während Männer nicht nur die eigenen Nachkommen, sondern auch geistige und künstlerische Werke zeugen, damit also selbstschöpferisch tätig werden können, spricht der Historiker dem weiblichen Geschlecht jegliche Fähigkeit zu kreativer Tätigkeit ab: „Keine Frau hat das wahrhaft schöpferische

<sup>1201</sup> DG V, S. 6-16.

<sup>1202</sup> DG V, S. 11f.

<sup>1203</sup> DG V, S. 7, S. 217.

<sup>1204</sup> Heinrich von Treitschke, *Politik. Vorlesungen gehalten an der Universität zu Berlin*, hg. von Max Cornicelius, 2 Bände, 4. Auflage Leipzig 1918, Band I, S. 257.

Vermögen, das den Anspruch machen kann ein wirkliches Kunstwerk hervorzubringen; Ausnahmen sind wunderbar selten.“<sup>1205</sup> Während Treitschke aber mit Goethe den Versuch „der Weiber“ „es dem Manne gleichzutun“ als „Sucht“ verspottet, weist er ihnen einen eigentümlichen Wirkungsbereich zu: „Im Empfangen und Verstehen der Männerarbeit liegt ihre Stärke.“<sup>1206</sup> Auch in seiner *Deutschen Geschichte* findet Treitschke Gelegenheiten, seine Vorstellungen von dieser geschlechtsspezifischen Arbeits- und Welteinteilung anzubringen: „Aber solange der Ehrgeiz der ersten Männer der Nation nach dem schwellenden Kranze des Dichters rang, galt noch die natürliche Regel, daß künstlerisches Schaffen, wie alles Schaffen, Männerarbeit ist.“<sup>1207</sup> An Bettina von Arnims Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ bspw. hebt er lobend hervor, es sei „so ganz weiblich“ gewesen:

Bettinas Stärke lag wo das Genie der Weiber *immer* liegt, in der *Kraft des Verstehens und Empfangens*; sie wußte das und blieb immer der Efeu, der sich am festen Stamme emporrankt. Männerarbeit zu tun hat sie sich nie erdreistet; was sie später noch schrieb, erhob nicht den Anspruch für eine selbständige Schöpfung zu gelten<sup>1208</sup>.

Friedrich Wilhelm gibt sich „den Eindrücken des Lebens“ also ganz ‚weiblich‘ „hin“; auch seine „weiche Natur“, die Uneinsichtigkeit in die eigene „Schwäche“, seine „wunderbare[] Empfänglichkeit“ verweisen ihn in eine eindeutig ‚weibliche‘ Position. Er ist empfangend, aber nicht befruchtend, statt irgendwo „heimisch“ zu werden, irrt er flatterhaft herum: „Wie ein Schmetterling flog sein Geist von Blume zu Blume“<sup>1209</sup>. Seine vielseitigen Interessen in Kombination mit seinem unsteten, flatterhaften Wesen hätten eine eingehende Beschäftigung mit einer Sache geradezu unmöglich gemacht und stattdessen Oberflächlichkeit begünstigt: „Einem so vielseitigen, so unstet in die Weite schweifenden Geiste lag die Gefahr des Dilettantismus sehr nahe“<sup>1210</sup>. Schließlich habe er „seinen Beruf mehr im Anregen neuer Gedanken als im Gestalten und Vollbringen“<sup>1211</sup> gefunden – wiederum eine klassisch ‚weibliche‘ Musenposition eingenommen anstatt selbst schöpferisch tätig zu werden.

Die Entgegensetzung vom „Genie“ und „Dilettant“ folgt ebenfalls, wie Christa Bürger gezeigt hat, der erwähnten Differenzierung von Produktion und Reproduktion, die der Bewertung weiblichen Schreibens bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert zugrunde gelegt wurde<sup>1212</sup>. Beide Differenzierungen entspringen der Polarität der Geschlechterdifferenz und vergeschlechtlichen ihrerseits die wertenden Zuschreibungen:

---

<sup>1205</sup> Politik I, S. 256.

<sup>1206</sup> Politik I, S. 257.

<sup>1207</sup> DG III, S. 666.

<sup>1208</sup> DG IV, S. 408; Hervorhebung SK.

<sup>1209</sup> DG III, S. 118.

<sup>1210</sup> DG III, S. 118.

<sup>1211</sup> DG III, S. 119.

<sup>1212</sup> Christa Bürger, *Leben schreiben: Die Klassik, die Romantik und der Ort der Frauen*, Stuttgart 1990, S. 39.

„das Genie [wird] männlich konnotiert und der Dilettant feminisiert: Allein dem Männlichen kommt die Fähigkeit zum Genialischen, zur schöpferischen „originalen“ Produktion zu, das Weibliche wird auf die dilettantische Reproduktion reduziert: auf die Nachahmung des bereits Vorhandenen, das heißt des Trivialen.“<sup>1213</sup>

Hier entsteht nicht nur, wie Helduser bemerkt, „eine Geschlechterzuweisung [...], die in immer neuen Variationen für die Beurteilung weiblichen Schreibens in Verbindung mit der Unterscheidung Hochkultur vs. Trivial- und Massenkultur folgenreich bleiben wird“<sup>1214</sup>. Wie das Beispiel von Treitschkes Friedrich Wilhelm IV. zeigt, konnte die Matrix Dilettant – Genie mit ihren impliziten Geschlechterkonnotationen und dem eingeschriebenen Hierarchiegefälle genauso gut zur Abwertung qua Feminisierung *männlicher* Personen genutzt werden<sup>1215</sup>. Auch im Figurenvergleich, insbesondere mit Friedrich II., nutzt Treitschke explizit ‚weibliche‘ Zuschreibungen, um Friedrich Wilhelm IV. zu charakterisieren. So interpretiert der Historiker die Zeichnungen von Adolf Menzel zur Prachtausgabe der Werke Friedrichs II.<sup>1216</sup> als Veranschaulichung von Menzels und Friedrichs männlicher Schaffenskraft wie auch Friedrich Wilhelms IV. ‚Weiblichkeit‘: „Die Bilder [...] verrieten deutlich, daß er selbst [Menzel, SK] dem königlichen Freigeiste [Friedrich II., SK] weit näherstand als dem romantischen Nachfahren [Friedrich Wilhelm IV., SK]. Weibliche Anmut und gemütliche Beschaulichkeit lockten ihn [Menzel, SK] nicht; sein Gebiet war das Denken und Schaffen der Männer.“<sup>1217</sup>

Zu Friedrich Wilhelms IV. Mangel an Vernunft und Überlegung gesellt sich in Treitschkes Darstellung ein ebensolcher Mangel an Festigkeit und Eindeutigkeit. Wir haben in der Darstellung Preußens bereits gesehen, wie sich Vorstellungen von Festigkeit, Sammlung und Einheitlichkeit mit Führerschaft und väterlich-haushälterischem Königtum verbinden. Nicht nur in Treitschkes Geschichtserzählung, auch in den Darstellungen von Ranke und Droysen wird so preußisch-deutsche Zuverlässigkeit im Einklang mit den preußischen Tugenden zum Garanten für eine gleichmäßige, verlässliche und erfolgreiche historische Entwicklung.

Friedrich Wilhelm IV. dagegen wird als unbeständig, weich und uneinheitlich beschrieben: „Nicht wie ein Erzbild, aus vielen Metallen in eines verschmolzen, erscheint sein Charakter in dem Spiegel der Geschichte, sondern wie ein kunstvoll zusammengefügtes

<sup>1213</sup> Urte Helduser, *Generativität, Genie und Geschlecht. Historische Diskurse über intellektuelle Produktivität*, in: Marlen Bidwell-Steiner, Karin S. Wozonig (Hg.), *Gender & Generation (= Gendered Subjects, Bd. 2)*, Bozen, Innsbruck, Wien 2005, S. 242-257, hier S. 244f.

<sup>1214</sup> Helduser, *Generativität*, S. 245.

<sup>1215</sup> Mit der Vorstellung von der intellektuellen und ästhetischen Schöpferkraft des künstlerischen Genies ist schon seit dem späten 18. Jahrhundert auch die der männlichen Potenz und biologischen Zeugungskraft verbunden: „Die Begriffe ‚Männlichkeit‘ und ‚Originalität‘ verschränken sich im Bild des ‚potenten/zeugungsfähigen‘ Genies, das wie Schillers Räuber Karl Moor das ‚Kastraten-Jahrhundert‘ bekämpft“; vgl. Helduser, *Generativität*, S. 243.

<sup>1216</sup> Johann David Erdmann Preuß (1785-1868) war ein deutscher Historiker.

<sup>1217</sup> DG V, S. 397.

Mosaikgemälde.<sup>1218</sup> Diese Zuschreibung kann auf verschiedenen ‚Ebenen‘ erfolgen: Wechselhaftigkeit von Stimmungslagen und Gemütszuständen, Weichheit von Gemüt, verbales oder geradezu ‚materielles‘ Sich-Auflösen und Sich-Verausgaben sind zentrale Elemente der Figurenbeschreibung Friedrich Wilhelms IV.

So stellt das Motiv des ‚Sich-Auflösens‘ eine Konstante in Treitschkes Darstellung Friedrich Wilhelms IV. dar. Bereits in der Schilderung des jungen Kronprinzen im dritten Band der *Deutschen Geschichte* beschreibt der Historiker dessen verbales Überfließen: „Wenn er [Friedrich Wilhelm IV., SK] aber einer gleichgesinnten Seele sein Herz erschloß, dann rauschten ihm die Bekenntnisse von den Lippen, ein mächtiger Strom der Liebe, der Frömmigkeit, der Begeisterung.“<sup>1219</sup> Anlässlich seines Regierungsantrittes charakterisiert Treitschke den Hohenzollern so: „nie war er glücklicher, als wenn er, berauschend und berauscht, die Flut seiner Gedanken und Gefühle in begeisterter Rede ausströmen ließ“<sup>1220</sup>. Auch später habe Friedrich Wilhelm IV. sich verbal verausgabt, etwa anlässlich des Dombaus zu Köln: hier „entlud sich die Begeisterung seiner Künstlerseele wieder in einer prächtigen Rede“<sup>1221</sup>. Das Temporaladverb *wieder* weist den Leser darauf hin, dass der König sich nicht einmal, sondern wiederholte Male auf diese Art und Weise verausgabt haben muss. ‚Sich-Auflösen‘ kann auch über die exzessive Absonderung von Körpersäften bzw. -flüssigkeiten markiert werden, bspw. durch das weiblich besetzte Weinen. In der väterlichen Sterbeszene beschreibt Treitschke den Kronprinzen Friedrich Wilhelm als „von Tränen überströmt, ganz in Rührung zerfließend“<sup>1222</sup>; im Kontext eines auf ihn unternommenen Mordanschlages habe er entgegen seinem Impuls, den Attentäter frei zu sprechen, auf Anraten seiner Minister „unter strömenden Tränen“<sup>1223</sup> das Todesurteil unterzeichnet. Außer Facon gerät der König auch bei seinem Regierungsantritt: „Friedrich Wilhelm war völlig fassungslos, als Zar Nikolaus [...] ihm den ersten Segenswunsch zur Thronbesteigung aussprach [...]“<sup>1224</sup>. Anderswo beschreibt der Historiker den König als emotional entflammt und maßlos erregt: „Friedrich Wilhelm war Feuer und Flamme. [...] Maßlos, bis zur Wut erregt“<sup>1225</sup>.

Anstatt also seine Kräfte (und Lebenssäfte) zu bündeln, verströmt dieser Hohenzoller sich immer wieder, verausgabt sich, löst sich auf. Dieser Mangel an Festigkeit kann auch einfach über die Zuschreibung von Weichheit erfolgen. So betont Treitschke „das weiche Gemüt des

<sup>1218</sup> DG III, S. 118.

<sup>1219</sup> DG III, S. 117.

<sup>1220</sup> DG V, S. 12.

<sup>1221</sup> DG V, S. 169.

<sup>1222</sup> DG V, S. 16.

<sup>1223</sup> DG V, S. 263; Hervorhebung SK.

<sup>1224</sup> DG V, S. 29.

<sup>1225</sup> DG V, S. 723. Friedrich Wilhelm ist im Übrigen der einzige Hohenzoller, der von Treitschke mit dem Attribut der Maßlosigkeit belegt wird.



Königs [Friedrich Wilhelm IV, SK]<sup>1226</sup> und vermisst angesichts „so manchen weichmütigen vertraulichen Äußerungen des Königs“<sup>1227</sup> in Posen „[d]ie alte Festigkeit der deutschen Herrschaft“<sup>1228</sup>.

Unbeständigkeit in Handlungen, Gemütszuständen u. ä. evoziert ebenfalls den Eindruck von Weichheit bzw. Nicht-Festigkeit. So charakterisiert Treitschke Friedrich Wilhelm IV. über dessen als stimmungsabhängig geschildertes Handeln, wenn er „von dem unberechenbaren Charakter des Königs“<sup>1229</sup> spricht und dessen Wechselhaftigkeit betont: „nach der Weise aller Gemütsmenschen behandelte er dann die entfremdeten Freunde ebenso hart und ungerecht wie vordem zärtlich und liebevoll“<sup>1230</sup>. Unruhe, Unbeständigkeit und Unberechenbarkeit hätten sich nicht nur in den wechselhaften Ansichten des Königs gezeigt, sondern auch in seiner von Treitschke als „unruhig“ adjektivierten und damit negativ bewerteten „Reiselust“: „Der veränderte Charakter des Regiments offenbarte sich auch in der unruhigen Reiselust des neuen Herrschers, der gern unterwegs war“<sup>1231</sup>; durch die „unberechenbare Neuerungslust Friedrich Wilhelms“<sup>1232</sup> sei der russische Zar Nikolaus gar beunruhigt worden.

Als Folge dieser Unbeständigkeit Friedrich Wilhelms nennt Treitschke explizit den internationalen Vertrauensverlust. „[U]m die Freundschaft des unberechenbaren neuen Monarchen“ habe sich „keine der großen Mächte [...] ernstlich“<sup>1233</sup> bemüht. Preußen sei durch die „bewegliche Geschäftigkeit“ dieses Monarchen in der Staatengemeinschaft vollkommen isoliert worden und habe Zweifel, Misstrauen und Argwohn hervorgerufen:

Preußen stand aber in der diplomatischen Welt so einsam wie seit Jahren nicht. Sein König hatte verstanden, in kurzer Zeit die alten Freunde Österreich und Rußland mit Mißtrauen zu erfüllen; er hatte mit seinen Freundschaftswerbungen in England wenig Anklang gefunden, und kaum war die Kriegsgefahr vorüber, so bemerkte man bald, daß Preußen jetzt auch an den kleinen Höfen weniger geachtet war als einst unter dem alten König. Die ruhige Würde des Vaters erweckte Vertrauen, die bewegliche Geschäftigkeit des Sohnes Zweifel und Argwohn.<sup>1234</sup>

Auch über die Zuschreibung von Diskontinuität kann der Eindruck von Unbeständigkeit und Unzuverlässigkeit evoziert werden. Wie wir gesehen haben, ist die über Patrilinearität hergestellte Kontinuität ein spezifisches Merkmal dynastischer Geschichtsschreibung. Ganz anders aber als in seiner Charakterisierung der Hohenzollernherrscher im ersten Band der

---

<sup>1226</sup> DG V, S. 31.

<sup>1227</sup> DG V, S. 142.

<sup>1228</sup> DG V, S. 142.

<sup>1229</sup> DG V, S. 158.

<sup>1230</sup> DG V, S. 13.

<sup>1231</sup> DG V, S. 163.

<sup>1232</sup> DG V, S. 164.

<sup>1233</sup> DG V, S. 517.

<sup>1234</sup> DG V, S. 133.

*Deutschen Geschichte*, in der Diskontinuitäten nicht nur erklärt, sondern erzählerisch sogar wieder aufgehoben werden<sup>1235</sup>, hebt Treitschke die Unterbrechungen der Vater-Sohn-Linie bei Friedrich Wilhelm IV. noch hervor, wenn er ihn als ‚un-eigentlichen‘ Thronfolger beschreibt und stattdessen die über seinen jüngeren Bruder Wilhelm verlaufende dynastische Linie betont<sup>1236</sup>. Auch die von Treitschke geschilderte Gegensätzlichkeit von Friedrich Wilhelm III. und seinem Erstgeborenen und seine Ausführungen über dessen gegen den Vater gerichtete Überheblichkeit richten das Augenmerk des Lesers auf die Verwerfungen in dieser Vater-Sohn-Linie. So weist Treitschke scheinbar nebenbei auf Differenzen in der außenpolitischen Haltung der beiden Hohenzollern hin: „Sein weltkundiger Vater [Friedrich Wilhelm III., SK] hatte sich nie darüber getäuscht, daß Palmerston den Unfrieden auf dem Festlande absichtlich nährte. Er [Friedrich Wilhelm IV., SK] aber meinte wieder klüger zu sein“<sup>1237</sup>. Auch erwähnt Treitschke ausdrücklich Diskontinuitäten, die in der familiären Thronfolgepraxis bei diesem Nachfolger aufgetreten seien: Kronprinz Friedrich Wilhelm sei entgegen der bewährten Tradition der Hohenzollern der erste gewesen, der *vorzeitig*<sup>1238</sup> an den Staatsgeschäften habe teilnehmen dürfen<sup>1239</sup>.

Konnte bei der diskontinuierlichen Darstellung Maria Theresias in Rankes *Preußischer Geschichte* noch ihre Geschlechtszugehörigkeit sowie ihre erzählerische Position innerhalb einer Nebenerzählung und zugleich als Gegenspielerin Friedrichs II. erklärend herangezogen werden, zeigt sich in Treitschkes *Deutscher Geschichte* Diskontinuität bei einem männlichen Akteur des Haupterzählstranges. Die Tatsache, dass der Historiker hier Brüche und Diskontinuitäten im Haupterzählstrang nicht zu glätten versucht, sondern diese sogar in scheinbar nebensächlichen Details wie einer außenpolitischen Disposition zweier Herrscher hervorhebt, lässt sich nicht hinreichend mit der Liebe zur historischen Wahrheit oder Wahrhaftigkeit, also einem Rankeschen „wie es eigentlich gewesen ist“ erklären. Weiter unten werden wir auf die narrative und sinnstiftende Funktion dieser hergeschriebenen Diskontinuitäten zurückkommen.

Ein zentrales Element von Treitschkes Figurendarstellung Friedrich Wilhelms IV, ist dessen Unvermögen, eindeutig zu sein<sup>1240</sup>: „*Die Klarheit, die ihm fehlte*, konnte er aus den überschwenglichen Orakelsprüchen dieser Hohepriesterin der Romantik [Bettina von Arnim, SK] nicht gewinnen“<sup>1241</sup>. Friedrich Wilhelms Unklarheit habe sich insbesondere in seiner

---

<sup>1235</sup> Vgl. S. 76.

<sup>1236</sup> Vgl. S. 186ff.

<sup>1237</sup> DG V, S. 128.

<sup>1238</sup> Vorzeitigkeit steht wieder dem preußischen Ideal von Zügelung und Selbstkontrolle entgegen.

<sup>1239</sup> DG V, S. 7.

<sup>1240</sup> Diese Fähigkeit war, wie gezeigt, männlich besetzt.

<sup>1241</sup> DG IV, S. 409; Hervorhebung SK.

Sprache offenbart – Bezeichnendes und Bezeichnetes wären in seiner Rede weit auseinandergedriftet:

Und wenn nur die Zeit und ihr königlicher Erwecker einander irgend verstanden hätten! Er aber hatte sich in einem seltsam verschlungenen Entwicklungsgange so eigentümliche Ideale gebildet, daß er zuweilen in den Worten, niemals in der Sache mit der Durchschnittsmeinung der Zeitgenossen übereinstimmen konnte; er redete eine andere Sprache als sein Volk.<sup>1242</sup>

Seine Auffassung vom Wesen der „neuen Zeit“<sup>1243</sup> habe sich grundlegend von der Sicht seiner Zeitgenossen unterschieden und „die erste Zeit seiner Regierung“<sup>1244</sup> sei „eine lange Kette von Mißverständnissen“<sup>1245</sup> gewesen:

wenn er von Freiheit sprach, so meinte er [...] während seine Zuhörer [...]. Wenn er die deutsche Einheit pries, so dachte er an [...] derweil die Gebildeten [...]. Wenn er von der Selbstständigkeit der Kirchen redete, so stimmte ihm jedermann zu [...] – aber die christliche Gesinnung, die er [...] verlangte, war den Wortführern des Zeitgeistes völlig fremd [...]. Wenn er der Kunst und Wissenschaft freie Bahn versprach, so dachte er an [...] Mächte, welche das [...] neue Geschlecht längst überwunden zu haben glaubte.<sup>1246</sup>

Anstelle der Eindeutigkeit, die ‚männliches‘ Reden und Handeln auszeichnen sollte, sei Friedrich Wilhelms IV. Sprache mehrdeutig gewesen. Diese Mehrdeutigkeit habe auf dem Mangel an Selbstreflexivität und Planung in Friedrich Wilhelms Reden beruht: „Friedrich Wilhelms Reden waren [...] echte Kunstwerke, nicht gemacht, sondern geworden, unmittelbare Ergießungen seines bewegten Inneren und ebendarum, wie der Geist des Redners selbst, ohne klaren politischen Inhalt, jeder Deutung und Mißdeutung fähig.“<sup>1247</sup> Abermals vergleicht Treitschke Friedrich Wilhelm IV. mit Friedrich II. – dieser habe stets sachlich gesprochen und Worten immer auch Taten folgen lassen, während sein Nachfahre im Sprechen nur sich selbst verwirklicht, an die Folgen seiner Äußerungen aber keinen Gedanken verschwendet habe:

Sein volles Herz auszuschütten, an der Pracht hoher Bilder, an dem Wohlklang der heißgeliebten, mit Meisterhand gepflegten Muttersprache *sich zu erfreuen* war ihm Bedürfnis. Die Wirkung dieser gesprochenen Selbstbekenntnisse stellte er dem barmherzigen Himmel anheim, ganz anders als sein Ahnherr Friedrich, der, auch ein geborener Redner, *immer zum Zwecke sprach*, jeden Satz auf den Willen der Hörer

<sup>1242</sup> DG V, S. 14.

<sup>1243</sup> DG V, S. 8: „Die neue Zeit aber, die jetzt heraufgraute, sollte [nach Ansicht des neuen Königs, S.K.] mit der Erbschaft der alten Aufklärung gründlich aufräumen, die Revolution durch die Freiheit, die fleischliche Freiheit durch die christliche, den mechanischen durch den christlichen Staat überwinden.“

<sup>1244</sup> DG V, S. 15.

<sup>1245</sup> DG V, S. 15.

<sup>1246</sup> DG V, S. 15.

<sup>1247</sup> DG V, S. 170.

berechnend, und nie vergaß, daß Königsworte nur wenn sie Taten sind in der Nachwelt fortleben.<sup>1248</sup>

Außer Irrationalität, Emotionalität und Schwäche, Unbeständigkeit, Diskontinuität und Uneindeutigkeit schreibt der Historiker dem Hohenzollern erhöhte Reizbarkeit und Erregbarkeit zu. Treitschke spricht vom „erregbaren Geist des Kronprinzen“<sup>1249</sup> und seinem „erregte[m] Gemüt[.]“<sup>1250</sup>. Er schildert, dass der Kronprinz „in hellem Zorne auf[brauste]“<sup>1251</sup>, aber auch, wie „der reizbare junge Fürst [...] rasch versöhnt“<sup>1252</sup> gewesen sei. „Seine Stimmung sprang jählings um von gütiger Hingebung zu aufbrausender Heftigkeit“<sup>1253</sup>, „leicht erregbar wie er war“<sup>1254</sup>.

Friedrich Wilhelm IV. sei nicht nur selbst leicht erregbar und gereizt gewesen, er habe auch seine gesamte Umgebung in aufgeregte Schwingungen versetzt. So beunruhigt er nicht nur seine direkten Mitarbeiter –

der König erschwerte ihm [Kriegsminister Boyen, SK], wie allen übrigen Ministern, das planvolle Arbeiten durch plötzliche Vorschläge und Entwürfe, die er dann oft ebenso plötzlich wieder aufgab. [...] Selbst die Formen des Geschäftsganges standen nicht mehr fest. Friedrich Wilhelm ließ sich zwar, wie sein Vater, in der Regel von dem Kabinettsminister Vortrag halten, berief aber auch zuweilen kurzweg einen oder mehrere der andern Minister oder erschien unerwartet im Ministerrat; so überlastete er sich und fand schwer ein Ende. [...] alle Ratgeber Friedrich Wilhelms überkam bald das drückende Gefühl, daß man in einer unmöglichen Zeit lebte<sup>1255</sup>,

sondern auch das ganze Land:

durch seine vielverheißenden Reden, durch die Fülle seiner Pläne, durch sein unstedt abspringendes Wesen, durch das beständige Aussprechen persönlicher Gefühle wirkte er überall so aufregend und aufreizend, daß bald ein Sturm der Leidenschaften sein ruhiges Land durchtobte und er selbst dem Schicksal des Zauberlehrlings verfiel.<sup>1256</sup>

Treitschke evoziert hier den Hilferuf von Goethes Zauberlehrling<sup>1257</sup>: „Herr und Meister! hör’ mich rufen! – Ach da kommt der Meister! Herr, die Noth ist groß! Die ich rief, die Geister, Werd’ ich nun nicht los.“<sup>1258</sup> Deutlich wird: Dieser reizbare und aufreizend wirkende König,

<sup>1248</sup> DG V, S. 12.

<sup>1249</sup> DG II, S. 549.

<sup>1250</sup> DG III, S. 123.

<sup>1251</sup> DG III, S. 90.

<sup>1252</sup> DG III, S. 91.

<sup>1253</sup> DG III, S. 124.

<sup>1254</sup> DG III, S. 127.

<sup>1255</sup> DG V, S. 150.

<sup>1256</sup> DG V, S. 14.

<sup>1257</sup> Indem Friedrich Wilhelm IV. hier dem „Schicksal des Zauberlehrlings“ verfällt, also kein Meister ist, klingt auch hier wieder der Genie-Dilettantismus-Diskurs an: Wer die erwachenden Kräfte des Volkes nicht zu beherrschen weiß, ist kein echter (Zauber)Meister.

<sup>1258</sup> Johann Wolfgang von Goethe, Berliner Ausgabe. Poetische Werke, Bd. 1, Berlin 1960, S. 127-130, Zitat S. 130; <http://www.zeno.org/nid/20004838947> [15.10.2014]. Erstdruck: Goethes Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand, Bd. 1-4: Gedichte, Stuttgart und Tübingen (Cotta) 1827.

der Leidenschaften weckt, die er nicht bändigen kann, hat selbst den revolutionären Sturm von 1848 hervorgerufen. Die Wortwahl in dieser Textstelle – vor allem die auf den König bezogenen Adjektive „vielverheißend“, „aufregend“, „aufreizend“ – ist zudem wiederum geschlechtlich konnotiert: so wirken Frauen auf Männer, wobei letzteren im normativen Diskurs der Part der vernunftmäßigen Kontrolle zukommt. Dass hier von der Stelle, die in einem Staate die oberste Kontrolle innehaben sollte, dem königlichen Oberhaupt, eine Erregung ohne entsprechende Kontrolle der Vernunft und männliche Kraft ausgeht, ist daher eine Verkehrung der ‚natürlichen‘ Zustände – eine Verkehrung, die in Chaos und Revolution führt.

Die Bedeutung von Zukunftsorientierung für die Konstruktion von ‚Männlichkeit‘ ist bereits gezeigt worden<sup>1259</sup>. Treitschkes Darstellung Friedrich Wilhelms IV. unterscheidet sich merklich von der etablierten preußischen Charakteristik; Friedrich Wilhelms IV. Verhältnis zur Zeit ist, gelinde gesagt, prekär. Der vierte Band der *Deutschen Geschichte* endet mit dem Tod Friedrich Wilhelms III. und Treitschkes Worten: „Eine neue Zeit war gekommen, sie forderte neue Männer.“<sup>1260</sup> Für den Leser ist zu diesem Zeitpunkt mehr als deutlich geworden, dass Friedrich Wilhelm IV. nicht der Mann dieser neuen Zeit sein konnte: die Verortung des Thronfolgers in der Vergangenheit hat der Historiker bereits zuvor festgeschrieben.

Schon bei der Charakterisierung des jungen Kronprinzen im dritten Band der *Deutschen Geschichte* betont Treitschke nicht nur den für einen Hohenzollern ungewöhnlich schwierigen, ja geradezu rätselhaften Charakter Friedrich Wilhelms, sondern auch dessen problematisches Verhältnis zur *Zeit*:

Jetzt zum ersten Male erschien auch in diesem Fürstenhause [der Hohenzollern, SK] ein widerspruchsvoller problematischer Charakter, dem das tragische Schicksal beschieden war, sich selber und der Welt ein Rätsel zu bleiben, *seine Zeit zu verkennen und von ihr verkannt zu werden*<sup>1261</sup>.

Der Kronprinz „meinte die Zeit zu verstehen“<sup>1262</sup>, tat es aber nicht. Treitschke verortet Friedrich Wilhelm IV. zeitlich in der Vergangenheit: „[e]r lebte in Zeiten, die gewesen.“<sup>1263</sup> Ganz und gar unzeitgemäß sei insbesondere auch die beständige Friedfertigkeit dieses sonst so unbeständigen und wechselhaften Herrschers gewesen: Friedrich Wilhelm IV. habe „noch friedlicher“ als sein Vater gedacht<sup>1264</sup> und sei selbst zum Zeitpunkt der Bedrohung der

---

<sup>1259</sup> Kap. II.2.5.

<sup>1260</sup> DG IV, S. 713.

<sup>1261</sup> DG III, S. 118; Hervorhebung SK.

<sup>1262</sup> DG V, S. 7.

<sup>1263</sup> DG III, S. 121. Auch hier besteht wieder eine Ähnlichkeit zu Österreich, so beschreibt Treitschke in Band I das habsburgische Kaiserhaus ebenfalls als unzeitgemäß: „Das Kaisertum wurzelte in einer überwundenen Vergangenheit“; vgl. DG I, S. 14.

<sup>1264</sup> DG V, S. 74.

Westmark, als alle den Krieg gewollt hätten, bei seiner Meinung geblieben: „Er wollte den Frieden, nichts als den Frieden.“<sup>1265</sup>

Im direkten Vergleich mit Friedrich II., der über vergangene Zeit und Geschichte *geboten* habe, indem er „sich den Werdegang der deutschen Geschichte so zurechtgelegt [hatte], als ob die zwei letzten Jahrhunderte immer nur in vergeblichen Anläufen nach einem Ziele gestrebt hätten, das jetzt endlich [...] erreicht werden sollte“<sup>1266</sup>, verdeutlicht Treitschke Friedrich Wilhelms IV. Unzeitgemäßheit: er habe sich „das Bild der vaterländischen Vorzeit so wunderreich und prächtig [gestaltet], daß der Staat der Gegenwart und die stolzen Hoffnungen der preußischen Zukunft daneben fast verschwanden.“<sup>1267</sup> Während Friedrich II. also über die Vergangenheit zu verfügen, die Gegenwart zu nutzen und die Zukunft zu gestalten gewusst habe, seien Friedrich Wilhelm IV. Gegenwart und Zukunft geradezu hinter dem traumhaften Bild einer überlebensgroßen Vergangenheit entglitten. Anstatt wie Friedrich II. die Zeit zu beherrschen und zu gestalten, wird Friedrich Wilhelm IV. zu ihrem passiv hervorgebrachten Produkt: „selten auch ward so anschaulich, daß die Zeit sich ihre Männer bildet. Der rätselhafte Charakter des neuen Königs war selbst nur *eine letzte Blüte der langen, kaum erst überwundenen Epoche* ästhetischer Überschwenglichkeit“<sup>1268</sup>. Treitschke verbindet Friedrich Wilhelm IV. nicht mit seinem großen Ahnen, sondern mit dem ‚unbedeutenden‘ und unzeitgemäßen Vorfahren Kurfürst Joachim I.: diesem habe er in seiner „historische[n] Sehnsucht“<sup>1269</sup> ebenso wie „in den Gesichtszügen“<sup>1270</sup> „auffallend“<sup>1271</sup> geglichen, wie dieser sei er „in einen ebenso tragischen Widerspruch mit den vorwärts drängenden Gedanken des Jahrhunderts [geraten]“<sup>1272</sup>. Die neue Zeit sei über den unzeitgemäßen Friedrich Wilhelm einfach hinweg gegangen: er sei unfähig gewesen, „sich aus selbstverschuldeten Verwicklungen herauszufinden; er rieb sich auf in unfruchtbaren Versuchen, bis die Geschichte über ihn hinwegschritt.“<sup>1273</sup> Treitschkes postulierte Forderung der neuen Zeit nach neuen Männern kann ein dergestalt in der Vergangenheit verorteter Friedrich Wilhelm IV. in der Leserwahrnehmung gar nicht erfüllen. Treitschke bindet Friedrich Wilhelm IV. so mehrfach in eine Erzählung ein, die dem Muster des Unschuldig-Schuldig-Werdens folgt.

<sup>1265</sup> DG V, S. 88. Auch gegenüber Belgien: „Alle diese Wechselfälle beirrten den König von Preußen nicht in seiner fast unbedingten Friedfertigkeit.“; vgl. DG V, S. 109.

<sup>1266</sup> DG III, S. 121.

<sup>1267</sup> DG III, S. 121.

<sup>1268</sup> DG V, S. 6; Hervorhebung SK.

<sup>1269</sup> DG III, S. 123.

<sup>1270</sup> DG III, S. 123.

<sup>1271</sup> DG III, S. 123.

<sup>1272</sup> DG III, S. 123.

<sup>1273</sup> DG V, S. 15; Hervorhebung SK.

### III.3.1 Selbstbeherrschung, Herrschaft und Fortbestand der Dynastie. Zur Einbindung der 'Unmännlichkeit' Friedrich Wilhelms IV. in die patrilineare Erzählung

In den vorhergehenden Betrachtungen wurde deutlich, dass die Darstellung dieses Hohenzollern von dem etablierten preußischen Erzählmuster erheblich abweicht; die beschriebenen Elemente der Figurencharakterisierung Friedrich Wilhelms IV. stehen aber noch gleichsam isoliert. Die Bedeutung dieser Elemente erschließt sich erst im narrativen Kontext.

Betrachten wir zunächst, wie Treitschke das Verhältnis Friedrich Wilhelms IV. zu seiner Ehefrau Elisabeth von Bayern gestaltet. Diese bayerische Prinzessin habe von ihrem katholischen Glauben zu Gunsten einer Heirat mit dem preußischen Thronfolger (zunächst) nicht abweichen wollen, was Treitschke als Zeichen einer Persönlichkeit mit festen Grundsätzen interpretiert: „Durch einen Glaubenswechsel sich eine glänzende Zukunft zu erkaufen, erschien ihr [Elisabeth, SK] *unwürdig*“<sup>1274</sup>. Ein zum Zwecke der Überredung an Elisabeth gesandter Bischof sei „durch *ihre würdige Haltung* völlig entwaffnet“<sup>1275</sup> worden; die Heirat von Elisabeth und Kronprinz Friedrich Wilhelm fand schließlich ohne Glaubenswechsel seitens der Prinzessin statt.

Auf Grund ihrer „ungewöhnliche[n] Bildung“<sup>1276</sup>, ihres „liebvollen Verständnis[ses]“<sup>1277</sup>, „ihrer Sanftmut, ihrer immer gleichen ruhigen Heiterkeit“<sup>1278</sup> habe Elisabeth als Ehefrau „nach und nach eine stille Gewalt über sein [Kronprinz Friedrich Wilhelms, SK] unstetes Gemüt“<sup>1279</sup> gewonnen.<sup>1280</sup> Elisabeths geradezu mütterliche Ruhe und Stärke stehen der Unruhe und Gereiztheit ihres Ehegatten gegenüber. Dieses eheliche Missverhältnis schildert Treitschke anlässlich des Regierungsantrittes Friedrich Wilhelms IV. knapp, aber, nicht zuletzt wegen der eingestreuten ‚direkten‘ Rede des Königspaares, eindrucksvoll:

Unter allen stand Königin Elisabeth dem Herzen des Königs am nächsten. Ihr widmete er eine unbegrenzte Zärtlichkeit, fast über das Maß hinaus, das einem Herrscher erlaubt ist. Als er sich, von Tränen überströmt, ganz in Rührung zerfließend vom Todesbette seines Vaters erhob, sagte er zu ihr: „Jetzt stütze mich, Elise, nun bedarf ich der Kraft.“ Wenn er gepeinigt, [sic] von der jeden Entschluß erschwerenden Überfülle seiner Gedanken, aufgeregt durch die Geschäfte zu ihr

<sup>1274</sup> DG III, S. 382; Hervorhebung SK. Friedrich Wilhelm III. hatte den Glaubenswechsel der katholischen Prinzessin verlangt.

<sup>1275</sup> DG III, S. 383; Hervorhebung SK.

<sup>1276</sup> DG III, S. 383.

<sup>1277</sup> DG III, S. 383.

<sup>1278</sup> DG III, S. 383.

<sup>1279</sup> DG III, S. 383.

<sup>1280</sup> DG III, S. 383. Treitschke bemüht sich, sogleich zu klären, dass Elisabeth natürlich niemals wirklich politisch aktiv geworden sei: sie „bestärkte ihn [Friedrich Wilhelm IV., SK] unwillkürlich in seiner romantischen, hochkonservativen Staatsanschauung, obgleich sie sich niemals mit Staatsgeschäften befaßte.“; vgl. DG III, S. 383.

heimkehrte, dann empfing sie ihn immer gleich heiter, geistreich, liebevoll; nur wenn der Jähzorn ihn ganz aus der Fassung brachte, schaute sie ernsten Blicks im Zimmer umher und sprach: „Ich suche den König.“<sup>1281</sup>

Diese Schilderung beinhaltet mehrere Elemente, die das Königspaar, insbesondere aber den König selbst charakterisieren. Friedrich Wilhelms Beziehung zu seiner Frau wird als grenzwertig gekennzeichnet, da der König in seiner Zärtlichkeit über das einem Herrscher erlaubte Maß „fast“ hinausgegangen sei: die Gefahr der Maßlosigkeit, sowie die der Vermischung privater und politischer Dinge liegt in der Luft – Elemente und Handlungsweisen, die in der *Deutschen Geschichte* bislang nur mit außerpreußischen Akteuren in Zusammenhang gebracht wurden. Die hier anlässlich des Todes König Friedrich Wilhelms III. geschilderte Schwäche des neuen Königs, seinen Tränenausbruch, könnte der Leser im Sinne des Motivs „Sohn in Trauer“ als einmaliges Ereignis interpretieren („„Jetzt stütze mich [...], nun bedarf ich der Kraft““)<sup>1282</sup>. Dass aber die Temporaladverbien „jetzt“ und „nun“ weniger *Zeitpunkt* bestimmend sondern eher im Sinne von „ab jetzt“ und „von nun an“ zur Bezeichnung einer *Zeitdauer* gemeint sein könnten, zeigt schon der nächste Satz. Denn, wie die kausale Konjunktion „wenn“ zum Ausdruck bringt, was nun folgt ist eine iterative Erzählung im Sinne Genettes, Treitschke erzählt hier einmal, was aber viele Male passiert: immer wenn Friedrich Wilhelm so aufgeregt nach Hause kommt, dann empfängt ihn Elisabeth jedes Mal so. Die klassische Funktion der iterativen Erzählung ähnelt nach Genette „stark derjenigen der Beschreibung“<sup>1283</sup>: die „iterativen Segmente“ geben in einer Erzählung den eher „singulativen Szenen [...] eine Art Rahmen oder informativen Hintergrund.“<sup>1284</sup> Schilderungen solcher Art geben demnach einen Interpretationsrahmen ab, den der Leser auf die weitere Geschichte projizieren kann, quasi eine Brille, durch die Friedrich Wilhelm von nun an wahrgenommen werden soll.

Durch die direkte Rede und den dadurch bewirkten Effekt der Unmittelbarkeit – kann doch der Leser wie durch ein Schlüsselloch Einblick in die königliche Privatsphäre nehmen und die ‚wahre Natur‘ des Königs erspähen – erhält die Szene zudem eine Eindringlichkeit, die sie aus dem relativ gleichförmigen Erzählstrom auktorialer Provenienz hervorhebt und damit

<sup>1281</sup> DG V, S. 16f.

<sup>1282</sup> So gedeutet beispielsweise bei Ranke in der Darstellung Friedrichs II. in einer nahezu identischen Szene. Auch hier bekommt der Leser einen tränenüberströmten königlichen Nachfolger vor Augen geführt, doch im Gegensatz zu Treitschkes Friedrich Wilhelm reißt sich Rankes Friedrich nicht nur am selben Tag, sondern schon im nächsten Augenblick wieder und für alle darauf folgende Zeit auf königliche Art und Weise zusammen; vgl. Svenja Kaduk, „[...] er entschied lebhaft, unmittelbar und auf immer“. Zur geschlechtlichen Dimension sprachlicher Muster und narrativer Strategien in historiographischen Texten, in: IFF-Info. Zeitschrift des interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung, 22. Jg., Nr. 29 (2005), S. 60-69; [http://www.iffonzeit.de/ausgaben/iff-info/IFFInfo\\_05\\_1.pdf](http://www.iffonzeit.de/ausgaben/iff-info/IFFInfo_05_1.pdf) [15.10.2014], S. 62 und 64.

<sup>1283</sup> Genette, Erzählung, S. 84.

<sup>1284</sup> Genette, Erzählung, S. 83.



bedeutsam macht. Zusätzlich zu dem durch die iterative Erzählung hervorgerufenen Folieneffekt verankern die durch die geradezu szenische Darstellung und die Einblendung der wörtlichen Rede hervorgerufene Nähe und Anschaulichkeit den Eindruck der Schwäche Friedrich Wilhelms nachhaltig im Leserbewusstsein<sup>1285</sup>. Die direkte Rede, in der Elisabeth anschließend sprechen darf, drückt dann aus, wie sehr der König nicht sein Amt auszufüllen vermag, sich selbst und seine Würde vergisst: „„Ich suche den König.““ Dass dieser König in Friedrich Wilhelm IV. womöglich gar nicht zu finden ist, hat Treitschke dem Leser, wie gezeigt, schon zuvor deutlich gemacht.

Im direkten Nebeneinander von Mann und Frau wird die Diskrepanz von Friedrich Wilhelms Verhalten zu dem in der Dialektik der Aufklärung etablierten männlichen Geschlechtscharakter deutlich, während Elisabeth als nachahmenswertes Beispiel einer guten Ehefrau erscheint<sup>1286</sup>. Die Parameter von Festigkeit, Kraft, Beständigkeit und Ernsthaftigkeit sowie ruhiger Heiterkeit sind ganz auf Seiten Elisabeths, während Friedrich Wilhelm in seiner Zärtlichkeit maßlos ist, in Tränen zerfließt, der Stütze bedarf.

Treitschke nutzt Szenen der ‚Privatheit‘ des königlichen Paares, um Mann und Frau neben einander und somit dem Lesenden zum Vergleich vor Augen zu stellen<sup>1287</sup>. Im privaten Moment aber kristallisiert sich eine politische Aussage: die Unfähigkeit des preußischen Thronfolgers zur Selbstbeherrschung und damit folglich auch zur Herrschaft über andere, zunächst seine Ehefrau, dann seine Untertanen. Privates Handeln und öffentliches Tun werden symbolisch verschränkt, im Vergleich von Ehemann und Ehefrau wird der Mangel an

---

<sup>1285</sup> Gewissermaßen verankert sich die kleine Szene wie eine Filmsequenz in der Leservorstellung; das Bild des sich schwach auf seine Frau stützenden Königs ist somit jederzeit abrufbar. Lämmert, Bauformen, S. 87, bemerkt zur szenischen Darstellung: „Sie vermag Details zu geben und versucht in der Nachbildung ‚natürlicher‘ Sukzession größte Wirklichkeitsnähe zu erreichen.“ Zur Rolle der Rede im weitesten Sinn (bis hin zum Literaturzitat) in der Geschichtsschreibung vgl. Carlo Ginzburg, Veranschaulichung und Zitat. Die Wahrheit der Geschichte, in: Wie Geschichte geschrieben wird. Mit Beiträgen von Fernand Braudel, Lucien Febvre, Arnaldo Momigliano u. a., Berlin 1998, S. 85-102.

<sup>1286</sup> Elisabeth vereint die weiblichen Eigenschaften von Treue, Selbstlosigkeit, Mütterlichkeit. Sie hält, wie die oben zitierte Textstelle zeigt, zu ihrem Gatten und bestärkt ihn in seiner Rolle als König. Damit erfüllt sie die gesellschaftlich geforderten Aufgaben einer pflichtgetreuen Ehefrau; vgl. Kessel, Langeweile, S. 164. Ganz Frau bleibt sie aber auch „[m]it ihrem elterlichen Hause, mit ihren in Österreich und Sachsen verheirateten Schwestern [...] in zärtlicher Liebe verbunden“ (DG III, S. 383); nach ihrem Übertritt zum evangelischen Glauben „bewahrte sie ihrem alten Glauben noch ein Gefühl weiblicher Treue“ (ebd.). Obwohl die Ehe der beiden kinderlos bleibt, macht sie ihrem Mann keine Vorwürfe: „Hochherzig überwand sie den stillen Kummer über die kinderlose Ehe“ (DG V, S. 17). Stattdessen habe sie es sich nicht nehmen lassen, „ihren Neffen Friedrich Wilhelm, den vermutlichen Thronfolger, selbst über die Taufe zu halten, und wurde dem Knaben eine zweite Mutter. Ihr höchstes Glück aber fand sie in unerschöpflichem Wohltun“ (ebd.).

<sup>1287</sup> Nach Regina Schulte lässt sich im 19. Jahrhundert in der Bildenden Kunst für Herrscherportraits ein „Brüchigwerden der Gattung“ feststellen: „in die herrscherlichen Bilder bricht die Privatheit ein“; vgl. Regina Schulte, „Madame, Ma Chère Fille“ – „Dearest Child“. Briefe imperialer Mütter an königliche Töchter, in: dies. (Hg.), Der Körper der Königin. Geschlecht und Herrschaft in der höfischen Welt (= Campus Historische Studien, Bd. 319), Frankfurt a. M., New York 2002, S. 162-193, Zitate S. 190. Auch bei Treitschke finden sich immer wieder Momente von „Privatheit“ in der Erzählung, in denen sich der Blick des Historikers auf Familienbeziehungen richtet, Liebschaften erspäht.

Männlichkeit auf Seiten des Mannes augenfällig konstatiert. Diese ‚Entmännlichung‘ stützt zugleich ein weiteres Element von Treitschkes Charakterisierung Friedrich Wilhelms: seine angebliche Unfähigkeit zur (Selbst)Herrschaft.

Die Fähigkeit zur Selbstherrschaft ist für Treitschke mit potenter Männlichkeit und Herrschaftsbefähigung verknüpft – nur, wer sich selbst beherrschen kann, kann auch andere beherrschen; nur, wer sich selbst beherrschen, seine Kräfte sammeln kann, kann produktiv tätig, biologisch schöpferisch sein. Diese Verknüpfung lässt sich am Beispiel der Heiraten von Kronprinz Friedrich Wilhelm IV. und Prinz Wilhelm veranschaulichen. Interessant ist hierbei, wie Treitschke die geschichtlichen ‚Tatsachen‘ – der kinderlose Friedrich Wilhelm IV. regierte Preußen zur Zeit der 1848er-Revolution und trat zehn Jahre später aus gesundheitlichen Gründen die Regierung an seinen Bruder Wilhelm, den späteren Kaiser Wilhelm I. ab – in seine Erzählung von einem ‚männlichen‘ Preußen integriert.

Obwohl er selbst es „für Fürstenpflicht [hielt], der protestantischen Mehrheit seines Volkes das Beispiel eines evangelischen Hausstandes zu geben“<sup>1288</sup> hatte König Friedrich Wilhelm III. dem Kronprinzen die Verlobung mit der katholischen Prinzessin Elisabeth von Bayern gestattet, zu der der Kronprinz „eine schwärmerische Neigung gefasst“<sup>1289</sup> hatte. Die Heirat der beiden findet statt<sup>1290</sup> „und das tiefe Herzensglück des jungen Paares beschwichtigte seine [des Königs, SK] Besorgnisse bald gänzlich.“<sup>1291</sup> Im Anschluss an die Verheiratung erfolgt die beschriebene Charakterisierung der beiden Ehepartner, in der Friedrich Wilhelm von Treitschke, wie gezeigt, auf die schwächere Position verwiesen wird. Auf die so erfolgte Kennzeichnung Friedrich Wilhelms als schwachem Mann ergibt sich mit der den nächsten Absatz eröffnenden Feststellung das Bild einer durch Schwäche hervorgerufenen Impotenz des Kronprinzen: „Da die Ehe des Kronprinzen *kinderlos* blieb, so mußte man bereits mit der Möglichkeit rechnen, daß die Krone dereinst auf den Prinzen Wilhelm übergehen könne.“<sup>1292</sup>

Im direkten Vergleich mit dem Thronerben folgt nun in Treitschkes Text die Beschreibung des Prinzen Wilhelm und seiner Heiratsabsichten. Hierbei stellt Treitschke den Zweitgeborenen anschaulich als den eigentlichen Thron- und Nachfolger dar:

An diesem zweiten Sohne erlebte der König die Freude, die jedem Vater die liebste ist: er sah in ihm ein helleres Abbild seines eigenen Wesens. Ebenso schlicht, verständig und pflichtgetreu, nur ungleich heiterer, entschlossener, frischer als sein Vater, war der ritterliche junge Prinz schon jetzt die Hoffnung der Armee, ein

<sup>1288</sup> Beide Zitate DG III, S. 382.

<sup>1289</sup> DG III, S. 382.

<sup>1290</sup> 29. November 1823.

<sup>1291</sup> DG III, S. 383.

<sup>1292</sup> DG III, S. 382; Hervorhebung SK.

geborener Heerführer, streng und gütig zugleich [...]; Offiziere und Mannschaften gingen für ihn durchs Feuer.<sup>1293</sup>

Die rechte Fortführung der väterlichen Linie sei also in dem späteren König Wilhelm verkörpert gewesen. Während der Kronprinz trotz der ursprünglichen Bedenken des Vaters seine „schwärmerische Neigung“<sup>1294</sup> in eine Ehe verwandeln durfte, habe die Perspektive für den Prinzen Wilhelm ganz anders ausgesehen: „diesem Sohne, der seinem Herzen so nahestand, mußte der König die liebsten Träume der Jugend grausam zerstören.“<sup>1295</sup> Obwohl Wilhelm für die Prinzessin Elise Radziwil, „die schönste und holdeste unter den jungen Damen des Hofes“<sup>1296</sup>, nicht nur *schwärmte*, sondern sie schlicht und einfach „*liebte*“<sup>1297</sup>, obwohl sie „wie für ihn geschaffen“<sup>1298</sup> schien, hätten dynastische Rücksichten einer Heirat im Weg gestanden: die Ebenbürtigkeit der Prinzessin wird bestritten; der König selbst hat bei seiner zweiten Ehe die „[s]eit den Tagen Friedrichs des Großen“<sup>1299</sup> geltende „Regel“<sup>1300</sup> und den „Grundsatz“<sup>1301</sup> anerkannt und öffentlich ausgesprochen, dass „nur die Töchter der regierenden Fürstenhäuser und der vormaligen reichsständischen Landesherren für ebenbürtig gelten sollten“<sup>1302</sup>. Juristische Gutachten, Adoptionsvorschläge hätten den Vorwurf der Nichtebenbürtigkeit nicht völlig entkräften können und schon habe die Familie der großherzoglich-sächsischen Ehefrau des dritten Königssohnes<sup>1303</sup> ihr Vorrecht auf den Thron angemeldet, „falls der ältere Bruder [Prinz Wilhelm, SK] seiner Neigung folge.“<sup>1304</sup>

Mit der Wahl des Wortes *Neigung* schließt Treitschke an die im Text vorangegangene Schilderung von Friedrich Wilhelms Neigung zu Elisabeth an und kontrastiert die beiden Brüder dadurch nochmals ausdrücklich: zum in der Gegenüberstellung von Friedrich Wilhelms „Neigung“ und der Liebe des Prinzen. Zum anderen in dem Verlauf, den die Beziehungen der beiden nehmen, ist doch das tragische Ende von Wilhelms Liebe schon einleitend angedeutet worden („mußte der König die liebsten Träume der Jugend grausam zerstören.“).

---

<sup>1293</sup> DG III, S. 383.

<sup>1294</sup> DG III, S. 382.

<sup>1295</sup> DG III, S. 384.

<sup>1296</sup> DG III, S. 384.

<sup>1297</sup> DG III, S. 384; Hervorhebung SK.

<sup>1298</sup> DG III, S. 384.

<sup>1299</sup> DG III, S. 384.

<sup>1300</sup> DG III, S. 384.

<sup>1301</sup> DG III, S. 384.

<sup>1302</sup> DG III, S. 384.

<sup>1303</sup> Prinz Friedrich Carl Alexander von Preußen (1801-1883).

<sup>1304</sup> DG III, S. 384.

Während der Erstgeborene, entgegen der Überzeugungen des Vaters, eine katholische Prinzessin zum Traualtar führen darf, sich, obwohl Thronfolger, *nicht* der „Fürstenpflicht“<sup>1305</sup> fügen muss, steht bei der Heirat des Zweitgeborenen gleich der Thron auf dem Spiel: „Nunmehr ward die Frage sehr ernst; es drohte ein Streit um die Erbschaft, der vielleicht den Bestand der Dynastie gefährden konnte.“<sup>1306</sup> Obwohl es dem liebenden Vater sehr schwer fällt – er sei „tief bekümmert“<sup>1307</sup> gewesen – „hielt er dem Sohne [in einem Brief] vor, was alles vergeblich versucht worden sei, und wie nun doch nichts übrigbleibe als die harte Pflicht, dem Wohle des Staates, des königlichen Hauses eine edle Neigung zu opfern.“<sup>1308</sup> Ohne, dass der König einen wirklichen Befehl aussprechen muss, alleine durch den Appell an die Pflicht gegenüber Staat und Dynastie, bewirkt er bei seinem Sohn eine gehorsame Reaktion:

Als der Prinz dies Schreiben [...] empfing, war er anfangs ganz zerschmettert; dann raffte er sich zusammen, und noch am selben Abend schrieb er dem Könige, daß er gehorchen werde. [...] Er versprach das Vertrauen des Königs zu rechtfertigen durch Bekämpfung seines tiefen Schmerzes, durch Standhaftigkeit im Unabänderlichen<sup>1309</sup>.

Nachdem der Sohn seinen „teuren Vater“<sup>1310</sup> noch der eigenen Liebe versichert und die väterliche Liebe in der „schweren Entscheidung“<sup>1311</sup> zu einzigartiger Größe gesteigert sieht, ruft Treitschke mit Witzleben<sup>1312</sup> aus: „„Welch ein Sohn! welch ein Vater!“<sup>1313</sup> und resümiert: „Also erzog eine unerforschlich weise Waltung der Nation ihren Helden und lehrte den gehorchen und entsagen, der einst Deutschland beherrschen sollte“<sup>1314</sup> – deutlicher könnte die Verbindung zwischen der Fähigkeit zur Selbstbeherrschung und der Befähigung zu herrschen nicht hergestellt werden<sup>1315</sup>.

Treitschke gestaltet diese Textstelle dramatisch aus, indem er die Worte des bekümmerten Vaters und des demütig sich der Pflicht beugenden Sohnes dem Leser durch indirekte Rede zu Ohr bringt und größtmögliche Herzensbewegung – schüttete doch der Prinz „in jener einfachen, kunstlosen und doch so tief zur Seele dringenden Sprache, die ihm natürlich war,

---

<sup>1305</sup> DG III, S. 382.

<sup>1306</sup> DG III, S. 384.

<sup>1307</sup> DG III, S. 384.

<sup>1308</sup> DG III, S. 385.

<sup>1309</sup> DG III, S. 385.

<sup>1310</sup> DG III, S. 385.

<sup>1311</sup> DG III, S. 385.

<sup>1312</sup> Karl Ernst Job-Wilhelm von Witzleben (1783-1837), preußischer Kriegsminister.

<sup>1313</sup> DG III, S. 385.

<sup>1314</sup> DG III, S. 385.

<sup>1315</sup> Auch Friedrich II. entwickelt sich bei Ranke gerade durch die Unterordnung unter das väterliche Gebot weiter: Friedrich. habe die Unterordnung unter das Gebot seines Vaters nicht gebeugt sondern im Gegenteil zu vollkommener Entwicklung erst angeregt: „Schon richtete aber Alles seine Augen auf den Nachfolger [Friedrich Wilhelms I., SK], dessen Fähigkeiten durch die häuslichen Stürme [...] nicht gebeugt, sondern in vielseitiger Entwicklung eher gefördert worden waren“ (PG I, S. 497).

[...] dem Vater sein Herz aus“<sup>1316</sup> – direkt neben die grausame Härte dynastischer Realität („harte Pflicht“<sup>1317</sup>, Unabänderlichkeit) stellt. So werden dem Leser das Geschehen und die Bedeutung desselben veranschaulicht und zugleich auf der Gefühlsebene nahe gebracht. Wilhelm wird zu einer dramatischen Figur; die Geschichte, die hier erzählt wird handelt von romantischer Liebe, Selbstüberwindung, Mannwerdung und Ruhm; ein Leben in Pflichterfüllung, das vielleicht nicht in der Liebe zu einer Frau, aber in – natürlich nur durch soldatische Treue geprägten – mann männlichen Beziehungen, kriegerischen Heldentaten und schlussendlich in der Erlangung des nationalstaatlich legitimierten Kaisertitels seinen krönenden Abschluss finden wird.

Die Fähigkeit zur Selbstbeherrschung und der freiwillig geleistete Verzicht auf die augenblickliche Erfüllung einer edlen Leidenschaft stehen bei der Schilderung von Prinz Wilhelm im Zentrum von Treitschkes Aufmerksamkeit; die Fähigkeit zur erfolgreichen biologischen Fortpflanzung wird infolge der hier geleisteten Vernunft- und Willensarbeit als selbstverständlich erachtet – bemerkt Treitschke doch nur noch lapidar: „Drei Jahre darauf schloß der Prinz mit der Prinzessin Augusta von Weimar die Ehe, welche dem königlichen Hause den Stammhalter schenkte.“<sup>1318</sup>

In Treitschkes Darstellung des Prinzen Wilhelm werden „männliche Zeugungskraft, Vernunft und politisches Wesen“ miteinander verschränkt, „als automatisch unterstellte Kette zwischen Natur, Abstraktionsvermögen und Herrschaftsberechtigung“<sup>1319</sup>, wobei der biologische Aspekt dieses Dreigespanns, den Treitschke anfänglich recht prominent diskutiert, am Ende seiner Ausführungen zu den preußischen Heiraten nur noch latent mitschwingt. Tatsächlich geht es also in dieser Textstelle nur mittelbar um eine Problematik der dynastischen Erbfolge – dieses Thema dient dazu, die Verknüpfung von produktiver Sexualität bzw. männlicher Zeugungskraft, einer beherrschenden Vernunft bzw. einem zügelnden (männlichen) Willen und männlicher Herrschaftsbefähigung herzustellen und anschaulich herauszustreichen.

Die temporalen Konnotationen mit denen Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Wilhelm belegt werden, verorten diese gemäß den Zeitvorstellungen des 19. Jahrhunderts<sup>1320</sup> ebenfalls auf Seiten von ‚Unmännlichkeit‘ bzw. ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘: während Friedrich Wilhelm seiner Neigung geradezu unmittelbar folgen darf und so über die unmittelbare Bedürfnisbefriedigung in der Gegenwart festgeschrieben wird, schreibt

---

<sup>1316</sup> DG III, S. 385.

<sup>1317</sup> DG III, S. 385.

<sup>1318</sup> DG III, S. 385.

<sup>1319</sup> Kessel, Langeweile, S. 71; vgl. auch Isabel Hull, *Sexuality, state and civil society in Germany, 1700-1815*, Ithaca, London 1996, insbes. S. 236ff. und S. 245.

<sup>1320</sup> Kessel, Langeweile, S. 71.

Treitschke der Person Wilhelms im „Modell des Aufschubs“<sup>1321</sup> eine Zukunftsorientierung zu, die mit der proleptischen – der Chronologie der Erzählung vorgreifenden – Erwähnung der Geburt des späteren Thronfolgers im Text geradezu faktische Gestalt annimmt.

Die Bedeutung dieser Textstelle für Treitschkes Geschichte kann auf narratologischer Ebene noch zusätzlich verdeutlicht werden. Wie gezeigt, schließen die Charakterisierung des Prinzen Wilhelm und Schilderung von dessen Heiratsambitionen in der Textfolge nahtlos an die Heirat des Kronprinzen an, obwohl zwischen der Heirat des älteren (1823) und den geschilderten Absichten des jüngeren Bruders (1826) drei Jahre liegen. Mittels eines erzählerischen Vorgriffs, indem er die eigentliche Chronologie der Ereignisse umstellt bzw. außer Acht lässt (narratologisch: Prolepse), ermöglicht Treitschke dem Leser den direkten Vergleich der beiden Brüder bzw. provoziert ihn bewusst<sup>1322</sup>. Stellt man sich einmal vor, Treitschke wäre der Chronologie der dargestellten Ereignisse streng gefolgt: es wäre möglicherweise gar nicht zur Erwähnung der gescheiterten Liebesbeziehung Wilhelms mit der Prinzessin Radziwil gekommen. Narratologisch betrachtet, ist die hier vorliegende eine kompletive Prolepse, d. h. sie erzählt antizipierend und zugleich kompensierend eine spätere Lücke in der Erzählung – die Heirat des Prinzen Wilhelm wird zu ihrem ‚eigentlichen‘ chronologischen Zeitpunkt in der Geschichte nicht noch einmal erwähnt. Zum einen folgt Treitschke hier einem auch schon bei Ranke und Droysen beobachteten Vorgehen, Frauen, oder ‚Dinge, die mit Frauen zu tun haben‘, in sozusagen geballter Form wieder zu geben<sup>1323</sup>; zum anderen würde eine spätere Erwähnung an chronologisch gesehen ‚richtiger‘ Stelle, die Erzählung möglicherweise unnötig auseinanderreißen.

Eine Prolepse ist eine anachronistische Form der Darstellung – über den Stellenwert solcher narrativer Anachronien sagt Gérard Genette:

Die wichtige Rolle der „anachronistischen“ Erzählung [...] hängt offensichtlich mit dem retrospektiv-synthetischen Charakter der [...] Erzählung zusammen, die sich selbst jeden Augenblick als ganze im Geiste des Erzählers präsent ist, der [...] unablässig alle ihre Fäden zugleich in der Hand hält, all ihre Orte und Augenblicke überschaut, zwischen denen er ständig eine Vielzahl „teleskopischer“ Beziehungen herzustellen imstande ist<sup>1324</sup>.

<sup>1321</sup> Kessel, Langeweile, S. 73.

<sup>1322</sup> So auch schon im ersten Band der *Deutschen Geschichte*; hier legt Treitschke den an der Schlacht von Laon 1814 beteiligten Offizieren den Vergleich der beiden ungleichen Brüder in den Mund: "Die Offiziere lächelten zufrieden, als der schöne siebzehnjährige Jüngling [Prinz Wilhelm, SK] im furchtbaren Kugelregen ganz unbefangen seinen Adjutantendienst versah und nachher mit dem altberühmten russischen Regimente Kaluga den beherrschenden Hügel von Malepin hinaufstürmte. Sie meinten, aus dem könne noch einmal ein anderer Prinz Heinrich werden; Unehrebbietige stellten auch schon Vergleichen an zwischen diesem frischen Heldensinne und der ästhetischen, ganz unsoldatischen Natur des geistreichen Kronprinzen." (DG I, S. 536)

<sup>1323</sup> Das erinnert an heutige Veröffentlichungspraktiken, wo ein angehängtes Kapitel das Thema Frauen oder Geschlecht zusammenfassend abhandelt.

<sup>1324</sup> Genette, *Erzählung*, S. 53f.

Bleibt man in Genettes Bild, dann richtet Treitschke hier also sein Teleskop in eingehender Betrachtung von den Umständen der Heirat des Kronprinzen auf die des Prinzen Wilhelm und lässt den Leser an dieser Betrachtung teilhaben. Was aber will er dem Lesenden dergestalt vor Augen führen? Was ist die *Funktion* dieses anachronistischen Erzählens?

Diese Frage lässt sich nur beantworten, wenn man den Blick von der konkreten Textstelle weg auf die Gesamterzählung richtet. Im Kontext des Regierungsantritts Friedrich Wilhelms IV. im fünften Band der *Deutschen Geschichte* schreibt Treitschke mit einer nahezu prophetischen, gleichwohl im Akt des Schreibens retrospektiven Setzung das Scheitern dieses Hohenzollern fest: „erst den tatkräftigeren Söhnen eines anderen abgehärteten Geschlechts, [...] sollte gelingen, was diesen weichen Händen mißraten mußte“<sup>1325</sup>. Diesen erzählerischen Vorgriff auf das spätere Scheitern Friedrich Wilhelms hat Treitschke narrativ aber schon vorbereitet – unter anderem in der Schilderung der beiden Heiraten, die das Fehlen von Selbstkontrolle auf Seiten des Kronprinzen mit der freiwillig geleisteten Meisterung starker Leidenschaften durch Prinz Wilhelm kontrastiert. Da Treitschke in der Schilderung der Heiratsszenarien Friedrich Wilhelms IV. Unmännlichkeit, Unfruchtbarkeit und Regierungsunfähigkeit anschaulich und ausführlich ‚gezeigt‘ hat, kann er in der weiteren Darstellung auf diese Zuschreibung verkürzt zugreifen. Der Leser kennt den Ausgang der Geschichte bereits<sup>1326</sup>; das schon vorweggenommene Scheitern dieses Hohenzollern legt sich in der Leserwahrnehmung gewissermaßen wie eine Brille über die weiteren Schilderungen seiner Regentschaft. Das ‚Anticken‘ dieser im Leserbewusstsein nunmehr schon vorhandenen Informationen kann im weiteren Verlauf der Geschichte über kleine Hinweise wie bspw. auf die erwähnten „weichen Hände“ Friedrich Wilhelms geschehen – wie in einer Nussschale präsentiert sich dem Lesenden in diesem Bild der weichen, weiblichen Hände zugleich die in ihren Grundzügen schon bekannte ganze Geschichte dieses Herrschers. Somit wird das etablierte Bild der Schwäche aufgerufen und gleichzeitig durch die Aktivierung wiederum verfestigt und bestätigt<sup>1327</sup>. Der Ausgang von Friedrich Wilhelms Geschichte mit dem – von Treitschke nicht mehr geschilderten – Abtreten

---

<sup>1325</sup> DG V, S. 6.

<sup>1326</sup> Da ja jeder Leser die retrospektive Sicht des schreibenden Historikers teilt, also den faktischen Verlauf der ‚Geschichte‘ kennt.

<sup>1327</sup> Vgl. hierzu Catherine Emmott, *Narrative comprehension. A discourse perspective*, Oxford 1997. Emmott arbeitet mit einem kognitiv-linguistischen Ansatz, um narratives Verstehen auf Leserseite zu analysieren. Emmott hat hierzu den Begriff der *contextual frames* (ebd., S. 132) etabliert. Obwohl Emmott damit im engeren Sinne erzählerisch etablierte Rahmen meint, die durch eine örtliche (wo?), zeitliche (wann?), figürliche (wer?) und episodische (was?) Komponente gekennzeichnet werden und die Orientierung des Lesers im Text gewährleisten, hilft der Ansatz des *framings* zu verstehen, wie einmal etablierte Setzungen (bspw. die Schwäche Friedrich Wilhelms IV.) quasi durch ‚Kurzformeln‘ im Leserbewusstsein abgerufen werden können.

des kranken Königs<sup>1328</sup> zugunsten der Regentschaft des Bruders und späteren Kaisers erscheint in dieser Erzählung folgerichtig und unvermeidbar.

Ein derart verweiblichter, ‚uneigentlicher‘ Herrscher wie Friedrich Wilhelm IV. gehört bei Treitschke folgerichtig nicht zu den Männern, die die Geschichte machen. Stattdessen wird er als Werkzeug der Vorsehung in die Geschichte integriert:

In dem großen Zusammenhange der deutschen Geschichte erscheint diese tief unglückliche Regierung doch als eine notwendige, heilsame Schickung; denn unter einem stärkeren Könige wäre der unvermeidliche Übergang der stolzen preußischen Monarchie zur konstitutionellen Staatsform schwerlich ohne furchtbare Kämpfe erfolgt.<sup>1329</sup>

### III.3.2 ‚Unmännlichkeit‘ als Argument – Friedrich Wilhelm IV. und die Revolution in Preußen

Wie gezeigt wurde, beschreibt Treitschke Preußen semantisch mit Bewegungs- und Fruchtbarkeitsmetaphoriken, er ordnet diesem Staat Merkmale wie Selbstkontrolle, Aktivität, Standhaftigkeit, Verlässlichkeit, Eindeutigkeit zu. Für die Akteure Preußens nimmt der Historiker eine erweiterte ‚soldatische Männlichkeit‘<sup>1330</sup> in Anspruch, die auch die Bereiche von Bildung, Kreativität und Mitleidenschaft umfasst. Österreich und Frankreich dagegen werden mit Maßlosigkeit, Unehrllichkeit, Welteroberungsplänen (Frankreich) oder erstarrter Ruheseligkeit und Tatenlosigkeit (Österreich) assoziiert

Die Darstellung Friedrich Wilhelms IV. hebt sich auffallend von der für Preußen und seine Akteure reklamierten ‚Männlichkeit‘ ab. Treitschke charakterisiert Friedrich Wilhelm als unmännlich, indem er dessen mangelnde Selbstregierung und seine Unfähigkeit zur biologischen Fortpflanzung darstellt und ihn als un-eigentlichen König kennzeichnet. Friedrich Wilhelm passt also schon allein auf der Ebene der Figurenbeschreibung nicht in den Raum, den Treitschke auf sprachlicher Ebene für Preußen etabliert hat – der Historiker wechselt in der Charakterisierung dieses Hohenzollern semantisch in ein anderes Feld, nähert

<sup>1328</sup> Treitschke suggeriert eine Geisteskrankheit Friedrich Wilhelms IV. (DG III, S. 124; DG V, S. 14); vgl. hierzu auch Blasius, Friedrich Wilhelm IV., S. 20.

<sup>1329</sup> DG V, S. 15.

<sup>1330</sup> Ute Frevert, Männergeschichte oder die Suche nach dem ‚ersten‘ Geschlecht, in: Manfred Hettling u.a. (Hg.), Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen, München 1991, S. 31-43; Frevert, Ute, Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit, in: Thomas Kühne (Hg.), Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne (= Geschichte und Geschlechter, Bd. 14), Frankfurt, New York 1996, S. 69-87; Karen Hagemann, Nation, Krieg und Geschlechterordnung. Zum kulturellen und politischen Diskurs in Preußen in den Jahren der antinapoleonischen Erhebung, 1806-1815, in: Geschichte und Gesellschaft 22/4 (1996), S. 562-591; dies., „Männlicher Muth“, René Schilling, "Kriegshelden": Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland 1813 - 1945 (= Krieg in der Geschichte, Bd. 15), Paderborn u.a. 2002; René Schilling, Die soziale Konstruktion heroischer Männlichkeit im 19. Jahrhundert. Das Beispiel Theodor Körner, in: Karen Hagemann, Ralf Pröve (Hg.), Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel (= Geschichte und Geschlechter, Bd. 26), Frankfurt a. M. 1998, S. 121-144.



sich teilweise Österreich, Frankreich, England oder auch kleinstaatlichen Verhältnissen an<sup>1331</sup>: im Gegensatz zur preußischen Rechtschaffenheit, Klarheit und Offenheit wird Friedrich Wilhelm sogar mit dem Bereich der Lüge und Verstellung in Verbindung gebracht. Treitschke schreibt also Friedrich Wilhelm IV. einerseits geradezu aus der preußischen Geschichte heraus, indem er ihn als un-preußisch kennzeichnet. Über die Verweiblichung Friedrich Wilhelms IV. aber erklärt Treitschke zugleich den großen Bruch in der preußisch-hohenzollernschen Geschichte: die Revolution von 1848.

Dass für Treitschke in der mehrfach betonten ‚Unmännlichkeit‘ Friedrich Wilhelms IV. die eigentliche oder zumindest hauptursächliche Erklärung für die Revolution in Preußen liegt, zeigt eine Textstelle, in der der Historiker die Person Friedrich Wilhelms IV. und deren ‚Unmännlichkeit‘ mit der Revolution verknüpft. Am Ausgang des fünften und letzten Bandes der unvollendet gebliebenen *Deutschen Geschichte* hält der Preußenkönig seinen Untertanen im schweizerischen Kanton Neuenburg nicht die Treue und wird daraufhin seinerseits mit Untreue seitens seiner Untergebenen bestraft:

Und was bot er selbst den Treuesten seiner Treuen in ihrer Todesnot? Bitten und Klagen, zerknirschte Briefe, unfruchtbare Verwahrungen, phantastische Träume europäischer Reaktionspolitik – doch wahrlich nicht die schlichte Treue des deutschen Mannes, nicht die Treue des Königs, der den Degen des großen Friedrichs führte. Aus Schwäche hatte er den Neuenburgern die Treue nicht gehalten; und alsbald beschied ihm ein grausames Geschick, daß er selber die Untreue des Berliner Pöbels erfahren mußte. Der Sturm brach los; und wie viele Leiden und Kämpfe noch, bis sich die Königsmacht der Hohenzollern nach tiefem Fall wieder frei aufrichtete.<sup>1332</sup>

Friedrich Wilhelm IV. wird hier zum schwachen Klageweib, das in seinem Kämmerlein nutzlose Bittgesuche<sup>1333</sup> schreibt und vergeblich von einem weißen Ritter der Reaktionspolitik träumt – zutiefst unmännliche Reaktionen eines Königs, der am Vorbild Friedrichs des Großen gemessen wird. Der ‚unmännliche‘ Charakter des Preußenkönigs, der sich in seinen Taten bzw. in seinem Nichtstun, hier in Form von Untreue und Schwäche, offenbart, wird der Treue echter deutscher Männer gegenübergestellt. Folge dieser Unmännlichkeit ist die Revolution, die ursächlich nicht mit sozialen Missständen etc.,

---

<sup>1331</sup> DG III, S. 590: "In scharfem Gegensatze zu seinem Schwager Friedrich Wilhelm besaß er [König Ludwig von Bayer, SK] was den Enthusiasten gemeinhin zu fehlen pflegt, eine eiserne Willenskraft, eine Hartnäckigkeit, welche fast an seinen Ahnherrn, den Schweden Karl XII. erinnerte; von den zahllosen künstlerischen Plänen [...] kam mancher nicht zur Reife und mancher missrieth, aber keiner, den er einmal in Angriff genommen, blieb halb vollendet liegen."

<sup>1332</sup> DG V, S. 725.

<sup>1333</sup> Das Damen-Conversations-Lexikon von 1834 beschreibt unter dem Stichwort „Brief“ beispielhaft einige Briefformen, darunter auch: „der bittende Brief, (Bittschrift – Bittgesuch) ein schüchterner Mann, der demüthig antichambriert und nur mit vielen Bücklingen eintritt“ – auch ein unweiblicher Mann! Vgl. Damen Conversations Lexikon, hg. im Verein mit Gelehrten und Schriftstellerinnen von C. Herlosssohn, Bd. 2, Leipzig 1834; <http://www.zeno.org/nid/20001706780> [15.10.2014], S. 186-189, Zitat S. 187.

sondern in einer Art romanhaftem Schicksalsdiskurs mit Friedrich Wilhelms unangebrachtem, unehrenhaftem und unmännlichem Verhalten in Verbindung gebracht wird.

Der Wechsel semantischer Felder wird somit zur Argumentationsstrategie: indem Friedrich Wilhelm – wenn auch nur scheinbar – mit den Traditionen seines Herrscherhauses bricht, Kontinuität und Eindeutigkeit verweigert, Schwachheit und Unzuverlässigkeit zeigt, kurz: ‚unmännlich‘ ist, ruft er in der Manier des Zauberlehrlings Chaos und Revolution selbst hervor. Die *Funktion* von Friedrich Wilhelms ‚Unmännlichkeit‘ in dieser Geschichtserzählung ist die ursächliche Erklärung der Revolution von 1848.

Friedrich Wilhelms IV. Stellung in der *Deutschen Geschichte* ist ambivalent – zwar verfügt er über große Begabungen und Talente, zugleich wird er aber, da er diese Anlagen nicht durch Konzentration auf ein gesetztes Ziel zu verwirklichen in der Lage ist, bei Treitschke zum Dilettanten auf dem Thron. Diese ambivalente Darstellung Treitschkes erklärt sich nicht zuletzt aus der erzählerischen Anlage der *Deutschen Geschichte* als Dynastiegeschichte: Friedrich Wilhelm IV. gehört unausweichlich zu Preußen und zur Hohenzollerndynastie; gleichzeitig aber müssen sein Scheitern und die unter seiner Regierung erfolgte Revolution von 1848 in die Erzählung integriert werden. Die Schwierigkeiten, die sich aus dieser Ambivalenz ergeben, zeigen sich beispielsweise daran, dass Treitschke zur Einordnung seines ‚unmännlichen‘ Königs auf dem Throne des zum Nationalstaat strebenden Preußen in seine Geschichtserzählung wiederholt die Mächte des Schicksals und der Vorsehung aufbietet: „Friedrich Wilhelm IV. blieb acht Jahre hindurch der Mann des *Schicksals* für Deutschland“<sup>1334</sup>, und:

Es war, als wollte *die Vorsehung* diesem überbildeten und den Wert der Bildung maßlos überschätzenden Geschlechte an einem tragischen Beispiele zeigen, wie wenig in den Machtkämpfen des Staatslebens Geist, Wissen, Edelsinn, Herzensgüte vermögen ohne die schlichte Kraft eines männlichen Willens.<sup>1335</sup>

Friedrich Wilhelm wird hier zum „tragische[n] Beispiel“ und zugleich zum Symbol; die narrative Funktion seiner ‚Entmännlichung‘ ist die ‚Erklärung‘ der Revolution von 1848.

Gemeinsamer Nenner der für Friedrich Wilhelm IV. festgestellten Merkmale ist das Zerteilen, die Vielheit statt der Einheit: seltsam gemischt, allen Eindrücken offen, aber nicht fähig, sie zu sammeln und zu bündeln, sprengt dieser König bei Treitschke die Grenzen der Einheit und wird in seiner unstillen Reizbarkeit zum Sprengsatz, der die Revolution zündet. So betrachtet

<sup>1334</sup> DG V, S. 6; Hervorhebung SK.

<sup>1335</sup> DG V, S. 15f.; Hervorhebung SK. Kurz vorher beschreibt Treitschke die Vielfalt vor allem der geistigen Gaben Friedrich Wilhelms IV. – „sein edel aber unglücklich angelegter Geist“ – und resümiert: „Die männliche Kraft *des Leibes und der Seele*, welche allein so viele widersprechende Gaben im Einklang halten konnte, war ihm versagt, und zuweilen ließen sich schon die Spuren einer schlechthin krankhaften Anlage erkennen.“; Zitate DG V, S. 15; Hervorhebung SK.

ist Treitschkes Darstellung Friedrich Wilhelms IV. gleichsam der Kontrapunkt zu dem Anliegen dieser nationalen Geschichtserzählung, aus einer Vielheit eine Einheit zu machen, symbolisch die Einheit der Nation zu erschreiben<sup>1336</sup>.

*Friedrich Wilhelm IV. als Symbol für die Romantik*

Als „Romantiker auf dem Thron“ beschrieben wurde Friedrich Wilhelm IV. schon zu Leb- und Regierungszeiten von dem deutschen Schriftsteller und Theologen David Friedrich Strauß<sup>1337</sup>. Auch wenn Treitschke Strauß' Schrift abwertet und den Vergleich zwischen Friedrich Wilhelm und Kaiser Julian als Werk verblendeten Hasses interpretiert, so stimmt er doch mit der Titelbezeichnung „Romantiker auf dem Thron“ überein: „Das Beste daran war der witzige Titel“<sup>1338</sup>. Treitschke selbst schildert den Hohenzollern als der Vergangenheit zugewandten, geistreichen, idealistischen und handlungsarmen Menschen, dem das tragische Schicksal eines Märtyrers zu Teil geworden sei:

Es war, als wollte die Vorsehung diesem überbildeten und den Wert der Bildung maßlos überschätzenden Geschlechte an einem tragischen Beispiele zeigen, wie wenig in den Machtkämpfen des Staatslebens Geist, Wissen, Edelsinn, Herzensgüte vermögen ohne die schlichte Kraft eines männlichen Willens.<sup>1339</sup>

Hier betrachtet Treitschke Friedrich Wilhelm IV. nicht individualisierend, sondern hebt die thematische Dimension seiner Figur stark hervor: er interpretiert den König als historisches Beispiel für die politisch in die Sackgasse führenden Ansichten der Romantiker:

Eine so eigenartige Ansicht von der Vollgewalt des Königtums, wie dieser Fürst sie in begeistertem Herzen hegte, [...] konnte nur auf deutschem Boden erwachsen, nur auf dem Boden jener romantischen Weltanschauung, welche in der schrankenlosen Entfaltung aller Gaben, in der Selbstgewißheit und dem Selbstgenusse des stolzen Ichs ihr Ideal fand.<sup>1340</sup>

Eine derartige Selbstbezogenheit stellt für Treitschke ein potentiell staatsgefährdendes Moment dar. Individualität erhalte nicht an und für sich, sondern nur im Dienste des Staates ihre Berechtigung – eine Ansicht, die Treitschke an anderer Stelle auf die griffige Formel bringt: Freiheit im Staat, nicht Freiheit vom Staat. Treitschkes moralisch-sittliche Abwertung der Romantik wird schon drei Bände vorher in seiner Charakterisierung der Zeit nach den

<sup>1336</sup> Fulda, Goethezeitliche Ästhetik, S. 311.

<sup>1337</sup> David Friedrich Strauß, *Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, oder Julian der Abtrünnige*, Mannheim 1847. Strauß vergleicht in seiner Schrift implizit den römischen Kaiser Julian mit Friedrich Wilhelm IV..

<sup>1338</sup> DG V, S. 403.

<sup>1339</sup> DG V, S. 15f.

<sup>1340</sup> DG V, S. 6f.; Hervorhebung SK. Für die Ausführungen zum Zusammenhang Geschlecht-Gehirn/Rückenmark vgl. Sarasin, Reizbare Maschinen, insbes. S. 409ff.

Befreiungskriegen deutlich, eine Zeit, in der „das politische Leben der Nation [...] in unzähligen Strömen und Bächen zerteilt“<sup>1341</sup> dahingeflossen sei:

Der Glaube an das schrankenlose Recht der souveränen Persönlichkeit, der allgemeine Drang, nur ja den anderen Menschen nicht zu gleichen, verführte die einen zu sittlicher Willkür, andere zur eiteln Selbstbespiegelung. Man belauschte mit nervöser Empfindsamkeit jeden Atemzug der eigenen schönen Seele.<sup>1342</sup>

Die Romantik als Zeit der Ideale symbolisiert Treitschke in der Person Friedrich Wilhelms IV.: er ist der „romantisch aufgeregte Kronprinz“<sup>1343</sup> und der „Staatsmann der Romantik“<sup>1344</sup>. Friedrich Wilhelm IV. ‚erklärt‘ mit seiner unmännlichen Schwachheit somit nicht nur aus monarchisch-staatlicher Sicht die Revolution – seine Schwäche steht gleichzeitig symbolisch für die aus Treitschkes Sicht Unzulänglichkeit der vorrevolutionären, romantischen Ideale des liberalen Bürgertums, die sich nicht in eine politische Realität hätten umsetzen lassen.

Treitschke zeichnet die Romantik aber auch als Zeit der harmonischen Geselligkeit zwischen den Geschlechtern: „Noch bestand die Grundlage aller geselligen Anmut, der zwanglose und häufige Verkehr zwischen den Geschlechtern, da die Frau den Gedanken des Mannes noch ganz zu folgen vermochte.“<sup>1345</sup> Treitschkes Darstellung der Romantik könnte man so auch lesen als Erinnerung an arkadische, gleichwohl ‚unrealistische‘ Zustände. Die Vertreibung aus dem Paradies der Geschlechterharmonie und der idealisierenden Weltansichten, die Hinwendung zu Politik und gesellschaftlich-politischem Engagement geht mit der Geschlechtertrennung einher, bzw. scheint diese sogar vorgängig zu sein. Treitschke überblendet den Weg zur nationalen Staatswerdung mit zeitgenössischen Vorstellungen männlicher Persönlichkeitswerdung – der Loslösung vom Rockzipfel der Mutter, das Verlassen des harmonischen Nests familiärer Geborgenheit. Die Mündigwerdung der Gesellschaft erfordert geradezu den Ausgang aus dieser selbstverschuldeten Abhängigkeit, einen Ausgang, den der Historiker als Trennung der Geschlechter imaginiert und mit dieser korreliert.

Somit erzählt Treitschke in seiner *Deutschen Geschichte* subkutan auch die Geschichte einer notwendigen Vertreibung aus einem geschlechtergemischten, idealistisch-romantischen, vorrevolutionären Paradies. Auf den erzählerischen Höhe- und Wendepunkt ‚Revolution‘ wäre, so können wir vermuten, die Schilderung einer allmählichen Aufrichtung der deutschen Nation gefolgt, die Entwicklungsgeschichte eines Volkes und seines ‚Helden‘, des Regenten und späteren König Wilhelm I. Dem literarischen Modell des Bildungs- oder

---

<sup>1341</sup> DG II, S. 12.

<sup>1342</sup> DG II, S. 14.

<sup>1343</sup> DG III, S. 88.

<sup>1344</sup> DG III, S. 119.

<sup>1345</sup> DG II, S. 13.

Entwicklungsromans folgend hätten die Erfahrungsbrüche wahrscheinlich zur Entwicklung und Läuterung der Figuren beigetragen und schließlich ein glückliches Ende in der Gründung des preußisch-deutschen Nationalstaats gefunden. Die Zeit der Romantik, prominent personifiziert in Friedrich Wilhelm IV., nimmt hierbei erzählerisch die Position einer zu überwindenden *Vorgeschichte* ein, in der dem Helden noch eine kindlich-naive Weltsicht eignet, die angesichts der Realität scheitern muss und scheitern wird. Hier zeigt sich, wie die narrative Verfasstheit von Geschichtsdarstellungen die Anschlussfähigkeit und Überblendungsmöglichkeiten kollektiver und individueller Identitätskonstruktionen schafft: indem die nationale Erzählung denselben narrativen Mustern folgt wie biographische oder literarische Erzählungen von Einzelpersonlichkeiten.

## Schluss

Die vorliegende Arbeit fokussiert auf die Frage nach der Bedeutung der Kategorie ‚Geschlecht‘ für die Konstruktion nationaler Historiographien und der dazugehörigen Subjektentwürfe, insbesondere auf die Frage, wie Subjektentwürfe als politisch oder unpolitisch konstruiert wurden. Anschließend an Fuldas Konzept der Ebenentrennung wurde dieser Frage erstens auf der Ebene der erzählerischen Anlage der jeweiligen Geschichtswerke, zweitens auf der Ebene der Figurendarstellung und drittens durch Verknüpfung dieser beiden Elemente und der Frage nach dem narrativen Sinn, der durch die Einbettung geschlechtlich konnotierter Figuren in die Erzählungen erzeugt wird, nachgegangen. Zugleich suchten wir Antworten auf die Frage nach der ‚Männlichkeit‘ der *Geschichtsschreibung* zu erhalten. Die Arbeit fragt abstrakter gesprochen danach, wie aus einer Vielheit eine Einheit wird: aus vielen historischen Fakten eine ‚Geschichte‘, aus vielen Individuen eine Nation oder ein Staat – zunächst realisiert in Form einer Erzählung.

‚Geschlecht‘ spielt bei der Konstruktion von Einheit eine zentrale Rolle als Ordnungsprinzip das auf mehreren Ebenen und in mehrere Hinsichten wirkmächtig wird. Die auf Geschlechterkonnotationen beruhende dualistische Weltsicht der Moderne, die die Welt aufteilt in private und öffentliche Bereiche, wurde für die Historiker zum Kriterium, um zwischen wichtigen und weniger wichtigen historischen Quellen, Fakten, Personen und Themen zu unterscheiden und eine Auswahl treffen zu können. Die Ergebnisse der quantitativen Analyse haben gezeigt, dass dieses Selektionskriterium auch bei Ranke, Droysen und Treitschke griff: Frauen sind in allen drei Geschichtswerken zu einem verschwindend geringen Prozentsatz mit aufgenommen. Auf der Ebene der Erzählung ist ‚Geschlecht‘ ebenfalls zentral. Alle drei Historiker nehmen eine Zweiteilung der erzählten Welt zwischen Preußisch und Nicht-Preußisch vor und nutzen Geschlechterkonnotationen, um diese Zweiteilung zu naturalisieren und zugleich zu hierarchisieren. Preußen wird mit Vernunft und Männlichkeit, die anderen Staatswesen werden mit Unvernunft und Weiblichkeit gleichgesetzt. Beispiele für eine funktionierende Geschlechterordnung nach dem Prinzip privat-öffentlich dienen zur Veranschaulichung der guten politischen Ordnung in Preußen; Chaos, Angst und Weiberherrschaft dagegen symbolisieren die schlechte politische Ordnung in Österreich oder Frankreich unter Napoleon. Diese Zweiteilung der Welt wird nicht nur durch die aufgezeigten geschlechtlichen Zuschreibungen gestützt, sondern auch dadurch, dass die große Masse des Erzählpersonals über entsprechende Figurenbeschreibungen diesem Werteschema der erzählten Welt eingepasst wird – sie sind

der „Kitt“, der den Bau dieser Nationalgeschichten zusammenhält und den Eindruck von Einheitlichkeit stützt.

Ein weiteres die Erzählungen strukturierendes Element ist das genealogische Prinzip der Patrilinearität, dass die Gesamtanlage der hier untersuchten Texte bestimmt: Nationalgeschichte nimmt in allen drei Werken die Form der Dynastie- oder Herrschergeschichte an. Pomata betonte 1991 den vorrangigen Einfluss der Genealogie auf die Struktur von Geschichtsschreibung und die daraus folgende Darstellung von Frauen:

[...] [m]ehr als die literarischen Konventionen des historiographischen Diskurses oder die Normen für die Darstellung der Frau in der Geschichte, mehr als der Vorrang der politisch-militärischen Geschichte [...] ist der vorwiegend patrilinäre Charakter der Familie in der europäischen Geschichte der eigentliche Schlüssel zum Verständnis der Position der Frauen als Gegenstand der historischen Überlieferung. Im patrilinären Modell wird das Verhältnis von Generationen in der Praxis strukturiert und bildlich als geordnete Weitergabe von Namen, Besitz und Rang vom Vater auf den Sohn dargestellt. Es ist ein Modell der Sukzession in der die männliche Linie als Garantie des Überlebens und der Kontinuität der Familienidentität gilt, und in dem Frauen zu bloßen Randfiguren der Genealogie verkommen.<sup>1346</sup>

Jedes genealogische Modell aber sei „unweigerlich“<sup>1347</sup> mit der jeweiligen Gruppenidentität und deren Geschichtsdarstellungen verknüpft und werde als Zeitschema inhaltlich und chronologisch zur Textgliederung eingesetzt<sup>1348</sup>:

Als Leitfaden der Geschichte fungiert der rechtmäßige Übergang von Autorität und Besitz von einer Generation auf die nächste. Die patrilinäre Abstammung versinnbildlicht sowohl den Lauf der Zeit wie den Übergang der legitimen Gewalt, und der geordnete Verlauf dieser Sukzessionen nimmt den Charakter eines exemplarischen Ablaufs der Geschichte an. Dieses Modell bleibt weit über die mittelalterliche Chronik hinaus wirksam und prägt vor allem die politische Geschichte, indem es sie im Wesentlichen auf die Dynastienfolge fest schreibt.<sup>1349</sup>

Nach einem solchen Zeitschema sind, wie wir gesehen haben, sowohl Rankes *Neun Bücher Preußische Geschichte* und Droysens *Preußische Politik* strukturiert. Auch wenn Treitschkes *Deutsche Geschichte* nicht vordergründig einer patrilinären Darstellung folgt, betonte auch dieser Historiker die Abfolge der Hohenzollernherrscher, ihre Bedeutung für die Entwicklung des Staates und nutzte die patrilinäre Folge, um Kontinuität herzustellen.

Im Fall der hier untersuchten Nationalhistoriographien garantiert die männliche Linie nun nicht einfach ‚nur‘ eine Familientradition oder -identität: das ‚eigentliche‘ Thema ist die Geschichte des preußischen Staates, nicht die Dynastiegeschichte der Hohenzollern. Die

<sup>1346</sup> Pomata, Partikulargeschichte, S. 25.

<sup>1347</sup> Pomata, Partikulargeschichte, S. 25.

<sup>1348</sup> Pomata, Partikulargeschichte, S. 25f.

<sup>1349</sup> Pomata, Partikulargeschichte, S. 26.

Herrscherfolge der Hohenzollern symbolisiert<sup>1350</sup> die Geschichte des Staates, die Herrscher werden mit Preußen in eins gesetzt<sup>1351</sup>. Die Biographienfolge der Hohenzollernherrscher erscheint damit nicht mehr als eine Aneinanderreihung von Partikulargeschichten<sup>1352</sup>, sondern kann den Anspruch erheben, ‚allgemeine Geschichte‘ zu sein. Alle drei Historiker betonen nicht nur Tradition und Kontinuität der Hohenzollerndynastie, sondern verknüpfen diese enge Folge mit dem Wohlergehen des Staates. Die dynastische Abfolge von Vater und Sohn gewährleistet die stetige, organische und geordnete Entwicklung; an ihr hängen Sicherheit, Fortschritt und Prosperität des Landes.

Nicht nur kommen auf Grund der strukturellen Anlage der Historiographien nach dem Zeitschema der männlichen Generationenfolge also in erster Linie männliche Herrscherfiguren in den Blick der Erzählungen. Die ordnende Wirkung von ‚Geschlecht‘ wird auch in anderer Hinsicht wirksam: Störungen der patrilinear angelegten Narration werden ‚weiblich‘ konnotiert und als ein ‚Anderes‘ erzählerisch eliminiert<sup>1353</sup>. Ziel der drei untersuchten Historiographien ist es, im Zuge einer kleindeutschen Geschichtsauffassung die Vergangenheit preußisch zu deuten, also Preußens Berufung zur nationalstaatlichen Einigung Deutschlands anschaulich zu belegen. Eine mögliche Narration bewegt sich im Rahmen des europäischen Mächtekonzernts, insbesondere aber im Kontext des Alten Reiches unter habsburgischer Führung. Außerpreußische Unwahrheit, Undeutschheit und Unrechtmäßigkeit müssen gezeigt und delegitimiert, Preußens Aufstieg zwischen diversen Feinden und Widerständen innerhalb wie außerhalb des deutschen Reichs dagegen veranschaulicht und legitimiert werden. Diese Veranschaulichungsleistung erbringt, dies ist das Ergebnis der vorliegenden Arbeit, ein in den Text eingeschriebener ‚Geschlechter‘kampf, der die komplexe Historie auf den Sieg eines männlich-maßvollen Prinzips über weiblich-maßlose Mächte reduziert<sup>1354</sup>.

---

<sup>1350</sup> Hierzu Fulda, Goethezeitliche Ästhetik.

<sup>1351</sup> So auch Fulda, Wissenschaft, S. 393: „Seine Protagonisten, d. h. Nationen und Staaten, läßt Ranke durch Personen lediglich vertreten.“

<sup>1352</sup> Gianna Pomata zeigt in ihrem Aufsatz, wie sich die Stellung von Partikulargeschichten, beispielsweise *Viten*, im Laufe der Zeit verändert hat. In der Geschichtsschreibung der Renaissance und des 17. Jahrhunderts hatte diese Form der Geschichtsschreibung „ihren offiziellen Platz“ und wurde als „perfekte Geschichte“ angesehen. Im 19. Jahrhundert dann wurde der „Graben zwischen „Partikulargeschichte“ und allgemeiner Historiographie [...] neu gezogen“, Memoirenliteratur und Biographie gerieten hierbei in „Mißkredit“; vgl. Pomata, Partikulargeschichte, S. 15f. und S. 29.

<sup>1353</sup> Vgl. Kap. III.

<sup>1354</sup> Hier wird deutlich, inwiefern historische Fakten in die erzählte Ordnung eingepasst werden: nicht die reale Folge der Herrscherfiguren wird zum Strukturprinzip, sondern die *Idee* von Patrilinearität – Tradition und Werterhalt, Fortschritt und Entwicklung – strukturiert die Erzählung: die Ideenebene, das große Ganze, die Definition des Politischen gibt vor, was erzählerisch in- und exkludiert wird. So wird Friedrich Wilhelm IV. zum Störfaktor, ungeachtet seiner genealogischen Stellung und die höhere Ordnung wieder hergestellt, indem auf der Figurenebene der Zweit- zum Erstgeborenen umgedeutet wird.



Die nationalhistorischen Erzählungen des 19. Jahrhunderts folgen also grundsätzlich zum einen dem Grundmuster des Entwicklungs- oder Bildungsromans<sup>1355</sup>: eine preußisch-nationale Staatlichkeit bildet sich gegen innere und äußere Widerstände heraus. Diese Widerstände werden erzählerisch über geschlechtliche Konnotationen als ‚fremd‘ gekennzeichnet. Die Ausmerzung aller störenden ‚weiblich‘ oder ‚unmännlich‘ konnotierten und erzählerisch mit Chaos, Unordnung oder zumindest Uneindeutigkeit assoziierten Figuren aus der Narration bewirkt wie bei einem klassischen Theaterstück den Eindruck einer Reinigung (Katharsis). Mit diesen Figuren verbundene Verwicklungen und Störungen des Erzählflusses bestärken diesen Eindruck von Klärung und ‚Richtigkeit‘ noch. Die drei hier untersuchten Geschichtswerke propagieren somit die sprichwörtlich gewordenen großen Männer, die ‚Geschichte‘ machen. Dass aber nicht jeder Mann ein Mann und nicht jeder Herrscher ein Herrscher ist, dass Unmännlichkeit und Herrschaft genauso wenig zusammenpassen wie Weiber und Macht, und ebenso wie diese zu Revolution und Chaos führen, hat das Beispiel Friedrich Wilhelms gezeigt.

Hinsichtlich der Frage nach der Männlichkeit der Geschichtsschreibung lässt sich folgendes festhalten. Zum einen erfolgt die erzählerische Inklusion nach dem Muster der patrilinearen und historisch faktischen Herrscherfolge in Preußen, in dem die Geschichtserzählung bestimmte Figuren männlichen Geschlechts bevorzugt betrachtet. Die Erzählung ist insofern über das zentrale Figurenpersonal grundlegend ‚männlich‘ geprägt. Zum anderen aber werden auch Figuren weiblichen Geschlechts bzw. als ‚weiblich‘ oder ‚unmännlich‘ konnotierte Figuren in die Erzählung integriert. Auf der einen Ebene dienen diese zur erzählerischen Markierung der Staatsgrenze, indem sie das Bild der anderen, fremden Völker und Nationen maßgeblich bestimmen und gewissermaßen als personifizierte Staatswesen auftreten. In diesem Sinne helfen sie, die Ordnung der erzählten Welt zu etablieren und erzählerisch immer wieder aufrecht zu erhalten. So entsteht das Bild eines männlich geprägten preußischen Staates, der sich gegen ‚weibliche‘ bzw. ‚unmännliche‘ Andere zu behaupten hat. ‚Weiblichkeit‘ und ‚Unmännlichkeit‘ markieren hier das Nicht-Preußische, Fremde, Andere. Auf einer anderen Ebene finden sich aber auch *innerhalb* des ‚männlich‘ konnotierten Preußen Figuren, die explizit als ‚weiblich‘ bzw. ‚unmännlich‘ konnotiert sind. Die Funktion dieser Figuren liegt in der Erklärung wahrgenommener bzw. angenommener Divergenzen in den großenteils linear angelegten Erzählungen: indem die Historiker das ‚weiblich‘ oder ‚unmännlich‘ konnotierte Andere erzählerisch eliminieren, stellen sie die Kontinuität und Linearität der Geschichte wieder her: Ziel der drei untersuchten Historiographien ist es, im

---

<sup>1355</sup> Epple, Geschichtsschreibung, S. 399, 401.

Zuge einer kleindeutschen Geschichtsauffassung die Vergangenheit preußisch zu deuten, also Preußens Berufung zur nationalstaatlichen Einigung Deutschlands anschaulich zu belegen. Eine mögliche Narration bewegt sich im Rahmen des europäischen Mächtekonzernts, insbesondere aber im Kontext des Alten Reiches unter habsburgischer Führung. Außerpreußische Unwahrheit, Undeutschheit und Unrechtmäßigkeit müssen daher gezeigt und delegitimiert, Preußens Aufstieg zwischen diversen Feinden und Widerständen innerhalb wie außerhalb des deutschen Reichs dagegen veranschaulicht und legitimiert werden. Diese Veranschaulichungsleistung erbringt, dies ist das Ergebnis der vorliegenden Arbeit, ein in den Text eingeschriebener ‚Geschlechter‘kampf, der die komplexe Historie auf den Sieg eines männlich-maßvollen Prinzips über weiblich-maßlose Mächte reduziert.

Die Darstellung verschiedener Staatsformen geht mit dieser Zweiteilung ebenfalls kongruent, bspw. wenn die französische Republik als schlechte politische Ordnung beschrieben, die preußische Monarchie dagegen demokratisch umgedeutet wird. Die mit den jeweiligen politischen Ordnungen verknüpften Subjektentwürfe auf der Figurenebene stützen diese Differenzkonstruktionen: während in Frankreich eine gesichtslose Masse ihrem Anführer auf der Jagd nach schnellem Erfolg blindlings folgt, finden sich in Preußen Charakterköpfe „freiwillig“ unter einem von ihnen als vernünftig erkannten Anführer, einem *primus inter pares*, zum Kampf für ein höheres Ziel zusammen<sup>1356</sup>.

Subjektentwürfe und die Definition des Politischen, Ideen- und Figurenebene bestätigen sich in den hier untersuchten Geschichtswerken jeweils gegenseitig, indem Ideen oder abstrakte Werte wie *Vernunft* sich im Figurenhandeln zeigen, während die Darstellung des Figurenhandelns ihrerseits legitimiert wird durch die darüber stehenden Ideen; die symbolische Verknüpfung enthebt diese Darstellungen dem Anekdotenhaften, der Partikulargeschichte. Ranke selbst nutzt diese Unterscheidung zwischen Allgemeiner und Partikulargeschichte, um seine Fortschrittserzählung von der Staatswerdung Preußens zu untermauern: „Und Niemand tadle, daß ich das Persönlich-Denkwürdige in die Geschichte des Staates gezogen habe: es ist der Geist der Epoche, daß eins mit dem andern auf das genaueste zusammengreift.“<sup>1357</sup>

Interessant wäre, zu untersuchen, inwieweit die von den Historikern angebotenen Subjektentwürfe ihre Deutungsmacht auch außerhalb des Mediums Text entfalteten. Biefang hat gezeigt, dass Treitschkes durch den Verdun-Preis formell geadelte und anerkannt

<sup>1356</sup> Vgl. Sidonia Blättler, *Der Pöbel, die Frauen etc. Die Massen in der politischen Philosophie des 19. Jahrhunderts* (= Politische Ideen 3) (zugl.: Zürich, Univ., Diss., 1994), Berlin 1995.

<sup>1357</sup> PG I, S. ix.

*Deutsche Geschichte* die Ausrichtung der historischen Darstellungen der Reichsgründungszeit wesentlich beeinflusste. Die

[...] Geschichte und Politik der liberal-nationalen Bewegung [...] wurde [...] weder als Forschungsgegenstand ernst genommen, noch zum Kristallisationspunkt nationalliberaler Traditionsbildung erhoben. Die Parteien- und Parlamentarismusforschung blieb über die Weimarer Republik hinaus bis in die Frühphase der Bundesrepublik Deutschland hinein ein Stiefkind der Geschichtsforschung.<sup>1358</sup>

Wie gezeigt, vermischen sich insbesondere in Treitschkes Darstellung biographische Betrachtungen Friedrich Wilhelms IV. mit Beschreibungen der Romantiker, des Liberalismus und der bürgerlichen Revolution von 1848 – das Scheitern des Königs scheint sinnbildlich für das Scheitern des Bürgertums, die Willensschwäche des Königs symbolisch für die idealistischen Wunschträume dieser Zeit zu stehen. Der ehemalige Liberale Treitschke verurteilte in einer Art historiographischer Nabelschau auch die eigene (politische) Geschichte in der Rückschau als kindlich-naiv, harmoniesüchtig und realitätsfern. Dagegen werden Willensstärke und realpolitisches Denken und vor allem Handeln mit historischem Erfolg verknüpft.<sup>1359</sup> Zu fragen wäre, inwiefern die von Biefang beschriebene Abwendung von und Abwertung der national-liberalen Geschichte auch mit den in der *Deutschen Geschichte* entworfenen Subjektentwürfen zusammenhing<sup>1360</sup>.

Jaeger und Rösen haben den Historismus als „Krisenverarbeitungsstrategie“ beschrieben: in der historistischen Sicht auf die Welt und Gesellschaft um 1800 beruhigten ihrer Ansicht nach die Zeitgenossen ihre revolutions- und krisengeschüttelten Gemüter mit der Vorstellung vom historischen Sinn alles Geschehens<sup>1361</sup>. Die Perpetuierung der Geschlechterordnung und Aufrechterhaltung der Geschlechtergrenzen ebenfalls als Teil dieser

<sup>1358</sup> Andreas Biefang, Der Streit um Treitschkes „Deutsche Geschichte“ 1882/83. Zur Spaltung des Nationalliberalismus und der Etablierung eines national-konservativen Geschichtsbildes, in: *Historische Zeitschrift* 262 (1996), S. 391-422, S. 419.

<sup>1359</sup> Treitschkes Gegenentwurf zur Romantik war womöglich Prinz Wilhelm: in seiner Konzentration auf Tatsachen und Realitäten könnte man Wilhelms Darstellung als Symbol für die bürgerliche Realpolitik der Kaiserzeit lesen. Historischer ‚Misserfolg‘ und ‚Erfolg‘ der beiden königlichen Brüder werden Treitschke so zum Beweis für die Überholtheit romantischer Idealpolitik und zur Richtigkeit der realpolitischen Wende der bürgerlich-liberalen Politiker Ende des 19. Jahrhunderts.

<sup>1360</sup> Welskopp hat für Droysen eine Verschränkung von politischen und wissenschaftlichen Männlichkeitsvorstellungen gezeigt: Thomas Welskopp, Der „echte Historiker“ als „richtiger Kerl“. *Neue Veröffentlichungen* (nicht nur) zum 200. Geburtstag von Johann Gustav Droysen, in: *Historische Zeitschrift* 288 (2009), S. 385-407, S. 392.

<sup>1361</sup> Jaeger/Rösen, *Historismus*, S. 24: „Der zentrale Impuls historischen Denkens und des Historismus als geisteswissenschaftlicher Bewegung zu Beginn des 19. Jahrhunderts resultierte aus den Erfahrungen eines beschleunigten gesellschaftlichen Wandels, die den historischen Rückgriff auf die vergangenen Realisationsformen der menschlichen Existenz zum Zwecke der Lösung drängender Orientierungs- und Identitätsprobleme notwendig machte.“ In einer „Situation drohenden Sinn- und Orientierungsverlustes“ beharrte der Historismus auf der Vorstellung einer sinnhaften Geschichte, die Produkt menschlichen Denken und Handelns ist.

Krisenverarbeitungsstrategie zu sehen, schlägt Hausen vor<sup>1362</sup>. Die Herausbildung einer „Sonderanthropologie des Weibes“ ermöglichte es, „das Allgemeine des Menschseins im männlichen Geschlecht verkörpert zu sehen und demgegenüber dem weiblichen Geschlecht eine spezifische Naturhaftigkeit und damit Sonderstellung in der Kultur zuzuweisen.“<sup>1363</sup> Hausen sieht nicht nur eine zeitliche sondern auch inhaltliche Parallele zwischen der Erstellung einer allgemeinen und einer weiblichen „Sonderanthropologie“ und der Suche nach Maßstäben für eine neue Menschheitsgeschichte in bürgerlichem Sinn in der Geschichtswissenschaft des späten 18. Jahrhunderts: es fehlte zunächst „an Kriterien, historisch Relevantes auszuwählen und ein historisch relevant erachtetes Allgemeines vom historisch irrelevanten Besonderen abzugrenzen.“<sup>1364</sup> Diese Abgrenzung wurde anhand der Trennlinie männlich-weiblich, Kultur-Natur vorgenommen.<sup>1365</sup> Dass die Dichotomie männlich-weiblich nicht nur die Auswahlkriterien der historischen Relevanz, sondern auch die sprachlichen, erzählerischen und kompositorischen Darstellungsmittel der modernen akademischen *Geschichtsschreibung* prägt, und eine wichtige Rolle für die Veranschaulichung der Vergangenheit sowie für die Vorstellung von der Einheit der Geschichte spielt, ist ein Ergebnis der vorliegenden Untersuchung.

Vorstellungen des Politischen sind in der Moderne grundlegend dichotomisch strukturiert. Das „Vokabular der Herrschaft in der Neuzeit“ basiert nach Benhabib und Nicholson auf einer auf Platon und Aristoteles zurückgehenden dichotomischen Verfasstheit: „Das beherrschende Element ist rational, stark, vorausschauend, intelligent und begabt, das beherrschte Element ist irrational, ängstlich, nicht vorausschauend und kann keine Pläne für die Zukunft entwerfen, sondern nur Intrigen und Ränke schmieden.“<sup>1366</sup> Pateman zeigt, dass der moderne Gesellschaftsvertrag auf einem in ihn eingeschriebenen Geschlechtervertrag

---

<sup>1362</sup> Das „Dilemma“ der Aufklärer war, dass sie einerseits die freie Entfaltung des Individuums forderten und alle „gottgewollte“ gesellschaftliche Platzzuordnung ablehnten, andererseits aber die gesellschaftliche Ordnung der Geschlechterverhältnisse, mit der die Ungleichheit und Hierarchie der Ehe- und Familienverhältnisse eng verwoben war, aufrecht erhalten wollten. „Diese Ordnung unbeschadet in die bürgerliche Gesellschaft hinüberzuretten und gegen die Dynamik des modernen Denkens und des sozialen Wandels zu verteidigen, war ein Vorhaben, das seit dem Ende des 18. Jahrhunderts ebenso vielfältig wie anhaltend bearbeitet wurde. [...] Auch die exklusiv Männern überantworteten Wissenschaften, die im 19. Jahrhundert zunehmend institutionalisiert und ausdifferenziert wurden und gesellschaftliche Definitions- und Gestaltungsmacht entfalteten, widmeten der Stabilisierung der Geschlechterverhältnisse beträchtliche Aufmerksamkeit.“, vgl. Hausen, Karin, *Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung. Zur historischen Relevanz und Anstößigkeit der Geschlechtergeschichte*, in: Hans Medick, Anne-Charlott Trepp (Hg.), *Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven* (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Bd. 5), Göttingen 1998, S. 17-55, S. 26.

<sup>1363</sup> Hausen, *Nicht-Einheit*, S. 25f.

<sup>1364</sup> Hausen, *Nicht-Einheit*, S. 28.

<sup>1365</sup> Hausen, *Nicht-Einheit*, S. 29.

<sup>1366</sup> Seyla Benhabib, Linda Nicholson, *Politische Philosophie und die Frauenfrage*, in: Iring Fetscher, Herfried Münkler (Hg.), *Pipers Handbuch der politischen Ideen*, Bd. 5: *Neuzeit: Vom Zeitalter des Imperialismus bis zu den neuen sozialen Bewegungen*, München, Zürich 1987, S. 513-562, hier S. 526.

beruhte, der die Zweiteilung der Geschlechter zur Grundlage moderner Staaten macht<sup>1367</sup>. Diese Polarisierung der Geschlechtscharaktere, der Gesellschaft und der modernen Welt ist vielfach beschrieben worden. Die vorliegende Arbeit bestätigt hinsichtlich der Konstituierung des Politischen diese Polarisierungen und Dichotomien.

Zugleich aber nehmen die drei untersuchten Historiographien eine ungeheure Integrations- und Inklusionsleistung vor: wie aus einer Vielheit eine Einheit wird, diese Frage wird auf struktureller Ebene durch Inanspruchnahme erzählerischer, kompositorischer, rhetorischer Mittel sowie durch die Trennung zwischen Ideen- und Figurenebene gelöst. Der Eindruck von Einheit und Kohärenz ist überwältigend – und doch zugleich nicht hermetisch abgeschlossen<sup>1368</sup>. Das System Preußen, das Politische, so wie es in den hier untersuchten Geschichtswerken vorgestellt wird, wirkt mehrfach inkludierend: die Analyse der Figurendarstellungen hat gezeigt, dass die sprachlichen Grenzziehungen nicht in erster Linie entlang der Geschlechtergrenzen verliefen, sondern entlang der staatlichen Zugehörigkeit. Letztendlich aber ist es die individuelle Leistung, das Verhalten jedes/r einzelnen, die über – erzählerische – In- und Exklusion entscheiden: Verbündete, die sich treu und fair verhalten, Frauen, die ihren Mann stehen – das bürgerliche Wertesystem mit seinen Parametern individueller Leistung bestimmt über Darstellung und Inklusion der historischen Figuren<sup>1369</sup>.

Vernünftige ‚männliche‘ Subjekte bringen eine gute politische Ordnung, eine gute politische Ordnung bringt vernünftige ‚männliche‘ Subjekte hervor – die Illusion von Einheit, die in den hier untersuchten Erzählungen hervorgerufen wird, ist überwältigend; vom Größtem bis zum Kleinsten, von den Sternen bis zum Tau<sup>1370</sup> scheint ein über allem stehendes Prinzip zu walten: die Vernunft. Die Darstellungen Preußens wirken so umfassend inkludierend und regulierend zugleich auf Männer, Frauen, auch verbündete Staaten – sie alle können an den Segnungen dieses Staates teilhaben, freiwillige Unterordnung vorausgesetzt. Auf der Grundlage der Vernunft können dann bestimmte Vorgehensweisen, Gruppen und Individuen aus dem politischen Handlungsraum heraus- oder auch hereingeschrieben werden.

Zugleich verkörpert sich die Ganzheit des Staates, der eine Einheit aus einer Vielheit schafft, in einer ‚Männlichkeit‘, die sowohl weibliche als auch männliche Anteile in sich trägt: sei es in der Person eines Einzelnen wie Friedrich II. bei Ranke oder durch die Verbindung von Männern des Geistes und Männern der Tat zu einem dann ganzheitlich erscheinenden Kollektiv wie unter Friedrich Wilhelm III. zur Zeit der Befreiungskriege bei Treitschke. Die auf der Trennung der Geschlechter beruhende Ordnung der ‚Geschichte‘ und der Gesellschaft,

<sup>1367</sup> Carol Pateman, *The Sexual Contract*, Stanford 1988.

<sup>1368</sup> Fulda, *Wissenschaft*, S. 397f.

<sup>1369</sup> So auch Wienfort, *Monarchie*, S. 120.

<sup>1370</sup> Jens Soentgen, *Von den Sternen bis zum Tau. Eine Entdeckungsreise durch die Natur*, Wuppertal 2010.

wird durch diese Art der ganzheitlichen Darstellung verschleiert und korreliert mit Patemans Beobachtungen zur Konstituierung des modernen Staates: die Verankerung des *sexual contract* im Gesellschaftsvertrag, also die auf der Trennung zwischen privater und öffentlicher Sphäre sowie der Geschlechterdifferenz beruhende Konstruktion der modernen Gesellschaft, sei nämlich im darauf folgenden Reden über diese Gesellschaft zum Verschwinden gebracht worden<sup>1371</sup>. Dabei seien zwei „ineinander verzahnte[] Entwürfe von männlicher Individualität“<sup>1372</sup> aktiviert worden:

Das polare Geschlechtermodell entsprach der Projektion ausdifferenzierter und einander entgegengesetzter Lebenswelten. Für die zweite Redeweise dagegen wurde ein Bild männlicher Identität nötig und wirksam, das in sich bereits die Prozesse der Exklusion vergessen machte, die die Grundlage und ein Konstituens der Moderne bildeten. Die Vorstellung des Lebenskünstlers verband deshalb alle zentralen Elemente von Menschsein, die in der binären Geschlechtercodierung auf Männlichkeit und Weiblichkeit aufgeteilt waren. Diese Ganzheit begründete den Anspruch auf Unabhängigkeit als einem Kern von Männlichkeit, einer Unabhängigkeit, die wiederum männliche Macht legitimieren sollte.<sup>1373</sup>

Im Entwurf des (männlichen) Individuums spiegelt sich somit das Ideal der politischen Verfasstheit der Gesellschaft. Dass umgekehrt der Entwurf von Gesellschaft und Staat sich dem Bild des ganzen Mannes annäherte und somit „die Prozesse der Exklusion vergessen machte“<sup>1374</sup>, kann die hier vorgelegte Untersuchung bestätigen. Individuelle und gesellschaftliche Identität werden in den drei hier untersuchten Historiographien nach demselben Muster selbständiger Männlichkeit entworfen und zugleich zum Ausschlusskriterium für politische Partizipation.

---

<sup>1371</sup> „Women are incorporated into a sphere that both is and is not in civil society. The private sphere is part of civil society but is separated from the ‘civil’ sphere.“, Pateman, *Sexual contract*, S. 11.

<sup>1372</sup> Kessel, Langeweile, S. 160.

<sup>1373</sup> Kessel, Langeweile, S. 160.

<sup>1374</sup> Kessel, Langeweile, S. 160.

## Literatur

### 1. Primärliteratur

Damen Conversations Lexikon, hg. im Verein mit Gelehrten und Schriftstellerinnen von C. Herlossohn, 10 Bde., Leipzig 1834-1838; <http://www.zeno.org/nid/20001706780> [15.10.2014].

Droysen, Johann Gustav, Geschichte der Preußischen Politik, 14 Bände, Leipzig 1855-1886.

Gerstenberg, Carl, Index zum ersten bis vierten Theil der Geschichte der Preußischen Politik von Joh. Gust. Droysen, Leipzig 1876.

Goethe, Johann Wolfgang von, Faust. Der Tragödie erster Teil, Tübingen 1808; [http://de.wikisource.org/wiki/Faust\\_I](http://de.wikisource.org/wiki/Faust_I) [14.10.2014].

Goethe, Johann Wolfgang von, Poetische Werke, Bd. 1, Berlin 1960; <http://www.zeno.org/nid/20004838947> [15.10.2014]. Erstdruck: Goethes Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand, Bd. 1-4: Gedichte, Stuttgart und Tübingen (Cotta) 1827.

Kant, Immanuel, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, in: ders., Gesammelte Werke (Akademieausgabe), 23 Bände, Abt. 1 (Werke), Bd. IV, S. 385-462; <http://www.korpora.org/kant/aa04/385.html> [14.10.2014].

Ranke, Leopold, Neun Bücher Preußischer Geschichte, 3 Bände, Berlin 1847-1848.

Ranke, Leopold von, Zwölf Bücher Preußischer Geschichte, hg. von Paul Joachimsen, München 1930.

Treitschke, Heinrich von, Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert, 5 Bände, Leipzig 1927 (Erstveröffentlichung Leipzig 1879-1894).

Treitschke, Heinrich von, Politik. Vorlesungen gehalten an der Universität zu Berlin, hg. von Max Cornicelius, 2 Bände, 4. Auflage Leipzig 1918.

Winckelmann, Johann Joachim, Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst, in: Winckelmanns Werke in einem Band, Berlin, Weimar 1969, S. 1-38, S. 17f. [<http://www.zeno.org/nid/20009277277> (04.04.2013)] (Erstdruck: o. O. 1755).

### 2. Sekundärliteratur

Anderson, Benedict, Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism, London 1983.

Barta, Ilsebill, Familienporträts der Habsburger. Dynastische Repräsentation im Zeitalter der Aufklärung (= Museen des Mobiliendepots, Sammelbd. 11), Wien 2001.

- Baumgartner, Hans Michael, *Kontinuität und Geschichte. Zur Kritik und Metakritik der historischen Vernunft*, Frankfurt a. M. 1997.
- Becker, Ernst Wolfgang, *Zeit der Revolution! – Revolution der Zeit? Zeiterfahrungen in Deutschland in der Ära der Revolutionen 1789-1848/49*, Göttingen 1999.
- Becker-Schmidt, Regina, *Gesellschaft, Geschlechterverhältnis und Staat*, in: Elke Biester u. a. (Hg.), *Staat aus feministischer Sicht*, Berlin 1992, S. 75-85.
- Benhabib, Seyla, Linda Nicholson, *Politische Philosophie und die Frauenfrage*, in: Iring Fetscher, Herfried Münkler (Hg.), *Pipers Handbuch der politischen Ideen*, Bd. 5: *Neuzeit: Vom Zeitalter des Imperialismus bis zu den neuen sozialen Bewegungen*, München, Zürich 1987, S. 513-562.
- Berger, Stefan, *Geschichten von der Nation. Einige vergleichende Thesen zur deutschen, englischen, französischen und italienischen Nationalgeschichtsschreibung seit 1800*, in: Christoph Conrad, Sebastian Conrad (Hg.), *Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich*, Göttingen 2002, S. 49-77.
- Berger, Stefan, Mark Donovan, Kevin Passmore (Hg.), *Writing National Histories – Western Europe since 1800*, London, New York 1999.
- Biefang, Andreas, *Der Streit um Treitschkes „Deutsche Geschichte“ 1882/83. Zur Spaltung des Nationalliberalismus und der Etablierung eines national-konservativen Geschichtsbildes*, in: *Historische Zeitschrift* 262 (1996), S. 391-422.
- Blättler, Sidonia, *Der Pöbel, die Frauen etc. Die Massen in der politischen Philosophie des 19. Jahrhunderts (= Politische Ideen 3) (zugl.: Zürich, Univ., Diss., 1994)*, Berlin 1995.
- Blasius, Dirk, *Friedrich Wilhelm IV. 1795-1861. Psychopathologie und Geschichte*, Göttingen 1992.
- Blom, Ida, Karen Hagemann und Catherine Hall (Hg.), *Gendered Nations. Nationalisms and Gender Order in the Long Nineteenth Century*, Oxford, New York 2000.
- Blumenberg, Hans, *Beobachtungen an Metaphern*, Stuttgart 1967.
- Borutta, Manuel, *Antikatholizismus. Deutschland und Italien im Zeitalter der europäischen Kulturkämpfe*. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2011 (zugl. Berlin, Diss. 2005).
- Boukrif, Gabriele, Claudia Bruns, Kirsten Heinsohn u. a., *Einleitung*, in: dies. (Hg.), *Geschlechtergeschichte des Politischen. Entwürfe von Geschlecht und Gemeinschaft im 19. und 20. Jahrhundert (= Geschlecht – Kultur – Gesellschaft, Bd. 10)*, Hamburg, London, Münster 2002, S. 1-12.



- Boukrif, Gabriele, Claudia Bruns, Kirsten Heinsohn u. a. (Hg.), *Geschlechtergeschichte des Politischen. Entwürfe von Geschlecht und Gemeinschaft im 19. und 20. Jahrhundert* (= *Geschlecht – Kultur – Gesellschaft*, Bd. 10), Münster 2002.
- Boukrif, Gabriele u. a. (Hg.), Vorwort, in: Boukrif, Gabriele, Claudia Bruns, Kirsten Heinsohn u. a. (Hg.), *Geschlechtergeschichte des Politischen. Entwürfe von Geschlecht und Gemeinschaft im 19. und 20. Jahrhundert* (= *Geschlecht – Kultur – Gesellschaft*, Bd. 10), Hamburg, London, Münster 2002, S. VII.
- Braun, Christina von, *Versuch über den Schwindel. Religion, Schrift, Bild, Geschlecht*, Zürich u. a. 2001.
- Braun, Karl, *Die Krankheit Onania: Körperangst und die Anfänge moderner Sexualität im 18. Jahrhundert* (= *Historische Studien*, Bd. 16), Frankfurt a. M. u. a. 1995.
- Bruns, Claudia, Claudia Lenz, *Zur Einleitung: Männlichkeiten, Gemeinschaften, Nationen. Historische Studien zur Geschlechterordnung des Nationalen*, in: Claudia Lenz (Hg.), *Männlichkeiten, Gemeinschaften, Nationen. Historische Studien zur Geschlechterordnung des Nationalen*, Opladen 2003, S. 9-21.
- Bublitz, Hannelore, Einleitung, in: dies. (Hg.), *Das Geschlecht der Moderne. Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz*, Frankfurt, New York 1998, S. 9-25.
- Buch, Florian, *Friedfertige 'Männlichkeit' und 'Große Politik' in der Reichsgründungszeit. Über eine Codierung des liberalen außenpolitischen Diskurses*, in: *Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte* 47 (2005), S. 26-31.
- Buch, Florian, *Große Politik im Neuen Reich. Gesellschaft und Außenpolitik in Deutschland 1867-1882*, Kassel 2004 (zugl.: Bielefeld, Univ., Diss., 2003).
- Bürger, Christa, *Leben schreiben: Die Klassik, die Romantik und der Ort der Frauen*, Stuttgart 1990.
- Clark, Anna, *The rhetoric of masculine citizenship*, in: Stefan Dudink, Karen Hagemann, Anna Clark (Hg.), *Representing masculinity: male citizenship in modern Western culture*, New York, Basingstoke 2007, S. 3-22.
- Connell, Robert W., *Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics*, Stanford 1987.
- Connell, Robert W., *Masculinities*, Cambridge, Oxford 1995.
- Conrad, Christoph und Sebastian Conrad (Hg.), *Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich*, Göttingen 2002.
- Conrad, Sebastian (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2002.

- Däniker, Kathrin, Die Truppe – ein Weib? Geschlechtliche Zuschreibungen in der Schweizer Armee um die Jahrhundertwende, in: Christine Eifler, Ruth Seifert (Hg.), Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis (= Forum Frauenforschung, Bd. 11), Münster 1999, S. 110-134.
- Daniel, Ute, „Ein einziges großes Gemälde“. Die Erfindung des historischen Genres um 1800, in: GWU 47 (1996), S. 3-20.
- Dilly, Heinrich, James Ryding, Kulturgeschichtsschreibung vor und nach der bürgerlichen Revolution von 1848, in: Ästhetik und Kommunikation Heft 21, Jg. 6 (1975), S. 15-32.
- Dörner, Andreas, Politischer Mythos und symbolische Politik, Opladen 1995.
- Doll, Natascha, Recht, Politik und „Realpolitik“ bei Ludwig von Rochau (1810-1873). Ein wissenschaftsgeschichtlicher Beitrag zum Verhältnis von Politik und Recht im 19. Jahrhundert (= Studien zur europäischen Rechtsgeschichte, Bd. 189), Frankfurt a. M. 2005.
- Drews, Axel, Ute Gerhard, Der Boden, der nicht zu bewegen war. Ein zentrales Kollektivsymbol der bürgerlichen Revolution in Deutschland, in: Link/Wülfing (Hg.), Bewegung, S. 142-148.
- Dudink, Stefan, Karen Hagemann, Anna Clark, Editors' Preface: Historicizing Male Citizenship, in: dies. (Hg.), Representing masculinity. Male citizenship in modern Western culture, New York, Basingstoke 2007, S. ix-xv.
- Dudink, Stefan, Karen Hagemann, Anna Clark (Hg.), Representing masculinity. Male citizenship in modern Western culture, New York, Basingstoke 2007.
- Dümpelmann, Matthias, Zeitordnung. Aufklärung, Geschichte und die Konstruktion nationaler Semantik in Deutschland 1770-1815 (= Historische Forschungen, Bd. 61), Berlin 1997.
- Eder, Franz X., Kultur der Begierde : eine Geschichte der Sexualität, München 2002.
- Emmott, Catherine, Narrative comprehension. A discourse perspective, Oxford 1997.
- Epple, Angelika, Empfindsame Geschichtsschreibung. Eine Geschlechtergeschichte der Historiographie zwischen Aufklärung und Historismus (= Beiträge zur Geschichtskultur, Bd. 26), Köln 2003.
- Epple, Angelika, Angelika Schaser (Hg.), Gendering Historiography. Beyond National Canons, Frankfurt a. M. 2009.
- Erhart, Walter, Das zweite Geschlecht: "Männlichkeit", interdisziplinär. Ein Forschungsbericht, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 30/2 (2005), S. 156-232.

- Erhart, Walter, Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit, München 2001 (zugl.: Göttingen, Univ., Habil.-Schr. 1996).
- Fahlbusch, Michael, Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“ von 1931-1945, Baden-Baden 1999.
- Fisch, Stefan, Erzählweisen des Historikers. Heinrich von Treitschke und Thomas Nipperdey, in: Wolfgang Hardtwig und Harm-Hinrich Brandt (Hg.), Deutschlands Weg in die Moderne. Politik, Gesellschaft und Kultur im 19. Jahrhundert, München 1993, S. 54-62.
- Fludernik, Monika, The genderization of narrative, in: GRAAT 21 (1999), S. 153-175.
- Frevert, Ute, Gemütlichkeit zwischen privater Tugend und öffentlichem Laster, in: Robert Haussmann (Hg.), Gemütlichkeit?, München 1996, S. 39-45.
- Frevert, Ute, Das Geschlecht des Politischen, in: Lynn Blattmann, Irène Meier (Hg.), Männerbund und Bundesstaat. Über die politische Kultur der Schweiz, Zürich 1998, S. 36-52.
- Frevert, Ute, Männergeschichte oder die Suche nach dem "ersten" Geschlecht, in: Manfred Hettling u. a. (Hg.), Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen, München 1991, S. 31-43.
- Frevert, Ute, »Mann und Weib, und Weib und Mann«. Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München 1995.
- Frevert, Ute, Nation, Krieg und Geschlecht im 19. Jahrhundert, in: Manfred Hettling, Paul Nolte (Hg.), Nation und Gesellschaft in Deutschland: historische Essays, München 1996, S. 151-170.
- Frevert, Ute, Pflicht, in: Etienne François, Hagen Schulze (Hg.), Deutsche Erinnerungsorte, 3 Bände, München 2001, Bd. 2, S. 269-285.
- Frevert, Ute, Neue Politikgeschichte: Konzepte und Herausforderungen, in: dies., Heinz-Gerhard Haupt (Hg.), Neue Politikgeschichte. Perspektiven einer historischen Politikforschung (= Historische Politikforschung, Bd. 1), Frankfurt, New York 2005, S. 7-26.
- Frevert, Ute, Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit, in: Thomas Kühne (Hg.), Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne (= Geschichte und Geschlechter, Bd. 14), Frankfurt, New York 1996, S. 69-87.
- Fulda, Daniel, Goethezeitliche Ästhetik und die Ermöglichung einer textuellen Repräsentation von ‚Geschichte‘. Zur Genese einer symbolischen Form, in: ders., Silvia Serena Tschopp

- (Hg.), *Literatur und Geschichte. Ein Kompendium zu ihrem Verhältnis von der Aufklärung bis zur Gegenwart*, Berlin, New York 2002, S. 299-320.
- Fulda, Daniel, *Hat Geschichte ein Geschlecht? Gegenderte Autorschaft im historischen Diskurs*, in: Stefan Deines, Stephan Jaeger, Ansgar Nünning (Hg.), *Historisierte Subjekte – Subjektivierte Historie. Zur Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit von Geschichte*, Berlin, New York 2003, S. 185-201.
- Fulda, Daniel, ‚Nationalliberaler Historismus‘. Politische Motivation und ästhetische Konsequenzen einer Konvergenzphase von Geschichtsschreibung und historischem Roman, in: ders., Thomas Prüfer (Hg.), *Faktenglaube und fiktionales Wissen. Zum Verhältnis von Wissenschaft und Kunst in der Moderne (= Kölner Studien zur Literaturwissenschaft, Bd. 9)*, Frankfurt a. M. u. a. 1996, S. 169-210.
- Fulda, Daniel, *Wissenschaft aus Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung, 1760-1860 (= European Cultures. Studies in Literature and the Arts, Bd. 7)*, Berlin, New York 1996.
- Garbe, Christine, *Die ‚weibliche‘ List im ‚männlichen‘ Text. Jean-Jacques Rousseau in der feministischen Kritik*. Stuttgart, Weimar 1992 (zugl.: Berlin, Freie Univ., Diss., 1990).
- Genette, Gérard, *Die Erzählung*, München 1998.
- Genette, Gérard, *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*, Frankfurt a. M. 2001.
- Gerhard, Ute, *Politik als Dramenkonstellation. Soziale Perspektiven von Mythisierungen im 19. Jahrhundert*, in: Jürgen Link, Wulf Wülfing (Hg.), *Bewegung und Stillstand in Metaphern und Mythen. Fallstudien zum Verhältnis von elementarem Wissen und Literatur im 19. Jahrhundert (= Sprache und Geschichte, Bd. 9)*, Stuttgart 1984, S. 226-232.
- Gerhard, Ute, Jürgen Link, *Zum Anteil der Kollektivsymbolik an den Nationalstereotypen*, in: Jürgen Link, Wulf Wülfing (Hg.), *Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen von Konzepten nationaler Identität (= Sprache und Geschichte, Bd. 16)*, Stuttgart 1991, S. 16-52.
- Gilbert, Felix, *History: Politics or Culture? Reflections on Ranke and Burckhardt*, Princeton 1990.
- Ginzburg, Carlo, *Veranschaulichung und Zitat. Die Wahrheit der Geschichte*, in: *Wie Geschichte geschrieben wird. Mit Beiträgen von Fernand Braudel, Lucien Febvre, Arnaldo Momigliano u. a.*, Berlin 1998, S. 85-102.
- Ginzburg, Carlo, *High and Low. The Theme of Forbidden Knowledge in the Sixteenth and Seventeenth Centuries*, in: *Past & Present* 73 (1976), S. 28-41.

- Gottlob, Michael, *Geschichtsschreibung zwischen Aufklärung und Historismus*. Johannes von Müller und Friedrich Christoph Schlosser (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Bd. 385), Frankfurt a. M. u. a. 1989.
- Gouda, Frances, *Das unterlegene Geschlecht der „überlegenen“ Rasse: Kolonialgeschichte und Geschlechterverhältnisse*, in: Hanna Schissler (Hg.), *Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel*, Frankfurt a. M. 1993, S. 185-203.
- Gramley, Hedda, *Propheten des deutschen Nationalismus. Theologen, Historiker und Nationalökonomien (1848-1880)*, Frankfurt a. M., New York 2001.
- Haar, Ingo, *Historiker im Nationalsozialismus: deutsche Geschichtswissenschaft und der „Volkstumskampf“ im Osten* (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 143), Göttingen 2000.
- Hagemann, Karen, *The first citizen of the state. Paternal masculinity, patriotism, and citizenship in early nineteenth-century Prussia*, in: Stefan Dudink, Karen Hagemann, Anna Clark (Hg.), *Representing masculinity: male citizenship in modern Western culture*, New York, Basingstoke 2007, S. 67-88.
- Hagemann, Karen, *"Männlicher Muth und Teutsche Ehre". Nation, Krieg und Geschlecht in der Zeit der antinapoleonischen Kriege Preußens* (= Krieg in der Geschichte, Bd. 8), München, Paderborn u. a. 2002.
- Hagemann, Karen, *Nation, Krieg und Geschlechterordnung. Zum kulturellen und politischen Diskurs in Preußen in den Jahren der antinapoleonischen Erhebung, 1806-1815*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 22/4 (1996), S. 562-591.
- Hagemann, Karen, *A valorous Volk family: the nation, the military, and the gender order in Prussia in the time of the anti-Napoleonic wars, 1806-15*, in: Ida Blom, Karen Hagemann, Catherine Hall (Hg.), *Gendered nations: nationalism and gender order in the long nineteenth-century*, Oxford, New York 2000, S. 179-205.
- Hausen, Karin, *Geschichte als patrilineare Konstruktion und historiographisches Identifikationsangebot. Ein Kommentar zu Lothar Gall, Das Bürgertum in Deutschland*, Berlin 1989, in: *L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 8/1 (1997), S. 109-131.
- Hausen, Karin, *Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung. Zur historischen Relevanz und Anstößigkeit der Geschlechtergeschichte*, in: Hans Medick, Anne-Charlott Trepp (Hg.), *Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven* (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Bd. 5), Göttingen 1998, S. 17-55.

- Hausen, Karin, Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas (= Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, Bd. 21), Stuttgart 1976, S. 363-393.
- Hausen, Karin, "... eine Ulme für das schwankende Efeu". Ehepaare im deutschen Bildungsbürgertum, in: Ute Frevert (Hg.), Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 77), Göttingen 1988, S. 85-117.
- Heindl, Waltraud, Idole und Erinnerung. Gedanken zu (religiösen) Mythen in Zentraleuropa, <http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/WHeindl1.pdf> [15.10.2014].
- Heinsohn, Kirsten, "Volksgemeinschaft" als gedachte Ordnung. Zur Geschlechterpolitik der Deutschnationalen Volkspartei, in: Boukrif, Gabriele u. a. (Hg.): Geschlechtergeschichte des Politischen. Entwürfe von Geschlecht und Gemeinschaft im 19. und 20. Jahrhundert (= Geschlecht – Kultur – Gesellschaft, Bd. 10), Münster, Hamburg, London 2002, S. 83-106.
- Helduser, Urte, Generativität, Genie und Geschlecht. Historische Diskurse über intellektuelle Produktivität, in: Marlen Bidwell-Steiner, Karin S. Wozonig (Hg.), Gender & Generation (= Gendered Subjects, Bd. 2), Bozen, Innsbruck, Wien 2005, S. 242-257.
- Helduser, Urte, „Hoffnungslose Geschlechter“. „Unfruchtbarkeit“ als Pathologie der Moderne um 1900, in: Ursula Pasero, Anja Gottburgsen (Hg.), Wie natürlich ist Geschlecht? Gender und die Konstruktion von Natur und Technik, Wiesbaden 2002, S. 319-333.
- Helduser, Urte, "Maskerade" als „weibliche Natur“. Literatur und Geschlechterdiskurs um 1900, in: Der Deutschunterricht 2 (2000), S. 15-26.
- Hettling, Manfred, Die persönliche Selbständigkeit. Der archimedische Punkt bürgerlicher Lebensführung, in: ders., Stefan-Ludwig Hoffmann (Hg.), Der bürgerliche Wertehimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts, Göttingen 2000, S. 57-78.
- Hettling, Manfred, Stefan-Ludwig Hoffmann (Hg.), Der bürgerliche Wertehimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts, Göttingen 2000.
- Hobsbawm, Eric J., Terence Ranger u. a. (Hg.), The invention of tradition, Cambridge 1983.
- Hohls, Rüdiger (Hg.), Versäumte Fragen: deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus, Stuttgart u. a. 2000.
- Honegger, Claudia, Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, Frankfurt a. M. 1991.
- Hülse, Rainer, Sprache ist mehr als Argumentation. Zur wirklichkeitskonstituierenden Rolle von Metaphern, in: Zeitschrift für Internationale Beziehungen 10/2 (2003), S. 211-246.

- Hughes, Diane Owen, *Invisible Madonnas? The Italian Historiographical Tradition and the Women of Medieval Italy*, in: Susan Mosher Stuard (Hg.), *Women in Medieval History and Historiography*, Philadelphia 1987, S. 25-57.
- Hull, Isabel, *Sexuality, state and civil society in Germany, 1700-1815*, Ithaca, London 1996.
- Hunt, Lynn, *The Challenge of Gender. Deconstruction of Categories and Reconstruction of Narratives in Gender History*, in: Hans Medick, Anne-Charlott Trepp (Hg.), *Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven* (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Bd. 5), Göttingen 1998, S. 57-97.
- Jaeger, Friedrich, Rügen, Jörn, *Geschichte des Historismus: eine Einführung*, München 1992.
- Jaeger, Stephan, *Erzählen und Lesen von gender in Historiographie*, in: Sigrid Nieberle, Elisabeth Strowick (Hg.), *Narration und Geschlecht, Texte, Medien, Episteme* (= Literatur – Kultur – Geschlecht, Gr. R. Bd. 42), Köln, Weimar, Wien 2006, S. 315-334.
- Jüttemann, Veronika, *Im Glauben vereint: Männer und Frauen im protestantischen Milieu Ostwestfalens 1845-1918* (= L’Homme Schriften, 16) (zugl. Univ. Bielefeld, Diss. 2006), Köln u.a. 2008.
- Kaduk, Svenja, „[...] er entschied lebhaft, unmittelbar und auf immer“. Zur geschlechtlichen Dimension sprachlicher Muster und narrativer Strategien in historiographischen Texten, in: IFF-Info. Zeitschrift des interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung, 22. Jg., Nr. 29 (2005), S. 60-69;  
[http://www.iffonzeit.de/ausgaben/iff-info/IFFInfo\\_05\\_1.pdf](http://www.iffonzeit.de/ausgaben/iff-info/IFFInfo_05_1.pdf) [15.10.2014].
- Kantorowicz, Ernst, *The King’s Two Bodies. A Study in Medieval Political Theology*, Princeton 1957 (dt.: *Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters*, München 1994).
- Kessel, Martina, *Einleitung*, in: dies. (Hg.), *Kunst, Geschlecht, Politik. Männlichkeitskonstruktionen und Kunst im Kaiserreich und in der Weimarer Republik*, Frankfurt a. M., New York 2005, S. 7-16.
- Kessel, Martina, *Langeweile. Zum Umgang mit Zeit und Gefühlen in Deutschland vom späten 18. zum frühen 20. Jahrhundert*, Göttingen 2001.
- Kessel, Martina, *The “Whole Man”: The Longing for a Masculine World in Nineteenth-Century Germany*, in: *Gender & History* 15 (2003), S. 1-31.
- Kessel, Martina, *Heterogene Männlichkeit. Skizzen zur gegenwärtigen Geschlechterforschung*, in: Friedrich Jaeger, Jörn Rügen (Hg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd. 3: Themen und Tendenzen*, Stuttgart, Weimar 2004, S. 372-384.

- Koch, Angela, „DruckBilder“. Stereotype und Geschlechtercodes in den antipolnischen Diskursen der „Gartenlaube“ (1870-1930) (= Literatur – Kultur – Geschlecht; Gr. R. Bd. 21), Köln 2002.
- Kohlrausch, Martin, Der unmännliche Kaiser. Wilhelm II. und die Zerbrechlichkeit des königlichen Individuums, in: Regina Schulte (Hg.), Der Körper der Königin. Geschlecht und Herrschaft in der höfischen Welt (= Campus Historische Studien, Bd. 31), Frankfurt a. M., New York 2002, S. 254-275.
- Kornbichler, Thomas, Deutsche Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert. Wilhelm Dilthey und die Begründung der modernen Geschichtswissenschaft (= Geschichtswissenschaft, Bd. 1), Pfaffenweiler 1984.
- Koselleck, Reinhart u.a., „Geschichte“, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 2, Stuttgart 1975, S. 593-717.
- Koselleck, Reinhart, Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a. M. 1989.
- Koselleck, Reinhart, Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe, in: ders., Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a. M. 1989, S. 211-259.
- Krause, Ellen, Einführung in die politikwissenschaftliche Geschlechterforschung (= Politik und Geschlecht, Bd. 11), Opladen 2003, S. 65-83.
- Kühne, Thomas (Hg.), Männergeschichte – Geschlechtergeschichte: Männlichkeit im Wandel der Moderne (= Geschichte und Geschlechter, Bd. 14), Frankfurt a. M. 1996.
- Kühne, Thomas, Staatspolitik, Frauenpolitik, Männerpolitik: Politikgeschichte als Geschlechtergeschichte, in: Hans Medick und Anne-Charlott Trepp (Hg.), Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Bd. 5), Göttingen 1998, S. 173-231.
- Lämmert, Eberhard, Bauformen des Erzählens, 8. unveränderte Auflage, Stuttgart 1993 (1. Aufl. ebd., 1955).
- Lahn, Silke, Jan Christoph Meister, Einführung in die Erzähltextanalyse, Stuttgart u. a. 2008
- Landwehr, Achim, Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse (= Historische Einführungen, Bd. 8), Tübingen 2001.
- Langer, Ulrich, Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten, Düsseldorf 1998.
- Laqueur, Thomas, Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, Frankfurt a. M. 1992 (engl. Making sex, 1990).



- Laqueur, Thomas, *Solitary sex. A cultural history of masturbation*, New York 2003.
- Lenz, Claudia (Hg.), *Männlichkeiten, Gemeinschaften, Nationen. Historische Studien zur Geschlechterordnung des Nationalen*, Opladen 2003.
- Link, Jürgen, Wulf Wülfing (Hg.), *Bewegung und Stillstand in Metaphern und Mythen. Fallstudien zum Verhältnis von elementarem Wissen und Literatur im 19. Jahrhundert (= Sprache und Geschichte, Bd. 9)*, Stuttgart 1984.
- Link, Jürgen, „Einfluß des Fliegens! – auf den Stil selbst!“ Diskursanalyse des Ballonsymbols, in: ders., Wulf Wülfing (Hg.), *Bewegung und Stillstand in Metaphern und Mythen. Fallstudien zum Verhältnis von elementarem Wissen und Literatur im 19. Jahrhundert (= Sprache und Geschichte, Bd. 9)*, Stuttgart 1984, S. 149-164.
- List, Elisabeth, *Homo politicus – femina privata? Thesen zur Kritik der politischen Anthropologie*, in: dies., *Die Präsenz des Anderen. Theorie und Geschlechterpolitik*, Frankfurt a. M. 1993, S. 155-173.
- Martínez, Matías, Michael Scheffel, *Einführung in die Erzähltheorie*, München 2005.
- Mazza, Ethel Matala de, *Doppelgänger, Engel, Gespenster*, in: Frank, Thomas, Albrecht Koschorke, Susanne Lüdemann und Ethel Matala de Mazza, *Des Kaisers neue Kleider. Über das Imaginäre politischer Herrschaft. Texte – Bilder – Lektüren*, Frankfurt a. M. 2002, S. 133-146.
- Medick, Hans, Anne-Charlott Trepp (Hg.), *Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Bd. 5)*, Göttingen 1998.
- Megill, Allan, *Recounting the Past. “Description”, Explanation, and Narrative in Historiography*, in: *AHR* 94 (1989), S. 627-653.
- Mehlmann, Sabine, *Das vergeschlechtlichte Individuum – Thesen zur historischen Genese des Konzeptes männlicher Geschlechtsidentität*, in: Hannelore Bublitz (Hg.), *Das Geschlecht der Moderne: Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz*, Frankfurt a. M., New York 1998, S. 95-118.
- Middell, Matthias, Monika Gibas, Frank Hadler, *Sinnstiftung und Systemlegitimation durch historisches Erzählen: Überlegungen zu Funktionsmechanismen von Repräsentationen des Vergangenen*, in: dies. (Hg.), *Zugänge zu historischen Meistererzählungen (= Comparativ, Jg. 10, H. 2)*, Leipzig 2000, S. 7-35.
- Middell, Matthias, Monika Gibas, Frank Hadler (Hg.), *Zugänge zu historischen Meistererzählungen (= Comparativ, Jg. 10, H. 2)*, Leipzig 2000.
- Mills, Sara, *Feministisches Close Reading*, in: *Feministische Studien* 2 (1990), S. 71-87.

- Mommertz, Monika, Claudia Opitz-Belakhal (Hg.), Das Geschlecht des Glaubens. Religiöse Kulturen Europas zwischen Mittelalter und Moderne, Frankfurt a. M. u. a. 2008.
- Mosse, George L., Das Bild des Mannes: zur Konstruktion moderner Männlichkeit, Frankfurt a. M. 1997.
- Müller, Klaus E., Jörn Rüsen (Hg.), Historische Sinnbildung. Problemstellungen, Zeitkonzepte, Wahrnehmungshorizonte, Darstellungsstrategien, Reinbek bei Hamburg 1997.
- Müller-Funk, Wolfgang, Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung, 2. überarb. und erw. Aufl. 2007; <http://link.springer.com/book/10.1007%2F978-3-211-69478-7> [14.10.2014].
- Münkler, Herfried, Politische Bilder, Politik der Metaphern, Frankfurt a. M. 1994.
- Muhlack, Ulrich, Historie und Politik im Vormärz, in: Frank Fürbeth, Pierre Krügel, Ernst E. Metzner u. a. (Hg.), Zur Geschichte und Problematik der Nationalphilologien in Europa. 150 Jahre Erste Germanistenversammlung in Frankfurt a. M. (1849-1996), Tübingen 1999, S. 135-145.
- Muhlack, Ulrich, Der „politische Professor“ im Deutschland des 19. Jahrhunderts, in: Roland Burkholz, Christel Gärtner, Ferdinand Zehentreiter (Hg.), Materialität des Geistes. Zur Sache Kultur – im Diskurs mit Ulrich Oevermann, Weilerswist 2001, S. 185-204.
- Nolte, Paul, Darstellungsweisen deutscher Geschichte. Erzählstrukturen und „master narratives“ bei Nipperdey und Wehler, in: Christoph Conrad, Sebastian Conrad (Hg.), Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich, Göttingen 2002, S. 236-270.
- Nünning, Ansgar, Gender and Narratology. Kategorien und Perspektiven einer feministischen Narrativik, in: Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik 42/2 (1994), S. 101-121.
- Nünning, Vera, Ansgar Nünning (Hg.), Erzähltextanalyse und gender studies, Stuttgart u. a. 2004.
- Parr, Rolf, „Zwei Seelen wohnen, ach! In meiner Brust“: Strukturen und Funktionen der Mythisierung Bismarcks (1860-1918), München 1992.
- Pateman, Carol, The Sexual Contract, Stanford 1988.
- Planert, Ute (Hg.), Nation, Politik und Geschlecht. Frauenbewegungen und Nationalismus in der Moderne (= Geschichte und Geschlechter, Bd. 31), Frankfurt a. M., New York 2000.
- Planert, Ute, Vater Staat und Mutter Germania: Zur Politisierung des weiblichen Geschlechts im 19. und 20. Jahrhundert, in: dies. (Hg.), Nation, Politik und Geschlecht. Frauenbewegungen und Nationalismus in der Moderne (= Geschichte und Geschlechter, Bd. 31), Frankfurt/New York 2000, S. 15-65.

- Pomata, Gianna, Partikulargeschichte und Universalgeschichte – Bemerkungen zu einigen Handbüchern der Frauengeschichte, in: *L'Homme* 2,1 (1991), S. 5-44.
- Read, Barbara, Historical representations and the gendered battleground of the 'past'. A study of the Canterbury Heritage Museum, in: *The European Journal of Women's Studies* 3/2 (1996), S. 115-130.
- Ricoeur, Paul, *Die lebendige Metapher* (= *Übergänge*, Bd. 12), München 1986.
- Ricoeur, Paul, *Das Selbst als ein Anderer* (= *Übergänge*, Bd. 26), München 1996.
- Ricoeur, Paul, *Zeit und Erzählung* (= *Übergänge*, Bd. 18), 3 Bde., München 1988ff.
- Rigotti, Francesca, *Die Macht und ihre Metaphern. Über die sprachlichen Bilder der Politik*, Frankfurt a. M. 1994.
- Rolker, Christof, *Heinrich von Treitschke: Werke und Ausgaben*; <http://kops.uni-konstanz.de/bitstream/handle/123456789/11667/Werkbibliographie.pdf> [08.06.2018].
- Ross, Kristin, *Hausputz*, in: Christoph Conrad und Martina Kessel (Hg.), *Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung*, Stuttgart 1998, S. 362-385.
- Rüsen, Jörn (Hg.), *Westliches Geschichtsdenken – eine interkulturelle Debatte*, Göttingen 1999.
- Rüsen, Jörn, *Zeit und Sinn. Strategien historischen Denkens*, Frankfurt a. M. 1990.
- Rüsen, Jörn, *Zerbrechende Zeit. Über den Sinn der Geschichte*, Köln, Weimar, Wien 2001.
- Sabrow, Martin (Hg.), *Geschichte als Herrschaftsdiskurs. Der Umgang mit der Vergangenheit in der DDR* (= *Herrschaftsstrukturen und Erfahrungsdimensionen der DDR-Geschichte*, Bd. 3) (= *Zeithistorische Studien*, Bd. 14), Köln, Weimar, Wien 2000.
- Sarasin, Philipp, *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914*, Frankfurt a. M. 2001.
- Schilling, René, *Die soziale Konstruktion heroischer Männlichkeit im 19. Jahrhundert. Das Beispiel Theodor Körner*, in: Karen Hagemann, Ralf Pröve (Hg.), *Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel* (= *Geschichte und Geschlechter*, Bd. 26), Frankfurt a. M. 1998, S. 121-144.
- Schilling, René, *"Kriegshelden": Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland 1813-1945* (= *Krieg in der Geschichte*, Bd. 15), Paderborn u. a. 2002.
- Schlie, Ulrich, *Die Nation erinnert sich. Die Denkmäler der Deutschen*, München 2002.
- Falko Schnicke, *Die männliche Disziplin: zur Vergeschlechtlichung der deutschen Geschichtswissenschaft 1780 – 1900*, Göttingen 2015.

- Schnicke, Falko, Doppelstruktur des Hegemonialen. Intersektionale Perspektiven auf die historiographische Differenzproduktion des 19. Jahrhunderts, in: Ann-Kristin Düber, Falko Schnicke (Hg.), Perspektive, Medium, Macht. Zur kulturellen Codierung neuzeitlicher Geschlechterdispositionen, Würzburg 2010, S. 27-48.
- Schönwälder, Karen, Historiker und Politik: Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus (= Historische Studien, Bd. 9), Frankfurt a. M. u. a. 1992.
- Schöttler, Peter (Hg.), Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft: 1918-1945, Frankfurt a. M. 1997.
- Schulte, Regina, „Der Aufstieg der konstitutionellen Monarchie und das Gedächtnis der Königin“, in: Historische Anthropologie 6,1 (1998), S. 76-103.
- Schulte, Regina, „Madame, Ma Chère Fille“ – „Dearest Child“. Briefe imperialer Mütter an königliche Töchter, in: dies. (Hg.), Der Körper der Königin. Geschlecht und Herrschaft in der höfischen Welt (= Campus Historische Studien, Bd. 319), Frankfurt a. M., New York 2002, S. 162-193.
- Schulze, Winfried (Hg.), Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, Frankfurt a. M. 2000.
- Scott, Joan Wallach, Gender: a useful category of historical analysis, in: dies., Feminism and history, Oxford, New York 1996, S. 152-180. (Erstveröffentlichung 1986)
- Scott, Joan Wallach, Only paradoxes to offer: French feminists and the rights of man, Cambridge 1996.
- Scott, Joan Wallach, Über Sprache, Geschlecht und die Geschichte der Arbeiterklasse, in: Christoph Conrad, Martina Kessel (Hg.), Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, Stuttgart 1994, S. 283-309.
- Smith, Bonnie G., The gender of history. Men, women, and historical practice, Cambridge, London 1998.
- Soentgen, Jens, Von den Sternen bis zum Tau. Eine Entdeckungsreise durch die Natur, Wuppertal 2010.
- Steinmetz, Willibald, Das Sagbare und das Machbare. Zum Wandel politischer Handlungsspielräume England 1780-1867 (= Sprache und Geschichte, Bd. 21), Stuttgart 1993.
- Steinmetz, Willibald, „Sprechen ist eine Tat bei euch.“ Die Wörter und das Handeln in der Revolution von 1848, in: Dieter Dowe, Dieter Langewiesche (Hg.), Europa 1848. Revolution und Reform (= Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 48), Bonn 1998, S. 1089-1138.

- Stierle, Karlheinz, Zum Status narrativer Oppositionen, in: Reinhart Koselleck, Wolf-Dieter Stempel (Hg.), *Geschichte – Ereignis und Erzählung*, München 1973, S. 526-528.
- Stollberg-Rilinger, Barbara, Das Verschwinden des Geheimnisses. Einleitende Bemerkungen, in: Gisela Engel u. a. (Hg.), *Das Geheimnis am Beginn der europäischen Moderne* (= *Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit*, Bd. 6, H. 1/4), Frankfurt a. M. 2002, S. 229-233.
- Straub, Jürgen (Hg.), *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte* (= *Erinnerung, Geschichte, Identität*, Bd. 1), Frankfurt a. M. 1998.
- Tosh, John, Hegemonic Masculinity and the History of Gender, in: Stefan Dudink, Karen Hagemann, John Tosh (Hg.), *Masculinities in Politics and War. Gendering Modern History*, Manchester/New York 2004, S. 41-58.
- Violi, Patrizia, Gender, subjectivity and language, in: Gisela Bock, Susan James (Hg.), *Beyond equality and difference. Citizenship, feminist politics and female subjectivity*, London, New York 1992, S. 164-176.
- Völger, Gisela, Männergeburten, in: Lynn Blattmann, Irène Meier (Hg.), *Männerbund und Bundesstaat. Über die politische Kultur der Schweiz*, Zürich 1998, S. 53-67.
- vom Bruch, Rüdiger (Hg.), *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik: Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 2002.
- Weigel, Sigrid, Die Verdopplung des männlichen Blicks und der Ausschluß von Frauen aus der Literaturwissenschaft, in: dies., *Topographien der Geschlechter*, Reinbek bei Hamburg 1990, S. 234-251.
- Weil, Rachel, *Political passions. Gender, the family and political argument in England, 1680-1714*, Manchester/New York 1999.
- Welskopp, Thomas, Der „echte Historiker“ als „richtiger Kerl“. Neue Veröffentlichungen (nicht nur) zum 200. Geburtstag von Johann Gustav Droysen, in: *Historische Zeitschrift* 288 (2009), S. 385-407.
- Wienfort, Monika, *Monarchie in der bürgerlichen Gesellschaft. Deutschland und England von 1640 bis 1848* (= *Bürgertum*, Bd. 4), Göttingen 1993.
- White, Hayden, *Metahistory: the historical imagination in nineteenth-century Europe*, Baltimore, London <sup>2</sup>1974.

White, Hayden, Der historische Text als literarisches Kunstwerk, in: Christoph Conrad, Martina Kessel (Hg.), Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, Stuttgart 1994, S. 123-157.

Wolfrum, Edgar, Geschichte als Waffe. Vom Kaiserreich bis zur Wiedervereinigung, Göttingen 2001.

Eidesstattliche Erklärung (nach der Rahmenpromotionsordnung der Universität Bielefeld vom 15. Juni 2010)

Hiermit erkläre ich, dass

- mir die geltende Promotionsordnung der Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie bekannt ist,
- ich die Dissertation selbst angefertigt habe, keine Textabschnitte von Dritten oder eigener Prüfungsarbeiten ohne Kennzeichnung übernommen habe und alle von mir benutzten Hilfsmittel und Quellen in meiner Arbeit angegeben habe,
- Dritte von mir weder unmittelbar noch mittelbar geldwerte Leistungen für Vermittlungstätigkeiten oder für Arbeiten erhalten haben, die im Zusammenhang mit dem Inhalt der vorgelegten Dissertation stehen,
- ich die Dissertation noch nicht als Prüfungsarbeit für eine staatliche oder andere wissenschaftliche Prüfungen eingereicht habe,
- ich nicht die gleiche, eine in wesentlichen Teilen ähnliche oder eine andere Abhandlung bei einer anderen Hochschule als Dissertation eingereicht habe.

Bielefeld, 16.10.2014

Unterschrift